Digitized by Google

BIBLIOTECA LUCCHESI - PALLI
IV. SALA
13
I
59

IV. 13. I. 59

Digitized by Google

Frauenherzen.

Historische Novellen

von

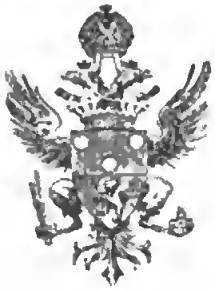
Louise Mühlbach.

Zweiter Band:

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

Digitized by Google



BIBLIOTECA LUCCHESI-PALLI

IV.ª SALA O.S.

SCAFFALE 13

PLUTEO I

N.° CATENA 59

Louise Mühlbach, Frauenherzen.

Zweiter Band.

37175

Frauenherzen.

Historische Novellen

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band:

Ein Glas Wasser oder eine Rosenknospe.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1873.

IV. 13. I. 59

Einleitung.

In der langen und prächtigen City-Street in London stehen Paläste neben Palästen, und Könige wohnen in denselben, Könige, die mächtiger und stolzer und unnahbarer sind als die Königin Victoria, the most gracious queen, in ihren stolzen Hallen von Windsor-Castle.

Es sind die Könige des Geldes, welche in diesen Palästen wohnen, die reichen Beherrscher der Börse, die mit einem Wink ihrer Hand Hütten in Paläste und Sandflächen in Lustgärten umwandeln. Denn sie halten in dieser Hand den Zauberstab, vor welchem alle Welt sich beugt, dem Jedermann huldigt und den selbst die stolzeste Frau als einen gefährlichen Versucher anerkennt und fürchtet.

„Sie sind ein Gottesleugner, Baron", sagte einst

die ſtolze und keuſche Königin Sophie, die Mutter Friedrich's des Großen, zu dem Cavalier und Weltmann von Pöllnitz. „Sie glauben an nichts mehr, Sie haben vor nichts mehr Ehrfurcht.“

„Vergebung“, erwiderte er, ſich tief verneigend, „Vergebung, Majeſtät, es gibt doch noch etwas, vor dem ich Ehrfurcht habe und an das ich glaube. Wollen Eure Majeſtät die Gnade haben, zu rathen, was das iſt?“

„Die Frauentugend! Nicht wahr?“ erwiderte ſie mit einem ſtrahlenden Blick der großen, tiefen blauen Augen, welche ihr Sohn Friedrich von ihr geerbt hatte. „Die Frauentugend!“

Der alte Cavalier ſchüttelte lebhaft den Kopf und konnte das ſardoniſche Lächeln, welches ihm die ſchmalen Lippen umſpielte, trotz ſeiner Höflingsmanier nicht unterdrücken.

„Nein, Majeſtät, ich glaube nur an das Gold und die Macht des Goldes, welche größer iſt als die Macht der Könige und ſtärker als jede Frauentugend.“

„Ich habe alſo Recht, Sie ſind ein Gottesleugner“, wiederholte die Königin achſelzuckend. „Sie beugen ſich vor dem goldenen Kalbe und möchten uns einreden, daß dies der Gott des Himmels und der Erde ſei.“

„Ich glaube es auch, Majeſtät", ſagte der alte Cavalier haſtig. „Ja, der Gott des Himmels und der Erde, das iſt das Gold, und der Gott und der Verführer jeglicher Frauentugend."

„Da ſieht man den Roué, welcher nach ſeinem eigenen ſchlimmen Leben alles Andere rangirt, ſelbſt die Frauentugend", rief die Königin mit einem Schlag ihres Fächers auf die Schulter des alten Cavaliers.

„Eure Majeſtät glauben alſo wirklich daran?" fragte er ganz verwundert. „Eure Majeſtät ſind der Meinung, daß es Frauen geben könnte, welche der Macht des Goldes widerſtehen?"

„Ich bin der Meinung", erwiderte ſie ſtolz. „Ich glaube noch an ein edles Frauengemüth, welches den Zauberer Gold mit einem frommen Vaterunſer oder mit einem ſtrahlenden „Ich liebe" beiſeite ſtoßen wird."

„Und wenn man einer ſolchen Frau, die arm iſt und die ſich nährt von ihrer Hände Arbeit, wenn man ihr zwanzigtauſend Thaler böte? Meinen Eure Majeſtät, daß das für ſie keine Verſuchung wäre?"

„Für zwanzigtauſend Thaler, Baron, verkauft ſich kein edles Frauenherz."

„Doch nehmen wir an, das edle Frauenherz hätte neben ſich einen Vater oder eine Mutter, welche darbt

und hungert und der ſie nur mühſam das Leben friſtet, oder einen Liebhaber, der auch arm iſt und in Noth und Armuth ſeine Jugend opfern müßte, würden dann die zwanzigtauſend Thaler keine Verſuchung ſein?“

„Eine Verſuchung wohl, Baron, aber ein edles Frauenherz würde ſie beſiegen.“

„Uno wenn wir dieſem edlen Frauenherzen und der keuſcheſten Frauentugend, dem armen Vater und dem darbenden Geliebten gegenüber, hunderttauſend Thaler böten, meinen Eure Majeſtät, daß ſie auch dann widerſtände?“

„Auch dann noch.“

„Doch wenn wir ihr eine Million böten?“

„O mein Gott“, rief die Königin, „Sie nennen auch gleich eine ſo ungeheure Summe.“

Dann aber erſchrak ſie über ihre eigenen Worte und wandte ſich erröthend und zürnend ab.

Der alte Weltmann Pöllnitz lächelte in ſich hinein.

„Eine ſo ungeheure Summe, eine Million, das erkennt ſelbſt die Königin als einen gefährlichen Verſucher an!“

Hier in den Paläſten, zu beiden Seiten der langen Straße, da wohnen ſie, die gefährlichen Verſucher und Zauberer. Die Millionen ſind da aufgehäuft in den

Vorrathskammern und den Bureaux. Dieſe Verführer der Menſchheit! Dieſe Zauberſtäbe, welche himmliſche Gärten aus Sandwüſten und Paläſte aus Hütten erbauen! Dort unten, hinter den mit großen Eiſenſtäben verſehenen Gittern, dort ſind die Schmieden, in welchen dieſe Zauberſtäbe täglich vergrößert, verſchönert und glänzender aufgeputzt werden. Da ſitzen ſie, die Arbeiter, hinter den hohen Pulten, die Feder in der Hand oder hinter dem Ohr, ſtarr hinblickend auf die großen Bücher, in denen nichts als Zahlen geſchrieben ſind, und indem ſie die Zahlen zuſammenrechnen und aus ihnen Millionen machen, denken ſie vielleicht an das armſelige Haus draußen in einer der Vorſtädte oder hier in der City in einer der dunklen Seitengaſſen, die neben dem Palaſte düſter und ſchmuzig dahinkriechen, und an das kleine elende Zimmer, in welchem ein kranker Vater oder eine Gattin mit einer Schaar von Kindern mühſelig leben, während ihre Arbeitskraft dem Herrn, welcher in den vergoldeten Gemächern thront, die Millionen täglich vergrößert und vervielfacht.

Nahe den Bureaux der Millionäre ſtehen dieſe kleinen niedrigen Häuſer in den Seitengaſſen der City, wie ein Bettler nahe ſteht dem reichen Manne und ihn um eine Gabe anfleht, oder wie Lazarus, der drau-

ßen vor der Thür des reichen Mannes liegt und lebt von den Broſamen, welche ſeine Hunde verächtlich beiſeite geſtoßen haben.

„Es iſt ganz gleichgültig, ob wir die Straße mit einem Beſen oder mit einem Sammtkleid gefegt haben, wenn wir alt geworden ſind“, ſeufzte Ninon de l'Enclos, als ſie ſelber alt war. „Das Salz fehlt in der Suppe, gleichviel, ob man ſie in einem Hospital oder in einem herzoglichen Schloſſe ißt.“

Aber Ninon de l'Enclos, als ſie ſo ſprach, hatte doch noch ein wenig von dem Salz, welches ihr die Suppe des Lebens ſchmackhafter machen konnte. Sie war reich, und ihr Reichthum gab ihr die Mittel, dem Alter, dieſer grauen düſtern Geſtalt, ein heiteres ſchönes Geſicht zu zaubern.

Es iſt nicht gleich, ob man die Straße mit einem Beſen oder mit einer Sammtſchleppe gefegt hat, wenn man alt iſt. Denn wenn man reich iſt, wirft das Gold immer noch einen glänzenden Schein über das alternde Angeſicht, und es gibt blöde Augen, welche es immer noch für jung und begehrenswerth erachten!

Erſtes Kapitel.

In dieſe düſtern kleinen Häuſer in der Seitengaſſe von City-Street dringt dieſer glänzende Schimmer nicht hinein, denn hier wohnt die Armuth, die Dürftigkeit, aber auch vielleicht der Friede und die Genügſamkeit. Zum mindeſten hat die erkaufte Tugend und die theuer bezahlte Kunſt unſerer modernen Ninon de l'Enclos nichts zu ſchaffen mit dieſem ſchönen jungen Mädchen, welches da in einem dieſer kleinen Häuſer in dem düſtern, armſeligen Hinterzimmer ſitzt. Freilich, ihre Wangen ſind bleich, und es liegt wie ein trüber Nebel über ihrem jugendlichen Angeſicht, aber es iſt nur jener Nebel, welcher auf den belebenden Strahl der Morgenſonne harrt, um emporzuflattern und ein leuchtendes, roſiges Antlitz zu enthüllen. Es bedarf nur eines Sonnenſtrahls, um die Bläſſe von

dieſem jugendlichen Antlitz fortzuküſſen, auf dieſen reinen, klaren Wangen die Roſen aufblühen zu laſſen und den tiefen dunklen Augen einen leuchtenden Widerſchein des Sonnenglanzes zu geben.

Dieſe Augen ſind jetzt über das Reißbret geneigt, welches vor ihr auf dem Tiſche liegt, und ihre kleinen weißen Hände führen emſig den Pinſel, welcher auf dem weißen Papier die Roſen aufblühen läßt, die den Wangen des jungen Mädchens fehlen.

Der alte Herr, welcher im Hintergrunde des Zimmers in dem lederbezogenen Lehnſtuhl ſitzt, hat ſie ſchon eine Zeit lang ernſten Blickes betrachtet und jetzt unterbricht er das Schweigen mit einem langen Seufzer und einer leiſe gemurmelten Verwünſchung.

Sofort wendet das junge Mädchen das Haupt zu ihm hin, und aus den ſchwarzen Augen leuchtet nur Liebe und Zärtlichkeit ihm entgegen.

„Fehlt Ihnen etwas, mein theurer Vater?“ fragt ſie mit ſanfter, melodiſcher Stimme.

„Eine ſeltſame Frage, Solanges“, rief er achſelzuckend. „Ob mir etwas fehlt, fragſt Du? Alles fehlt mir.“

„Ich weiß“, ſeufzte ſie. „Ihnen fehlt die Heimat, Ihnen fehlt unſer ſchönes Schloß, Ihnen fehlt unſer Park, Ihnen fehlt unſer ſtolzer Palaſt im Fau-

bourg St.-Germain, Ihnen fehlt die reiche Dienerschaft und die Equipage, mit der wir sonst durch die Straßen von Paris fuhren. Ja, mein theurer Vater, Ihnen fehlt Alles, und das Schicksal hat sehr grausam an Ihnen gehandelt."

„Das Schicksal?" rief er grollend. „Ich bitte Dich, Solanges, lästere das Schicksal nicht, indem Du es verwechselst mit diesem Aufrührer und Rebellen, diesem Mordbrenner und Hochverräther, dem Bonaparte, der sich jetzt den ersten Consul der Republik Frankreich nennt. Es ist eine Schmach, daß ich solche verächtliche Worte auf meine Lippen nehmen muß. Die Republik hat die Lilien in den Koth der Gassen getreten und aus den Tuilerien, dem Sitz unserer Könige, eine Schenkstube und ein Cabaret gemacht für den Unterlieutenant, für den Advocatensohn, für den Bonaparte. Wenn ich daran denke, so meine ich, die Flammen müßten mir aus dem Kopfe aufsteigen und müßten die ganze Welt entzünden mit dem Feuer des Zorns, welches diesen elenden Usurpator, diesen Advocatensohn mit seiner ganzen Brut vernichten sollte. Ja, es fehlt mir mein schönes Palais im Faubourg St.-Germain und meine Equipage und meine Dienerschaft. es fehlt mir unser schönes Schloß und unser Park. Doch ich klage nicht um meinetwillen! Ich wollte

Alles tragen und dulden, wenn ich nur wüßte, daß dieser Frevel gerächt würde an dem Usurpator und daß mit seinem eigenen Blute die Hallen des Königsschlosses rein gewaschen würden von der Schmach, die er ihnen angethan. Wenn ich der Vergangenheit gedenke, Solanges, so bäumt sich mir das Herz auf und ich möchte aufschreien vor Wuth, vor Entsetzen und vor Schmach und Demüthigung."

Solanges wehrte den Zornausbrüchen ihres alten Vaters nicht, sie hatte vielleicht absichtlich das Gespräch auf dieses Thema hingelenkt, weil sie wußte, daß der alte Herr, wenn der Zorn über Bonaparte in ihm aufflackerte, der Unbehaglichkeit seiner eigenen Existenz vergaß und es nicht merkte, wie die Zeit langsam und trübe dahinkroch für ihn selbst.

Während er zürnte und schalt und weiter seine Philippika hinströmen ließ gegen den „Usurpator, den Rebellen, den ersten Consul, den Bonaparte", malte sie eifrig weiter, und die Rosen blühten immer prächtiger und voller auf dem Papiere auf.

Aber auch immer ungestümer und heftiger ward die Philippika und der Zornausbruch des alten Herrn, bis er endlich seufzend und ächzend sich zurückwarf in den Lehnstuhl.

„Sie haben Recht, zornig und unglücklich zu

ſein, mein theurer Vater", ſagte Solanges jetzt mit beſänftigender Stimme. „Schweres Unheil drückt uns nieder, und dennoch, mein Vater, ſind wir noch nicht die Beklagenswertheſten. Ich vor allen Dingen habe Gott zu danken, denn mir ward das herbe Schickſal erſpart, welches ſo viele von unſern Freunden und Verwandten getroffen hat. Ich bin wenigſtens ſo glücklich geweſen, mit meinem theuren Vater aus dem unſeligen, blutenden Frankreich entfliehen zu können. Ich habe Sie, mein Vater, und wo Sie ſind, da iſt meine Heimat. Ach ich wünſchte, es wäre auch ein wenig ſo für Sie, und Ihre Tochter Solanges könnte Ihnen einen kleinen Schimmer der Heimat in Ihr trauriges, edles Herz werfen!"

„Und es iſt auch ſo", ſagte der Alte mit grollender Stimme. „Ja, einen Schimmer der Heimat ſchau' ich auf Deinem Angeſicht, meine theure Solanges, und dennoch macht mich gerade das trübe und unglücklich. Wenn ich Dich anſchaue, Dich, die Tochter der reichen, angeſehenen Grafen von St.-Pierre, die ſeit Jahrhunderten an dem Hofe ihrer Könige den Ehrendienſt thaten und die erſten Plätze einnahmen unter den Großen des Hofes, Dich, die Enkeltochter ſo vieler mächtiger und berühmter Ahnen, Dich, meine Tochter endlich, wenn ich Dich anſchaue, wie Du hier in einem

elenden Zimmer ſitzeſt und wie eine niedrige, gemeine Arbeiterin beſchäftigt biſt, die Kunſt, welche Du einſt aus freier Liebe geübt, Dir zum Broderwerb zu erniedrigen, es iſt herzzerreißend, es iſt entſetzlich!"

„Nein, mein Vater, es iſt troſtreich und ſchön!" rief ſie mit ſtrahlenden Augen. „Ja, es iſt ſchön, daß die Kunſt, die ich, wie Sie wohl ſagen, aus freier Liebe einſt geübt, mir jetzt die Mittel gibt, unſern kleinen Haushalt zu beſtreiten."

„Aber warum muß es ſo ſein?" fragte er grollend. „Warum mußten wir uns zurückziehen in dieſe düſtere elende City, welche eigentlich niemals der Fuß eines Edelmanns betritt? Warum mußten wir uns unter dem gemeinen Volk in düſterer Einſamkeit bergen? Ich will es endlich wiſſen, ich frage Dich, Solanges, warum haſt Du mich gezwungen, hierher zu kommen?"

„Fragen Sie mich nicht, mein theurer Vater", ſagte ſie, indem ſie, da jetzt ihre Arbeit vollendet war, von ihrem Platz am Fenſter ſich erhob und zu dem Alten hinſchritt. „Fragen Sie mich nicht! Es iſt nicht gut, daß wir ſolche Erörterungen machen."

„Aber ich will es wiſſen und ich wiederhole meine Frage: Warum haſt Du darauf beſtanden, daß wir hierher gingen, daß wir unſere hübſche Wohnung in

Weſtend verließen und heimlich wie Diebe, welche entfliehen, hierher überſiedelten? Dort lebten wir wenigſtens, wenn auch nicht anſtändig, ſo doch nicht beſchämend, wie es hier der Fall iſt."

„Vergebung mein Vater", ſagte ſie ſanft, indem ſie vor ihm niederkniete und ſeine beiden Hände in die ihren legte, „Vergebung, mein Vater, dort lebten wir nicht anſtändig, ſondern beſchämend."

Er ſah ſie zürnend und fragend zugleich an.

Sie nickte leiſe.

„Ja, beſchämend, mein Vater, denn wir lebten nicht von unſerm Gelde, ſondern von der Gnade und Güte eines Mannes, von dem ich keine Gnade annehmen will und deſſen Güte ich nicht empfangen kann."

Ein Ausdruck des Schmerzes flog über das Antlitz des alten Herrn hin.

„Wie, Du weißt?" fragte er leiſe, und ſeine Stimme klang jetzt ſchüchtern und verlegen, und er ſchlug die Augen nieder vor den großen ſchwarzen Augen ſeiner Tochter.

„Ja, ich weiß, mein Vater", flüſterte ſie. „Ich glaubte eine Zeit lang, daß die Gelder, welche wir ſo glücklich geweſen, auf unſerer Flucht mit uns zu nehmen, ausreichten zu dem Leben, welches wir in Weſtend

führten. Doch Vergebung, mein Vater, daß ich von dieſen Dingen ſpreche, jetzt endlich ſpreche, weil Sie es ſo begehren. Eines Tages ward ich bitter enttäuſcht; ich war unfreiwillig Zeuge eines Geſprächs, welches Sie, mein Vater, mit dem Marquis St.-Juſte führten. Ich hörte, daß ein unglücklicher Zufall", fuhr ſie zögernd fort und indem ſie von dem erröthenden Antlitz des Vaters den Blick wegwandte, „ja, daß ein unglücklicher Zufall uns unſerer letzten Hülfsquelle beraubt hatte und daß der Marquis von St.-Juſte uns die Mittel gab, um ſo weiter zu leben, wie wir es bis dahin von unſerm eigenen Gelde gethan. Ich weiß, mein Vater, Sie beugten Ihren Stolz nur um meinetwillen, und nur, weil Sie ein ſo zärtlicher und gütiger Vater ſind, der von ſeiner Tochter jegliche Beſchwerde und jegliche Entbehrung abwenden wollte, nahmen Sie das Anerbieten des Marquis von St.-Juſte an, der ſich erbot, ſo lange die Koſten unſeres Haushalts zu beſtreiten, bis Ihre eigenen Mittel wieder dazu ausreichten. Doch ich, mein Vater, ich fühlte in mir die Kraft, lieber alle Entbehrungen zu ertragen und allen Demüthigungen mich zu unterwerfen, als dieſe Demüthigung zu ertragen, meinen theuern Vater den Schuldner des Marquis von St.-Juſte ſein zu laſſen. Darum, als Sie an jenem Tage, ich weiß nicht, mein

theurer Vater, zu welchem Zweck und zu welchem Gange, wieder wie täglich damals mit dem Marquis das Haus verlaſſen hatten, ging ich aus, ſuchte mir dieſe Wohnung hier, beſorgte unſere wenigen Habſeligkeiten hierher und machte mich bereit zu einem neuen Leben. Sie wiſſen, die gute alte Comteſſe Dutant liebt mich ein wenig, und ſie hatte mir oft ihre Hülfe und ihren Beiſtand angeboten. Zu ihr ging ich und bat ſie, mich mit irgend einen Kunſthändler bekannt zu machen, für den ich arbeiten könnte. Schütteln Sie nicht Ihr Haupt, mein Vater, und zürnen Sie mir nicht! Es iſt in dieſen Zeiten für einen franzöſiſchen Edelmann keine Schande, ſondern eine Ehre, wenn er arm iſt, denn es beweiſt, daß er treu geblieben iſt ſeinen Grundſätzen und ſeinem Königshauſe und daß er die Gnade nicht angenommen, welche der Conſul Bonaparte jedem franzöſiſchen Edelmanne bietet, der aus der Fremde heimkehrt und ſich ſeinen Hofe und ſeiner Größe beugt. Sie hätten es auch gekonnt und würden jetzt, wenn Sie dem Rufe, welchen Bonaparte jetzt noch einmal an alle Emigrirten erließ, gefolgt wären, in Reichthum und in Ehren ſchwelgen können. Sie würden Ihr Palais und Ihren Park im Faubourg St.-Germain wieder haben können, wenn Sie Ihr geliebtes ſtolzes Haupt nur hätten beugen wollen vor dem Uſur-

pator. Sie thaten es nicht, und ich freue mich deſſen und bin ſtolzer auf Sie, da wir in Armuth ſind, als ich es war, da wir noch in unſerm glänzenden Palaſte lebten. Ich ſchämte mich nicht, mein Vater, der lieben alten Gräfin zu geſtehen, daß wir nicht mehr im Stande wären, die elegante Wohnung in Weſtend zu beſtreiten, daß wir arm wären und ſuchen müßten von unſerer Hände Arbeit zu leben. Sie war gerührt, ſie weinte, ſie bot mir von dem Wenigen, was ſie ſelbſt beſitzt, eine Unterſtützung an. Ich lehnte es ab und bat nur um ihre Verwendung bei einem Kunſthändler, für den ich arbeiten könnte. Sie fuhr mit mir zu einem ſolchen hin, ich zeigte ihm von meinen mitgebrachten Studien, er war damit zufrieden, und wir ſchloſſen den Handel ab. O mein Vater, ſeit jenem Tage, da wir aus Frankreich entflohen, war dies der erſte glückliche Moment meines Daſeins, und die Thränen, welche ich damals vergoß, waren nicht Thränen des Schmerzes, ſondern der Freude! Ich wußte nun, daß ich befähigt wäre, für meinen theuren Vater zu ſorgen, und daß ich nicht die Schmach erdulden müßte, Sie und mich von irgend Jemand abhängig zu ſehen. Ich hatte Alles eingerichtet und vorbereitet, als Sie ſpät in der Nacht, wie Sie immer zu thun pflegten, heimkehrten."

„Ja, und da machteſt Du mir eine Scene", grollte der Alte, „da ſagteſt Du zu mir: „Mein Vater, in dieſer Stunde noch müſſen wir das Haus hier verlaſſen." Ich zürnte, ich widerſtrebte, ich wollte wenigſtens den Morgen abwarten, doch Du ſagteſt: „Mein Vater, wenn wir nicht jetzt gleich das Haus verlaſſen, ſo muß ich Sie verlaſſen, und Sie werden mich nicht wiederſehen. Ich werde dem edlen Hauſe der Grafen von St.-Pierre die Schmach anthun, daß ich als das Kammermädchen irgend einer ſtolzen Kaufmannsfrau mir mein Brod ſelbſt verdiene." "

„Und ich hätte es gethan!" rief Solanges mit ſtrahlendem Blick. „Ja, ich hätte es gethan, wenn Sie nicht gütig und liebevoll, wie immer, meinem Flehen nachgegeben hätten. Wir verließen jene Wohnung, deren Eleganz und Luxus mich anwiderte, ſeitdem ich wußte, wer ſie bezahlte, und wir begaben uns hierher."

„Und ſeitdem führen wir hier ein langweiliges, eintöniges und jammervolles Daſein", grollte der Vater. „Selbſt den einzigen Freund, welcher ſonſt noch zuweilen mit ſeinem Geplauder die öde Stille meines Daſeins unterbrach, den Marquis von St.-Juſte, haſt Du mir geraubt. Ich war thöricht genug, von Deinem Flehen, Deinen Bitten, ja ſogar Deinen Vorwürfen mich erweichen zu laſſen, und ich ſchwur Dir

bei dem Andenken an Deine theure Mutter, welche Gott in seiner Gnade vor diesen schlimmen Zeiten zu sich gerufen, daß ich den Marquis weder aufsuchen, noch ihm Nachricht geben wolle von unserm jetzigen Wohnort."

Solanges nahm seine Hand und drückte sie an ihre Lippen.

„Ich danke Ihnen für diesen Schwur, mein theurer Vater. Er war für mich das heilige Unterpfand eines neuen Lebens."

„Für mich war er die Besiegelung eines trüben Daseins voll Langerweile und Hoffnungslosigkeit", murrte der Alte. „Ich bin jetzt ein ganz verlassener und elender Greis und ich habe weder Geld noch Hoffnung mehr! Ich wage mich nicht hinaus in diese elenden, schmuzigen Straßen, denn mir scheint, die Steine selbst müßten hohnlachend mich betrachten und fragen, wie der Fuß des Grafen von St.-Pierre sich so tief erniedrigen könne, sie zu berühren, und wie der französische Edelmann die Schmach auf sich laden konnte, in dieser elenden Gasse zu wohnen, wo nur die Schreiber und das niedere Gesinde der vornehmen Geldfürsten sonst hausen. Warum wähltest Du gerade diese Gasse? Warum mußten wir gerade hier unser jammervolles Nomadenleben aufschlagen?"

„Weil ich gerade hier am sichersten war, mein Vater, nicht von denen entdeckt zu werden, welche uns vielleicht suchen", sagte sie leise.

„Du meinst, von dem Marquis St.-Juste", sagte der Alte. „Du hassest ihn also wirklich? Du bist undankbar genug, um diesen Mann, den einzigen, treuen Freund, der uns geblieben, zu hassen, zu verachten und zu verabscheuen? Du vergaßest all die Wohlthaten, die er uns erzeigt? Du erinnerst Dich nicht mehr, daß wir es seinem Beistande verdanken, daß unsere Flucht geglückt ist, daß nur seine Klugheit und seine Gewandtheit uns errettete vor den Spähern an den Grenzen? Oder ist es nicht wahr? Sage selbst, Solanges, verdanken wir es nicht dem Marquis, daß es uns gelang, die Grenze zu überschreiten? War er es nicht, der uns die Verkleidungen besorgte, der Alles vorbereitete, der endlich an der Grenze selbst mit reichen Gaben die Späher bestach, daß sie uns entwischen ließen?"

„Ja, er that das Alles, mein theurer Vater", erwiderte Solanges ruhig, „er war unser Erretter und unser Erlöser."

„Du erkennst es an? Und wie dankst Du es ihm? Er liebt Dich, laß mich das Wort aussprechen, er liebt Dich, liebt Dich leidenschaftlich, und Du zeigst

ihm ſtets ein ſtolzes, abwehrendes Weſen und weiſeſt jedes Wort der Erklärung zurück. Warum thuſt Du das? Und wie kommt es, daß der junge ſchöne Edelmann, welcher doch in Paris am Hofe der Abgott aller Frauen war, auf Dich, Solanges, gar keinen Eindruck macht?"

„Vielleicht", ſagte ſie, und der Schimmer eines Lächelns ſpielte um ihren ſchönen Mund, „vielleicht kommt es gerade daher, weil er der Abgott aller Frauen war. Mein Herz iſt eigenſinnig, Vater, und es mag nicht begehren, was allen angehört."

„Du thuſt ihm Unrecht", grollte der Vater, „er liebt Dich und Dich allein. Er hat zu mir mit Thränen über Deine Grauſamkeit geklagt. Und ich muß es Dir jetzt ſagen, ich wünſche, daß Du Dich weniger grauſam zeigſt. Ja, ich wünſche es, ich befehle es Dir ſogar und ich fordere Gehorſam von meiner Tochter. Wenn, wie ich es hoffe und erſehne, der Marquis uns auffindet, wenn ſeine Liebe ſo ſtark iſt, daß er nicht nachläßt mit Suchen und ſelbſt in dieſer elenden Verborgenheit uns findet, dann verlange ich von meiner Tochter, daß ſie ſich weniger ſtörriſch und abwehrend zeigt, verlange von ihr, daß ſie die edle und uneigennützige Liebe, ich wiederhole es, die edle und uneigennützige Liebe des Marquis von St.-Juſte nicht

zurückweiſt. Wir leben nicht in einer Zeit, wo ein junges Mädchen ſich rückhaltlos ihren ſchwärmeriſchen romantiſchen Gefühlen hingeben darf. Die Zeit iſt ernſt und ſieht uns mit den hohlen Augen des Unglücks und der Armuth an. Wir müſſen Alles thun, um dieſen unſeligen Blick von uns abzuwenden, und es liegt in Deiner Macht, Solanges, dies zu bewirken. Der Marquis von St.-Juſte iſt nicht der Flattergeiſt, für welchen Du ihn halten möchteſt. Er liebt Dich mit einer edlen und treuen Liebe. Ich wiederhole es Dir, er begehrt nichts weiter, als daß Du die Hand annimmſt, welche er Dir bietet, und ich wünſche es."

„Mein Vater, Sie werden nicht ſo grauſam ſein", rief ſie mit angſtvollem Ton. „Sie werden mich nicht zwingen zu einer Verbindung, die ich nicht wünſche, die mein Unglück wäre."

„Dein Unglück? Vermählt mit einem ſchönen, angeſehenen Manne, dem ſicher eine glänzende Zukunft aufbehalten iſt, wenn endlich der Uſurpator geſtürzt iſt und wir heimkehren nach Frankreich; vermählt mit einem Manne, der ſo ſchön iſt, daß alle Frauen neidiſch auf Dich blicken werden, wenn Du an ſeiner Seite zum erſten Male wieder eintrittſt in die Tuilerien — das nennſt Du ein Unglück?"

„Ja, mein Vater, ich nenne es ſo, denn ich liebe

dieſen Mann nicht", rief ſie ſtolz und mit leuchtenden Augen.

„Du liebſt ihn nicht!" rief der Alte achſelzuckend. „Das iſt auch ſo eine Chimäre, welche Du in den einſamen Schattengängen unſeres Parkes im Faubourg St.-Germain in Dich aufgenommen haſt! Sie muß aber vor der ſtrengen Wirklichkeit in Nebel zerfließen. Seit wann iſt es denn Sitte, daß man die Töchter vornehmer Häuſer bei ihrer Vermählung nach ihrem Herzen fragt und bei dem erſt anklopft und fragt, ob es Liebe empfinde? Du biſt edel geboren, ſtolz und vornehm, wie es nur eine Prinzeſſin iſt. Und wann hat man denn die Prinzeſſinnen bei ihrer Vermählung gefragt, ob ſie die Prinzen lieben, denen man ſie vermählt?"

„Ich danke auch darum Gott, mein Vater, daß ich keine Prinzeſſin bin", ſagte Solanges mit einem ſanften Lächeln. „Da ich aber jetzt auch keine Comteſſe mehr bin, ſondern nur eine arme Arbeiterin, ſo habe ich damit zum mindeſten mir wohl das Recht erworben, wenn ich mich vermählen ſoll, bei meinem eigenen Herzen anzuklopfen und zu fragen, ob es liebt. Ich liebe den Marquis St.-Juſte nicht und ich flehe zu Dir, mein Vater, daß Du mich nicht zwingen wolleſt, mich mit ihm zu vermählen."

„Ich aber, ich liebe Dich genug, um Dich zwingen zu wollen zu Deinem Glück", rief der Alte, „ja, Solanges, zu Deinem Glück! Denn ich weiß, daß Du mit dem Marquis St.-Juste ein glückliches Leben führen wirst. Er liebt Dich, er betet Dich an, er wird Alles thun, um Dich glücklich zu machen. Und ich sage Dir, wenn er uns sucht, wenn seine Liebe so stark ist, daß sie auch diese Prüfung überwindet, wenn er uns hier findet, hier in diesem elenden, armseligen Gemach dennoch seine Wünsche und seine Bitte erneuert und von mir die Hand meiner Tochter erfleht, so gebe ich sie ihm und befehle meiner Tochter, daß sie aus dieser Erbärmlichkeit hervorgehe."

„Ich flehe zu Gott, daß er gnädig sei, und daß der Marquis uns hier nicht finde, und daß das Schlimmste von mir fern bleibe", sagte Solanges, die Hände faltend und den Blick emporhebend zum Himmel. „Doch nun, mein Vater, lassen Sie es genug sein mit unserer traurigen Unterredung. Es beginnt zu dämmern, und ich muß fort."

„Wohin?" fragte der Graf.

„Zu meinem Brodherrn", erwiderte sie sanft. „Sie sehen, das Blumenstück hier ist vollendet, und ich muß eilen, daß ich hin komme, bevor der Laden geschlossen wird."

„Es iſt, um Blut zu weinen", murmelte ihr Vater. „Eine Gräfin St.-Pierre, die zu Fuß in den Laden eines Kaufmanns geht, um ihre Kunſtſchätze zu verkaufen!"

Solanges hatte indeſſen ihr Kunſtwerk ſorgſam in der kleinen Ledermappe geborgen und nahm jetzt von dem Haken an der Thür ihren Hut und ihren Shawl, um ſich darin einzuhüllen. Dann hing ſie die kleine Mappe an ihren Arm und näherte ſich dem Alten.

„Auf Wiederſehen, mein theurer Vater", ſagte ſie, ſeine Hand an ihre Lippen drückend. „In einer Stunde bin ich zurück und dann, wenn Sie es wünſchen, ſinge ich Ihnen alle die Lieder vor, welche Sie lieben. Auf Wiederſehen!"

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Elastischen Schrittes und hastig, um noch zur bestimmten Frist den Laden ihres Brodherrn zu erreichen, eilte Solanges durch die schmuzige Straße dahin. Einmal nur schweifte ihr Blick hinüber nach der andern Seite der Straße und senkte sich dann nieder, während ein Lächeln um die purpurrothen Lippen zuckte. So flüchtig der Blick auch gewesen, er hatte doch den jungen Mann gesehen, welcher drüben an der Thür des niedrigen Hauses stand und tief und ehrfurchtsvoll sich vor ihr neigte.

Sie dankte ihm nicht, sondern schlüpfte eilends die enge Straße hinauf und trat jetzt ein in das Gewühl der breiten Broadway-Street. Aber das Gewühl erschreckte sie nicht, und muthig brach sie sich Bahn durch

die drängenden Menschen. Sie wußte wohl, daß er ihr gefolgt war und sie behüte und daß, wenn irgend eine Gefahr sie bedrohe, er zu ihrer Hülfe herbeieilen würde.

Den ersten Tag war er ihr begegnet, damals war's Zufall gewesen; doch seitdem war's nicht Verabredung, aber schweigendes stilles Uebereinkommen.

Jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen und Solanges nicht mehr mit ihren künstlerischen Arbeiten beschäftigt war, verließ sie die enge düstere Wohnung, um entweder kleine Einkäufe für die Wirthschaft zu machen oder auch ihre Arbeiten zu dem Kunsthändler zu bringen, und jeden Abend stand er drüben auf der andern Seite der Straße und folgte ihr.

Hastig schritt sie weiter durch das Gewühl dahin, und als sie jetzt die großen glänzenden Spiegelscheiben vor dem Laden des Kunsthändlers erblickte, athmete sie erleichtert auf. Der Laden war noch nicht geschlossen, und sie konnte noch heute das Geld für ihre Malerei in Empfang nehmen. Die breiten drei Marmorstufen eilenden Fußes hinaufschreitend, trat sie ein in den Laden.

„Nun, Miß, was bringen Sie?" fragte der Kaufherr mit hochmüthigem Nicken.

„Das Rosenbouquet, mein Herr, welches Sie bei mir bestellt hatten.“

„Wie, Sie sind schon fertig? Gestern erst die Bestellung und heute schon vollendet! Sie müssen entweder sehr flüchtig gearbeitet haben oder sehr des Geldes bedürftig sein, um die Arbeit schon vollendet zu haben.“

„Nehmen wir lieber das Letztere an“, entgegnete Solanges freundlich. „Ich hoffe, Sie werden zufrieden sein mit meiner Arbeit.“

Sie öffnete die Mappe und reichte dem Kaufherrn das Blatt mit dem Rosenbouquet hin.

Er betrachtete es aufmerksam bei dem Lichte der Lampen, die von der Decke herniederleuchteten; dann nickte er ihr gravitätisch, doch wohlwollend zu.

„Wirklich recht gut. Wieviel war die ausbedungene Summe?“

„Zwei Pfund Sterling, mein Herr.“

„Sie sollen sie haben, weil ich sie versprochen habe“, sagte der Kaufherr stolz, „obwohl mir scheint, daß ich zuviel geboten habe für eine Arbeit, die Sie in zwei Tagen vollendet haben.“

„Mein Herr, die Kunst geht freilich nach Brod, doch läßt sie sich nicht nach Stunden der Arbeit abwiegen“, erwiderte Solanges leise, indem sie die beiden

Goldstücke, welche der Kaufherr vor ihr auf den Ladentisch hinschleuderte, demüthig aufnahm und in ihre kleine Börse steckte.

„Und Sie haben keine neue Bestellung?“ fragte sie dann schüchtern mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich weiß noch nicht. Kommen Sie morgen wieder, Miß, vielleicht findet sich etwas.“

„Ich wollte, mein Herr, es hätte sich heute schon gefunden“, sagte sie mit leiser, flehender Stimme. „Es ist schwer und beängstigend, auf das Ungefähr zu arbeiten, und doch ist das Leben theuer, und die Sonne und das Tageslicht ist so kurz in meiner Wohnung; ich möchte die Zeit nicht versäumen, um hierher zu kommen.“

„Nun, so arbeiten Sie immer“, sagte der Kaufherr, ungeduldig, der Unterredung ein Ende zu machen, „arbeiten Sie und bringen Sie die Sachen her, ich denke wohl, ich nehme sie.“

Sie neigte leise das Haupt, wandte sich um und schritt hinaus. Draußen warf sie wieder einen flüchtigen Blick hinüber nach der andern Seite der Straße, dann seufzte sie. Er war nicht da, er hatte wohl so lange nicht warten mögen, und sie mußte nun allein, unbeschützt von seinem Blick, der ihr so viel Muth und Energie gegeben, zurückgehen den langen, weiten Weg bis zu ihrer Wohnung.

Er war nicht da, und der Traum war vielleicht ſchon zu Ende. Er hat wohl errathen, daß ſie nur eine arme Arbeiterin iſt, und kümmert ſich nicht mehr um ſie!

Nein, er war nicht da; er war die Straße weiter hinaufgegangen und dort in dem Portal eines der ſtolzen Paläſte, die zu beiden Seiten der Broadway-Street ſtehen, hatte er ſich in dem Schatten einer Säule verborgen und von da ſpähte er behutſam die Straße hinunter, ſorgſam bemüht, nicht geſehen zu werden von ihr, als ſie jetzt heraustrat aus dem Laden und den Rückweg einſchlug. Aber als ſie um die Biegung verſchwunden war, trat er hervor, ging haſtig den Weg zurück und trat ein in den Laden des Kaufherrn, welcher eben im Begriff war, die eiſerne Pforte hinter der Glasthür zu ſchließen; doch da er den jungen Herrn eintreten ſah, flog ein Lächeln über ſein Angeſicht, und er neigte ſich tief und ehrfurchtsvoll vor ihm, wie er nur vor ſeinen vornehmſten Kunden ſich zu neigen pflegte.

„Ah, Sie ſind es, Sir Arthus! Sie kommen ſicherlich wieder, um ein hübſches Aquarellenblatt zu haben, und es freut mich, Ihnen etwas ſehr Reizendes bieten zu können. Meine kleine franzöſiſche Arbeiterin iſt eben wieder dageweſen und hat mir das Roſen-

bouquet, welches Sie wünschten, gebracht. Es ist schon vollendet."

Er reichte das Blatt dem jungen Manne dar, welcher es hastig ergriff und mit glühenden Blicken betrachtete.

„Wie schön, wie kunstvoll das gemalt ist!" rief er begeistert aus. „Wahrlich, das junge Mädchen ist eine Künstlerin ersten Ranges."

„Es ist wahr", bemerkte der Kaufherr, „sie versteht ihr Handwerk sehr gut."

„Ihr Handwerk, mein Herr?" rief Sir Arthus empört. „Wer so eine Rose auf das Papier hinzuhauchen versteht, daß man meinen möchte, sie sende Ihre Düfte einem entgegen, der ist kein Handwerker, mein Herr, der ist ein Künstler."

„Nun ja, ganz wie Sie es wünschen, ein Künstler oder vielmehr eine Künstlerin", sagte der Kunsthändler lächelnd. „Ein Glück für solche Künstlerin, daß es noch solche enthusiastische Kunstliebhaber gibt, wie Sir Arthus."

„Das Blatt gehört mir, Sie wissen es, mein Herr."

„Wenn Sie darauf bestehen, gehört es Ihnen! Doch muß ich Ihnen sagen, daß viele Bestellungen gekommen sind, denn es ist ja jetzt Mode, daß man

Sammlungen von Aquarellen in das Album legt. Ja, ich habe viele Bestellungen für die junge Künstlerin, und die Folge davon ist natürlich, daß sie mit dem Preise aufschlägt; denn diese Künstlerinnen verstehen es zugleich, Geschäfte zu machen, und die kleine Französin hat auch ihren Preis aufgeschlagen."

„Sie hat Recht daran gethan, und ich freue mich dessen", sagte Sir Arthus, indem er immer noch mit bewundernden Blicken das Rosenbouquet betrachtete. „Der Preis, mein Herr?"

„Vier Pfund Sterling, nicht mehr und nicht weniger habe ich der jungen Dame heute auszahlen müssen."

„So nehmen Sie hier fünf Pfund", rief Sir Arthus, indem er seine Börse hervorzog und die Banknote dem Kunsthändler hinlegte. „Fünf Pfund Sterling, denn natürlich, Sie müssen auch Ihren Verdienst dabei haben. Aber nun hören Sie: alle Blätter, welche die junge Dame von jetzt an malt, betrachten Sie als von mir bestellt. Sie werden nicht eins derselben an Jemand anders geben."

„Aber, Sir Arthus", unterbrach ihn der Kunsthändler, „ich sagte Ihnen schon, daß viele Bestellungen gekommen sind."

„Sie werden sie alle abweisen", rief der junge

Mann haſtig. „Alles, was die junge Künſtlerin malen kann, gehört mir und ich lege Beſchlag darauf. Machen Sie bei ihr ſo viel Beſtellungen, wie Sie wollen und wie ſie ſie ausführen kann, ich zahle für jedes Blatt ſechs Pfund Sterling. Doch, mein Herr", fuhr er leiſer und faſt ſchüchtern fort, „ich bitte, daß Sie der jungen Künſtlerin jedesmal fünf Pfund Sterling auszahlen. Legen Sie es mir nicht als Mißtrauen aus, wenn ich noch eine andere Bitte an Sie richten möchte."

„Und die wäre?" fragte der Kaufherr lächelnd.

„Ich möchte Sie bitten, jedesmal, wenn Sie der jungen Dame ihr Honorar auszahlen, ſie eine kleine Quittung unterzeichnen zu laſſen, die Sie dann die Güte haben, mir zu geben. Ich wiederhole Ihnen, es iſt nicht Mißtrauen meinerſeits, ich wünſche nur, die Handſchrift der jungen Dame zu kennen."

„Gut denn, es möge geſchehen, wie Sie wollen", erwiderte der Kaufherr mit etwas gereizter Stimme. „Vielleicht möchte es genügend ſein, einmal eine ſolche Quittung auszuſtellen, dann hätten Sie die Handſchrift! Doch, Sir Arthus, ich will Ihnen beweiſen, daß ich weder mißtrauiſch noch empfindlich bin, und Sie ſollen jedesmal die Quittung erhalten."

„Und wann wird ſie wiederkommen, und was für Beſtellungen haben Sie bei ihr gemacht?"

„Bis jetzt noch gar keine; ich habe ihr gesagt, sie solle morgen wieder hierher kommen.“

„Hierher kommen? Mein Gott, und Sie wissen nicht, daß die junge Dame arm ist und von dem lebt, was sie sich erwirbt?“ fragte Sir Arthus hastig. „Wie konnten Sie so grausam sein, sie ohne Bestellung fortzuschicken! Ich bitte, senden Sie noch heute zu ihr und lassen Sie ihr melden, daß viele Bestellungen eingegangen wären, und daß sie so eiligst wie möglich noch ein Rosenbouquet malen möge.“

„Bedaure, Sir Arthus! Mir ist die Wohnung der jungen Dame nicht bekannt, und ich kann daher nicht zu ihr schicken.“

„Nun denn, ich weiß sie“, sagte der junge Mann schüchtern. „Ja, ich weiß, wo die junge Dame wohnt.“

„Ah, Sie wissen das“, wiederholte der Kaufherr mit einem verstohlenen Lächeln. „Vielleicht hätten Sie dann die Güte, die Bestellung zu machen, Sir Arthus.“

„Nein, ich wage das nicht“, sagte er hastig; „ich werde die Adresse aufschreiben, und Sie werden hinschicken und die Bestellung machen.“

Er nahm ein Blatt Papier aus seinem Portefeuille, schrieb Namen und Wohnung auf und reichte es dem Kaufherrn dar.

„Senden Sie heute Abend noch, denn ich weiß, die junge Dame beginnt schon früh ihr Tagewerk, weil die Sonne in ihrem dunkeln Gemache früh untergeht. Senden Sie daher noch heute zu ihr, damit Sie morgen früh schon an die Arbeit gehen kann.“

Er grüßte den Kaufherrn und verließ eilig den Laden, dessen Inhaber ihm mit einem spöttischen Blicke nachschaute.

Sir Arthus ging bis zur nächsten Ecke, wo ein elegantes Tilbury seiner harrte. Der Groom war von dem Sitze herabgestiegen und reichte jetzt seinem Herrn die Hand, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein, dann gab er ihm die Zügel in die Hand und sprang eiligst auf den Bedientensitz. In raschem Trabe jagte das stolze Roß mit dem Tilbury die Straße hinunter. Hinaus aus der City ging der Weg nach Westend, dorthin, wo die vornehmen Leute, die Aristokraten, die stolzen Vertreter der Adelsfamilien ihre Häuser haben.

Vor einem dieser Häuser in Holyrood-Street hielt das Tilbury an, und Sir Arthus sprang aus dem Wagen und näherte sich der verschlossenen Pforte des Hauses. Er hatte nicht nöthig, den glänzenden Klopfer zu bewegen, die Thür öffnete sich schon, und der Portier mit dem breiten Bandelier über der Schulter und dem

großen Stock mit dem Meſſingknopf in der Hand trat ehrfurchtsvoll beiſeite, um den „jungen Herrn“ einzulaſſen.

„Meine Mutter noch daheim?“ fragte er, indem er freundlich dem Portier zunickte und durch die weite, von Marmorſäulen getragene Vorhalle dahinſchritt.

„Ja, Mylady ſind noch zu Hauſe“, erwiderte der Portier mit feierlicher Miene.

Sir Arthus lächelte, indem er langſam die breite, mit Teppichen belegte Marmortreppe hinaufſchritt, auf deren Abſätzen weiße Marmorſtatuen mit feierlicher, ernſter Miene ihm entgegenſchauten.

Mylady“, wiederholte er leiſe in ſich hinein. „Der neue Titel gehört auch zu dem neuen Hauſe.“

Auf der Biegung der Treppe ſtand er ſtill und ſchaute zurück in das glänzend decorirte Veſtibül, ſchaute hinauf nach dem Corridor, der oberhalb der Treppe zu beiden Seiten die lange Reihe der Zimmer begrenzte.

„Wie neu Alles iſt“, ſagte er dann ſtill vor ſich hin, indem er weiter ſchritt. „Wie wenig gleicht all dieſe neue Pracht unſerm guten alten Hauſe in der City! Und doch war mir das lieber und ich fühlte mich heimiſcher wie in dieſer neuen Herrlichkeit.“

Er blieb oben auf dem Corridor ſtehen und

ſchaute fragend und ſuchend ſich um, als eine der breiten Flügelthüren heftig geöffnet ward und in derſelben eine große ſtattliche Dame erſchien. Sir Arthus eilte ihr entgegen und küßte die Hand, welche ſie ihm darreichte.

„Ein Glück für mich, meine Mutter, daß Sie gerade kommen“, ſagte er; „ich ſtand hier wirklich in einiger Verlegenheit auf dem Corridor unſeres ſchönen Hauſes und wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte und wo mein Zimmer ſich befände.“

„Ich hoffe doch, Du beklagſt Dich nicht“, rief ſeine Mutter. „Ich hoffe, Du biſt gleich mir entzückt, daß wir endlich dieſe elende ſchmuzige City verlaſſen haben und wieder wohnen, wie es uns ziemt und wie es unſerm Range angemeſſen iſt. Komm', mein Sohn, ich ſelbſt führe Dich in Deine Zimmer. Deine Mutter will Dir den Weg zeigen in Deine neue Wohnung, wie ſie Dir auch den Weg gezeigt hat von der City nach Weſtend“, fuhr ſie fort, indem ſie die Thür öffnete und mit ihrem Sohne in ein glänzendes Gemach eintrat.

„Schau' Dich um und ſage, ob Du zufrieden biſt mit dem Geſchmack Deiner Mutter.“

Er ließ einen langen, prüfenden Blick umherſchweifen in dem Gemach mit den glänzenden, vergol-

deten, mit Sammtstoff überzogenen Möbeln, über den prachtvollen Teppich, der den Boden bedeckte, zu den Candelabern, die zu beiden Seiten des großen Spiegels standen, zu dem Lüstre von Bergkrystall, der an goldener Kette von der Decke niederhing, zu dem Marmorkamin, auf dessen Rand prächtiger Zierrath von Bronzestatuetten und allerlei kostbaren Nippes sich befand.

„Nun, mein Sohn, Du sagst nichts?“ fragte seine Mutter nach einer Pause. „Du bist nicht entzückt von der schönen Einrichtung?“

„Ich bewundere sie, meine Mutter, aber ich bin nicht entzückt davon“, erwiderte er ruhig. „Die Möbel, die ganze Einrichtung ist prächtig, das ist wahr; aber sie ist mir zu neu.“

„Wie, zu neu? Ich verstehe Dich nicht, mein Sohn. Was willst Du damit sagen? Natürlich, da wir uns ein neues Haus gebaut und uns darin eingerichtet haben, so muß die Einrichtung neu sein.“

„Und das, meine Mutter, scheint mir ein Fehler“, erwiderte er, „ein Fehler, den Ihre vornehmen und stolzen Verwandten sicherlich bemerken werden, um Sie damit zu ärgern und zu kränken, meine Mutter.“

„Ich wiederhole Dir, daß ich Dich nicht verstehe“, erwiderte Mrs. Timblestick, indem sie sich gravitätisch

in einen der vergoldeten Lehnſeſſel niederſinken ließ. „Ich begreife nicht, wie meine vornehmen Verwandten mich ärgern und verhöhnen könnten, weil Alles hier ſo neu und prächtig iſt. Im Gegentheil, mir ſcheint, ſie könnten mich nur darum beneiden; denn es beweiſt, daß wir ſehr reich ſein müſſen, um uns ſo prächtig einzurichten.“

„Es beweiſt aber auch, meine Mutter, daß unſer Reichthum nicht das Erbe unſerer Ahnen iſt, ſondern von ſo neuem Datum wie unſer Rang und unſere Würde, wie, vergeben Sie mir meine Mutter, der Titel Lady, den Ihnen Ihre Dienerſchaft beilegt. In unſerm lieben Hauſe in der City, da war's anders! Da waren freilich nicht die Möbel ſo koſtbar und ſo prunkend; aber ſie waren alt, ſie waren das Erbe unſeres Vaters, der ſie wiederum von ſeinem Vater geerbt hatte; ſie trugen den Stempel des Adels an der Stirn, denn ſie trugen den Stempel vergangener Jahre und langer Zeiten.“

„Sie waren ſo ärmlich wie das ganze alte Haus in der City, deſſen ich mich ſchon lange geſchämt hatte“, ſagte die Miſtreß eifrig; „doch Dein Vater war in dieſem Punkt, wie in ſo vielen andern, ſehr eigenſinnig. Ich hatte ihn ſeit Jahren gebeten, ja, gebeten, das alte düſtere Haus zu verlaſſen oder we-

nigſtens es neu herzurichten; aber all mein Bitten war umſonſt, er wollte das alte graue Haus nicht verlaſſen."

„Und mir ſcheint, meine Mutter, er that recht daran", erwiderte der junge Mann ſanft. „Er hatte in dieſem alten grauen Hauſe ſeinen Vater und ſeine Mutter ſterben ſehen, er hatte dort ihren letzten Segen empfangen und hatte dort gearbeitet und geſchafft ein langes, thatenreiches, ſegenvolles Leben hindurch."

„Recht ſo, recht, fahre nur ſo fort", rief ſeine Mutter ärgerlich, „kränke mich nur auch, wie es Dein Vater immer gethan! Du biſt der echte Sohn Deines Vaters und doch biſt Du auch Blut von meinem Blute. Es ſcheint mir, Du müßteſt ſtolz und glücklich ſein, endlich aus der Erniedrigung hervorzutreten und wieder der Sohn meines Hauſes zu werden."

„Ich wollte, mein Mutter, ich wäre noch der Sohn meines Vaters", ſagte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „All die neue Pracht und Herrlichkeit gäbe ich willig hin, wenn dafür mein guter, edler Vater noch unter uns weilte. Es waren doch die ſchönſten Stunden, wenn ich bei ihm in ſeinem kleinen Comptoir in dem düſtern Hintergebäude unſeres Hauſes ſaß, und wenn er mir erzählte von ſeiner Jugend, von ſeinen Träumen und ſeinem Ehrgeiz, und

wie er gerungen mit Armuth und Entbehrung, und wie endlich ihn ſeine Arbeit reich gemacht und angeſehen. Sein Vater hatte ihm ſchwere Pflichten zurückgelaſſen. Durch unglückliche Conjuncturen, durch den Bankrott anderer Häuſer war ſein Vater ſelber bankrott geworden, und der Gram hatte dem alten Manne das Herz gebrochen, und vor Kummer war er geſtorben."

„Es war eine entſetzliche Zeit", ſagte ſeine Mutter mit düſtern Blicken. „Ich ahnte nichts davon; denn nimmer hätte ich Deinem Vater meine Hand gegeben, wenn ich gewußt hätte, daß er nicht der reiche Millionär war, für welchen man ihn hielt. Es war der Demüthigung und Erniedrigung ſchon an ſich ſelbſt genug, daß ich, die Tochter eines Lords, der ſeine Ahnen bis zu den Plantagenets hinaufführte, daß ich das Weib eines Kaufherrn der City wurde! Ach, mein Sohn, es war eine harte, grauſame Nothwendigkeit! Mein Vater, Lord Edmund, war geſtorben, ohne ſeinen Töchtern irgend etwas Anderes zu hinterlaſſen als Schulden, und der Vetter, welcher ſeine reichen Güter als Majoratserbe bekam, war erbarmungslos und verjagte uns ohne Mitleid aus dem Schloſſe, in welchem wir bis dahin gelebt hatten. Mir blieb nur die Wahl zwiſchen dem Tod und der

Erniedrigung, die Frau eines Kaufmanns zu werden. Ich war noch jung, ich wollte noch leben, und so ward Lady Euphemia zur Mrs. Timblestick. Wie viel Demüthigung, wie viel Kränkung aber habe ich seitdem erfahren! Meine reichen Verwandten wollten nichts mehr von mir wissen, und diejenigen, welche sich bis dahin meine Freundinnen genannt, kehrten jetzt verächtlich der Mrs. Timblestick den Rücken, besonders seit dem Unglück, das uns darniederschmetterte, seit dem Bankrott Deines Großvaters."

„Doch hatten Sie keinen Grund, sich dessen zu schämen, meine Mutter", erwiderte der junge Mann stolz. „Es war nicht eigentlich ein Bankrott, denn mein Vater bezahlte alle seine Gläubiger."

„Ja, er bezahlte sie und ließ uns selbst nichts als Noth und Jammer", rief seine Mutter; „die Gläubiger wollten schon zufrieden sein mit der Hälfte, er aber war zu stolz, um darein zu willigen. Er verkaufte Alles, selbst die Brillanten, die er mir zum Hochzeitsgeschenk gegeben, verkaufte Alles und bezahlte seine Gläubiger, und uns blieb kaum so viel übrig, um ärmlich und kümmerlich zu leben."

„Doch, meine Mutter, er arbeitete, und Gott segnete seine redliche Arbeit und seinen Fleiß. In zehn Jahren mühseligen Lebens und langer Nachtwachen

hatte er ſich wieder emporgeſchwungen, und die Firma ſeines Hauſes, die nie von einem Schatten der Unehrlichkeit verdunkelt geweſen, ſtand wieder in glänzender Reihe da unter den erſten Kaufleuten der City."

„Ja, er ward wieder ein angeſehener Kaufherr", ſagte die Mutter achſelzuckend. „Doch mit Geld kann man ſich Rang und Ehren nicht erkaufen, und ich ward doch immer von meinen Verwandten verachtet. Die ärmſte Lady in unſerer Familie blickte geringſchätzend zu mir nieder, und keine von ihnen ließ ſich ſo weit herab, zu mir zu kommen. Man geht eben nicht in die City, wenn man von vornehmer Geburt iſt, und es bleibt immer eine Schmach für eine Lady, die Frau eines Kaufmanns zu ſein. Ich habe dieſe Schmach und Demüthigung getragen während fünfund zwanzig langer Jahre und nun, meine ich, iſt es wohl Zeit, daß ich dafür entſchädigt werde."

„Doch um Ihnen dieſe Entſchädigung zu gewähren, hat das Schickſal mir meinen Vater genommen", ſeufzte Sir Arthus. „Sein Tod hat Ihnen den Weg gebahnt aus der City in das vornehme Weſtend, meine Mutter, und ich bin Ihnen gefolgt, weil es der Wille meines Vaters war, daß ich das Handlungshaus, welches uns reich gemacht, ſchließen und ſein Geſchäft nicht fortſetzen ſollte."

„Du ſiehſt, er fühlte, daß Du zu Höherem und Beſſerem geboren biſt!“ rief ſeine Mutter mit einem ſtolzen Ausdruck, das Haupt in den Nacken werfend. „Das Blut meiner Ahnen fließt in Deinen Adern, und Dein Vater ehrte es. Er wollte nicht, daß der Urenkel des großen Lord Pembroke im Dunkel des Comptoirs verſchwinden oder unter einem Firmenſchilde begraben werden ſolle.“

„Mein theurer Vater ehrte dieſes Firmenſchild“, ſagte Sir Arthus mit feſter Stimme. „Er wußte, daß man im Dunkel des Comptoirs ebenſo glücklich als im Lichtglanz eines Ahnenſaals unglücklich ſein kann.“

„Ich bitte Dich, kränke mich nicht durch ſolche philoſophiſche Betrachtungen und vergiß endlich die City mit Allem, was dazu gehört!“

„Dazu gehört vor allen Dingen mein theurer Vater, und den will und kann ich nicht vergeſſen“, rief Arthus mit flammendem Blick.

„Wer ſagt denn auch, daß Du ihn vergeſſen ſollſt?“ fragte ſeine Mutter achſelzuckend. „Dein Vater ſelber aber wollte nicht, daß Du ein Kaufmann werdeſt, und er hat Dich wie einen Lord erziehen laſſen. Er hat es nicht gelitten, daß Du auch nur den Verſuch machteſt, ein Kaufmann zu werden, oder auch

nur in den Kreiſen des Handelsſtandes lebteſt. Du weißt, er ſandte Dich früh mit einem Gouverneur nach Paris. Dann ließ er Dich die ganze Welt kennen lernen, und wo immer hin Deine Neigung ſich wandte, das förderte er. Werde ein Dichter, ein Maler, was Du willſt, ſo hörte ich ihn oft zu Dir ſagen, nur ein Kaufmann werde mir nicht. Als die Aerzte ihm auf ſein ausdrückliches Verlangen geſagt, daß er an einer unheilbaren Krankheit leide, die ihn in wenigen Jahren abrufen würde — es war während Deiner Abweſenheit und Deiner Reiſe in Italien — da traf Dein Vater ſelbſt alle Vorbereitungen für ſeinen Tod. Er ordnete ſeine Geſchäfte und ſuchte ſie nach und nach abzuwickeln. Er kaufte ſelbſt hier das Haus in Weſtend und beſtellte Alles ſelbſt zu deſſen glänzender Einrichtung. Ich bin überzeugt, hätte die ſchlimme Prophezeiung der Aerzte ſich nicht erfüllt, und hätte Dein armer Vater noch lange leben können, ſo würde er, da er ſeine Geſchäfte geſchloſſen hatte, mit uns hierher nach Weſtend gezogen ſein."

„Da irren Sie, meine Mutter", erwiderte Sir Arthus lebhaft. „Mein Vater liebte und ehrte ſeinen Stand, und ſeine Gründe, daß er mich nicht zum Kaufmann erziehen ließ, waren ganz anderer Art. Ich will Ihnen jetzt die letzte Unterredung, welche ich

mit ihm hatte, erzählen, meine Mutter. Es war wenige Tage vor seinem Tode, und der Geschäftsführer, den er beauftragt hatte, das Haus hier einzurichten, hatte ihm eben die Nachricht gebracht, daß dasselbe zum Empfang seiner neuen Bewohner fertig sei. Ich fragte meinen Vater, ob wir nicht in das Haus übersiedeln wollten. Er aber schüttelte das Haupt, und mit jenem sanften und traurigen Lächeln, mit welchem er mich in den letzten Jahren immer anschaute und das mir tief das Herz bewegte, sagte er zu mir: „Ihr sollt das Haus bewohnen, wenn ich nicht mehr bin. Solange ich lebe, werdet Ihr es wohl noch ertragen, in dem dunklen, ärmlichen Hause der City zu wohnen!“ Ich betheuerte meinem Vater, daß ich dieses Haus liebe und gewünscht hätte, immer in demselben zu wohnen an seiner Seite, sein Schüler zu bleiben, von ihm zu lernen, ein großer und geachteter Kaufmann zu werden, wie er es sei. Er schüttelte leise das Haupt. „Ich will Dir jetzt erklären, Arthus“, sagte er „weshalb ich Dich nicht zu einem Kaufmann erziehen wollte. In jener Stunde, als unser Handlungshaus nicht durch seine eigene Schuld, sondern durch die Schuld Anderer, dem Bankrott nahe war, als ich meinen edlen Vater gebeugt und voll Entsetzen zusammensinken sah, als ein Schlagfluß

ihn vernichtete und ich doch dem Tode dankte, daß er meinen unglücklichen Vater vor der Schmach eines Bankrottirers gerettet hatte; in jener Stunde schwur ich mir selber, daß ich Dich, meinen vor wenigen Monaten geborenen Sohn, nimmer solcher Gefahr und solcher Verzweiflung aussetzen wolle. Ueber der Leiche meines Vaters schwur ich, daß ich unserm Hause denselben Glanz und dieselbe Bedeutung, welche es früher gehabt, wiederverschaffen, daß ich unsere Ehre rein waschen wolle von jedem Makel, daß ich reich, ja ein Millionär werden wolle, aber daß ich, wenn ich es geworden, mein Haus schließen wolle, und daß nimmer mein Sohn der Nachfolger meines Hauses werden solle. Ich habe gearbeitet, gekämpft und gestrebt. Ich habe meinen Schwur erfüllt. Unser Haus steht in vollem Glanz da, Millionen habe ich erworben, und sie werden Dein Erbe sein, mein Sohn. Du sollst nicht der Gefahr ausgesetzt werden, sie verlieren zu können, durch fremde Schuld Deine Ehre verdunkelt zu sehen. Darum, mein Sohn, sollst Du kein Kaufmann werden. Zu einem freien Weltbürger habe ich Dich erzogen, und frei sollst Du sein, wo und wie Du magst und willst. Das soll der Lohn sein für das Leben voll Arbeit und Mühe, das —"

Arthus stockte, denn die Thränen waren ihm aus

dem Herzen in die Augen getreten, und ein Schluchzen unterdrückte ſeine Stimme. Er legte die Hand über ſeine Augen und wehrte ſeinen Thränen nicht.

Seine Mutter ſchaute mit faſt erſtaunter, ruhiger Miene ihm zu. Ihre Wimper ward von keiner Thräne genetzt. Sie ſchaute nicht in die Vergangenheit, und der Todte war für ſie todt. Sie ſchaute nur hinein in die Zukunft, und das Leben, welches ſie ſo lange entbehrt, das Leben voll Glanz und Größe und Anſehen, das allein ſchien ihr reizvoll und dem allein blickte ſie verlangend entgegen.

„Vergebung, meine Mutter“, ſagte Arthus nach einer langen Pauſe, indem er haſtig mit der Hand ſich über die Augen fuhr. „Doch die Thränen, die ich um meinen theuren Vater weine, bedürfen nicht der Vergebung. Ich weiß, Sie haben ihn auch geliebt.“

„Ja“, ſagte Mrs. Timbleſtick mit ruhiger Stimme. „Ja, ich habe ihn auch recht ſehr geliebt. Aber nun laß Dich von dem Beiſpiel Deines Vaters, den Du ſo ſehr geliebt haſt und der ſo ſehr Deiner Liebe würdig war, laß Dich doch von ihm belehren, was Du zu thun haſt. Er iſt es geweſen, der uns das Haus hier gekauft und eingerichtet hat, und nun willſt Du Deine arme Mutter ſo ſehr betrüben, daß

Du in dieſem glänzenden Hauſe Dich noch erinnerſt, daß Dein Urgroßvater ein Bäckerſohn geweſen!"

„Ich will mich deſſen erinnern, meine Mutter, um mich vor dem Hochmuth zu bewahren", ſagte Arthus lächelnd. „Gleichwie der Perſerkönig ſich bei jedem Mahle von ſeinem Diener zurufen ließ, der Feinde nicht zu vergeſſen, ſo will ich von meinem eigenen Gewiſſen mir zurufen laſſen, meine Abkunft nicht zu vergeſſen, um nicht hochmüthig zu werden. Mein theurer Vater wollte mich bewahren vor den böſen Stunden, die er ſelbſt durchgekämpft, vor der Gefahr, aus einem reichen Mann durch Anderer Schuld zu einem armen Manne zu werden. Es war ein Zeugniß ſeiner Liebe. Und doch wäre es vielleicht beſſer geweſen, er hätte es nicht gethan, er hätte mich ringen und kämpfen laſſen im Leben. Ich hätte dann zum mindeſten gewußt, wofür ich lebte und was des Kampfes werth iſt. Nun bin ich verdammt, nur von den Lorbeeren zu leben, die er erkämpft, nur ein reicher Mann zu ſein und zu vergeuden, was er in langen mühevollen Jahren, in ſchlafloſen Nächten ſich erworben hat für uns. Das iſt nicht ſo leicht und ſo bequem, wie Sie wohl meinen, Frau Mutter. Es ziemt ſich wohl für den Mann, daß er ſeine eigene Kraft prüfe und ſie anwende. Vielleicht wäre aus

mir etwas Tüchtiges geworden. Vielleicht wäre ich ein guter Kaufmann oder Staatsmann oder vielleicht ſogar ein Künſtler, ein Poet geworden, wenn es mir beſchieden geweſen, auch zu ringen um das Leben und nicht mich bequem in einem goldenen Schloſſe niederzuſetzen, das doch vielleicht nur ein goldener Käfig iſt, in welchem ich mit meinen beſten Gedanken und mit meinem beſten Empfinden mich eingezwängt fühle. Ja, meine Mutter, ich habe zuweilen die unausſprechliche Sehnſucht, arm zu ſein, von der Arbeit meiner Hände oder meines Kopfes mich zu nähren, mich zu fragen, wenn ich erwache: Wovon wirſt du heute leben? und dann ſelig zu ſein, wenn ich durch meinen Fleiß, durch mein Talent ein Geldſtück verdient habe. O könnte ich all dieſen Glanz und dieſen Reichthum von mir ſchleudern, mich nur erinnern, daß ich der Urenkel eines Bäckers bin; könnte ich ringen und ſchaffen und dann eines Tages mir ſagen: Dieſen Reichthum, dieſen Glanz habe ich mir ſelber verdient und nicht ihn als Erbe meines theuren Vaters hingenommen!“

„Welche entſetzlichen, furchtbaren Gedanken das ſind“, rief ſeine Mutter ganz erſchrocken. „Sie ſind ein Sacrilegium gegen Deinen eigenen Vater. Das Ziel Deines Lebens iſt, die Titel und Ehren und Würden meines Hauſes wiederzuerlangen. Ja, ſieh

mich nicht so erstaunt an. Das ist mein Ehrgeiz und mein Traum. Und Dein Vater, der uns hierher gesandt hat, hat gewußt, daß es so sein sollte, und er hat Dir die Wege gebahnt, die Dich zu jenem Ziele führen sollen. Du weißt, meine Familie, die einst so zahlreich und angesehen war, ist dem Erlöschen nahe. Es lebt nur noch ein einziger unseres Namens und der hat keine Söhne, welche den Namen weiter tragen können in die fernen Jahrhunderte hinaus, wie der Name durch lange Jahrhunderte hindurch gelebt hat und geehrt worden ist am Hofe unseres Königshauses. Lord Pembroke ist der letzte unseres Hauses, unseres Namens. Und er hat keinen Sohn, nur eine Tochter. Er ist arm, seine Gläubiger haben Beschlag gelegt auf unser Ahnenschloß und auf das Gut, welches zu ihm gehört. Sein grausamer Vater, welcher damals meine Mutter und mich so erbarmungslos aus dem Schloß hinausstieß, der hat vom Schicksal seine Strafe empfangen. Er vergeudete sein Erbe, und als er starb, blieb seinem unglücklichen Sohne, dem jetzigen Lord Pembroke, von allem Glanz und Reichthum unseres Hauses nichts übrig als ein verschuldetes Gut, auf welches die Gläubiger nichts mehr borgen wollten. Er verließ damals England und ging mit den letzten Resten seines Vermögens nach Indien. Seine Ge-

mahlin und ſeine Tochter nahm er mit ſich. Die Lady iſt dort geſtorben, die Tochter, Lady Editha, hat ſich dort verheirathet mit einem Offizier, einem jungen Lord, dem Erben eines der erſten und reichſten Häuſer von England. Doch das Unglück ruht nun einmal auf unſerm Hauſe. Lord Haſtings ſtarb vor ſeinem Vater. Lady Editha, die ihn vielleicht nur geheirathet hatte um ſeines Titels, ſeines Ranges und ſeines Reichthums willen, ward grauſam enttäuſcht und blieb als eine junge Wittwe zurück. So iſt ſie mit ihrem Vater hierher zurückgekommen. Als ich von ihrer Anweſenheit erfuhr, ging ich zu ihnen, und diesmal hat mich der Lord Pembroke freundlich aufgenommen und hat in mir die Verwandte anerkannt."

„Sehr gütig in der That", ſagte Sir Arthus mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Er verzeiht uns, daß wir nicht einen vornehmen Titel tragen. Er verzeiht es uns um der Millionen willen, die wir beſitzen, und er hat Nachſicht mit uns, läßt ſich zu uns herab, weil er, der alte verrufene Spieler, der Mann ohne Herz, ohne Gewiſſen, ohne Ehre und Anſehen ſehr wohl weiß, daß meine allzu gütige Mutter ſich geehrt fühlt, wenn Lord Pembroke zuweilen von ihr ſich ſeine Schulden bezahlen läßt."

„Ich bitte Dich, Arthus, ſprich nicht ſo von un-

ſerm nächſten, unſerm einzigen Anverwandten", rief ſeine Mutter faſt zürnend. „Er hat ein wüſtes, tolles Leben geführt, das iſt wahr. Aber er iſt jetzt ein alter Mann und ſein weißes Haar gebietet Ehrfurcht, gleich ſeinem Titel. Zudem vergiß nicht, daß ihm zur Seite Lady Editha ſteht, und von dieſer wirſt Du doch nichts Böſes ſagen können. Sie iſt edel und ſchön und ſtolz und hoch geboren und herrlich anzuſehen, wie eine Königin."

„Es iſt wahr, ſie iſt eine edle und ſchöne Erſcheinung", ſagte Sir Arthus gelaſſen. „Es ruht ein wunderbarer Zauber auf ihrer ganzen Erſcheinung, und als ich ſie zum erſten Male ſah, erſchrak ich faſt, denn ich habe niemals eine ſchönere Frau geſehen."

Seine Mutter hörte ihm mit ſtrahlenden Augen zu und reichte ihm dann ihre beiden, von Juwelen blitzenden Hände dar.

„Ich danke Dir für dieſes Wort, mein Arthus. Es läßt mich in eine ſchöne Zukunft ſchauen. Frage nicht danach. Laß uns nicht vor der Zeit den Schleier heben, welcher uns dieſe Zukunft verhüllt. Nur das Eine ſage mir, Arthus, nicht wahr, Du möchteſt Deine Mutter glücklich ſehen?"

„Gewiß, meine theure Mutter, ich möchte das von Grund meines Herzens."

„Und Du wirſt Alles thun, um mich glücklich zu machen?“

„Alles, was in meinen Kräften ſteht.“

„Und nun das Eine noch, mein Sohn. Du wirſt niemals ſo unkindlich ſein, dem Willen Deiner Mutter zu widerſtreben?“

„Niemals, meine Mutter, wenn dieſer Wille nicht meiner Ehre, meinem Gewiſſen und auch nicht meinem Herzen widerſtrebt.“

„Ach, Arthus, nimmer wird Deine Mutter begehren mögen, was Deiner Ehre oder Deinem Gewiſſen widerſtrebt. Und was Dein Herz anbetrifft, mein Sohn, ſo frage ich Dich nur das Eine: Iſt es noch frei? Schau' mir in das Auge, Arthus, und nun antworte mir: Iſt Dein Herz noch frei?“

Er heftete das dunkle Auge auf das Antlitz ſeiner Mutter, und es zog bei ihrer Frage wie ein Schrecken durch ſeine Seele und er bebte leiſe zuſammen. Er ſah ſie vor ſich in dieſem Moment, dieſe zarte ſchlanke Mädchengeſtalt mit den Roſenwangen und den dunklen Augen, und unwillkürlich ſchweifte ſein Blick hinüber nach jenem Tiſch, auf welchen er das Roſenbouquet bei ſeinem Eintritt in das Gemach gelegt hatte.

„Nun“, wiederholte ſeine Mutter, „Du antworteſt

mir nicht, Sir Arthus? Ich frage Dich: Ist Dein Herz noch frei?"

Er lächelte und senkte die Augen nieder.

„Lassen wir der Zukunft die Antwort auf diese Frage, meine Mutter", sagte er leise.

Mrs. Timblestick nickte, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Er hat sie gesehen und er liebt sie", sagte sie leise zu sich selber. „Alle meine Träume werden sich erfüllen."

Sie stand auf, schlang ihren Arm um den Hals ihres Sohnes und küßte seine Lippen.

„Du hast Recht, Arthus, überlassen wir es der Zukunft, meine Frage zu beantworten. Und nun, mein Sohn, rufe Deinen Kammerdiener und mache Deine Toilette."

„Wozu meine Mutter?" fragte er befremdet.

„Du hast also vergessen, daß wir heute zu Lord Pembroke eingeladen sind? Ich habe es der Lady Editha versprochen, zu kommen!"

„Für Sie, meine Mutter, doch schwerlich auch für mich, ohne daß ich davon wußte."

„Doch auch für Dich, Arthus, hab' ich zugesagt. Für uns beide! Du wirst Deine Mutter doch nicht Lügen strafen wollen? Du gehst mit mir zu Lord Pembroke."

„Ich gehe mit Ihnen, weil Sie es wollen, meine Mutter."

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Lord Pembroke hatte heute wieder, wie an jedem Freitag, seinen Gesellschaftsabend, und in den Gemächern seines kleinen Hotels in Westend-Street war schon Alles zum Empfang der Gäste bereit. Recht ernst und feierlich waren die kleinen Salons und Cabinets in der Stille und Einsamkeit vor dem Erscheinen der Gäste anzuschauen. Sie erzählten von längst vergangenen Zeiten und mit ihrer verwitterten Pracht gemahnten sie an die einstige Herrlichkeit der Lords Pembroke, eine Herrlichkeit, die längst vergessen und begraben war.

Die alten großen Lehnstühle mit den gedrehten schweren Füßen, mit der Lordskrone über der Rücklehne hatten alle die Herrlichkeit vergangener Zeiten gesehen.

Herzoge und Grafen, ja selbst der König hatten in frühern Zeiten das kleine Palais der Lords Pembroke mit ihrer Gegenwart oft beehrt. Damals hatten die purpurnen Sammtüberzüge im vollen Glanze ihrer Pracht gestrahlt und die Lordskrone golden über den Polstern gefunkelt.

Jetzt war der Sammt verblaßt und zeigte an den abgescheuerten Stellen die Spuren der Zerrissenheit und des Alters. Das Gold war von den Kronen abgestreift, und das Holz schaute unverhüllt hervor. Der Gobelinteppich, welcher den Fußboden bedeckte, ließ kaum noch in den verblaßten Farben die Contouren und Zeichnungen erkennen. Die Kronleuchter von Bergkrystall, welche von der Decke niederhingen, waren hier und da an den Ecken beschädigt und von den Leuchtern, in denen man die Wachskerzen befestigen sollte, war längst alle Vergoldung abgescheuert. Die Wände, welche einst in golddurchwirkter Purpurseide geprunkt, waren jetzt nur ein Memento mori jener prunkvollen Herrlichkeit; verblaßt, zerrissen, hier und da mühsam ausgeflickt mit der Seidentapete, die man hinter den Ahnenbildern, welche an den Wänden hingen, abgeschnitten hatte, schienen auch sie eine traurige Mahnung der Vergänglichkeit alles Herrlichen und Schönen zu sein.

Lord Pembroke, der eben aus ſeinem Schlafzimmer eintrat in die Geſellſchaftsſäle, paßte gar wohl zu dieſer verwitterten Pracht. Seine hohe Geſtalt war gebeugt; einſt mochte ſie ſtolz und herrlich wie eine Eiche ſich aufgerichtet haben, jetzt glich ſie dem zerbrochenen Baum, den der Sturm des Lebens hin und her geſchleudert hat, die Aeſte zerbrechend und das Laub abſchüttelnd. Seine Kammerherrnuniform war noch aus den Zeiten Georg's III., und das breite Band des Bathordens, welches er am Halſe trug, war verwittert und verblaßt und bleich wie ſein Haar, das ihm um das gebräunte, runzlige Angeſicht hing.

Langſam, auf ſeinen Krückſtock gelehnt, ging er dahin durch die Gemächer, während die kleinen grauen Augen nach links und rechts ſchauten, prüfend, ob Alles bereit und wohlgeordnet ſei. Als er jetzt eintrat in den großen Empfangsſalon, bewölkte ſich ſeine Stirn, und ein Fluch tönte von ſeinen Lippen.

„Als ob man in einer Dorfſchenke wäre", murmelte er leiſe vor ſich hin, „ſo dunkel iſt es hier. Nur ſechs Lichter auf dem Kronleuchter! Ich möchte wiſſen, was das zu bedeuten hat. He, Jack! He, Jack!" rief er mit lauter, donnernder Stimme, und ſofort öffnete ſich die Thür, die nach dem Corridor führte,

und ein Diener in prächtiger, farbenglänzender Livree trat ein.

„Sage mir, Du Schuft“, rief ihm der Lord entgegen, „was bedeutet das, daß wir hier auf dem Kronleuchter, der für sechsundzwanzig Lichter bestimmt ist, nur sechs haben?“

„Das bedeutet ganz einfach, Mylord, daß ich nicht mehr zu schaffen vermochte“, erwiderte trotzig der Bediente.

„Was? Gibt es in der großen Stadt London keine Wachskerzen mehr?“ fragte der Lord, die beiden Hände auf den Krückstock gestützt und mit zorniger Miene den Bedienten messend.

„Es gibt deren sehr viele“, erwiderte Jack, ganz unbekümmert um das Anstarren des Lords. „Ja, wirklich sehr viele; aber nicht für uns. Die Kaufleute in der ganzen Gegend wollen Ew. Herrlichkeit nichts mehr borgen, sie wollen erst Bezahlung haben. Dann, wenn diese erfolgt ist, sollen Ew. Herrlichkeit so viel Wachskerzen haben, als Ihr wollt, vorher aber keine. Und sie lachten, als ich sagte, daß Ew. Herrlichkeit bezahlen würden. Aber ich bin es müde, verlacht zu werden, und es war heute das letzte Mal. Ich mag nicht mehr den unbesoldeten Diener eines Lords spielen und will mich nicht länger verspotten

und auslachen laſſen von jedem Krämer in der Nachbarſchaft. Ich will fort und gleich auf der Stelle, wenn mir Ew. Herrlichkeit den ſchuldigen Lohn nicht ſofort auszahlen.“

Der Alte preßte die Hände feſt in einander und unterdrückte den Fluch, der ſchon auf ſeinen Lippen zitterte. Jack durfte ihn jetzt nicht verlaſſen. Die Gäſte konnten in jeder Minute eintreten, und er bedurfte daher ſeines Lakaien.

„Sei vernünftig, Jack“, ſagte er, ſich mit Mühe bezwingend. „Du ſollſt bezahlt werden! Ich verſpreche Dir, Du ſollſt heute Abend noch, wenn die Geſellſchaft fort iſt, Deinen Lohn empfangen und noch eine Extravergütung dazu.“

„Das haben Ew. Herrlichkeit mir an jedem Freitag verſprochen, und nachher hieß es immer, ich ſolle warten bis nächſten Freitag! Doch ich wiederhole es, ich warte nicht länger, und bekomme ich heute nicht nach der Geſellſchaft meinen Lohn und einen Vorſchuß dazu, ſo gehe ich morgen zu dem indiſchen Herrn und erzähle ihm Ihre ganze Geſchichte.“

„Was?“ unterbrach ihn der Lord. „Zu dem indiſchen Herrn? Was willſt Du bei ihm? Was wirſt Du ihm erzählen?“

„Was er gern von mir hören möchte“, erwiderte

Jack trotzig. „Sir John Hood iſt immer ſehr gütig und freundlich zu mir und er hat mir geſagt, er wolle mir jedesmal einen halben Sovereign geben, wenn ich ihm recht viel von Ew. Herrlichkeit und von Mylady Editha erzähle. Ich habe es noch nicht gethan, denn ich weiß, daß es ſich für einen guten und redlichen Diener nicht ſchickt, Geheimniſſe auszuplaudern; aber der Redlichſte muß in meiner Lage ſchließlich deſperat werden und ſuchen, anderswo Geld zu verdienen.“

„Sir John Hood hat Dir Geld verſprochen, wenn Du ihm viel von Lady Editha erzählſt?“ fragte Lord Pembroke gedankenvoll.

Jack nickte. „Ja, von Lady Editha. Er fragt mich immer nach ihr, und ich ſoll ihm ſagen, wovon ſie lebt und woher ſie das Geld nimmt zu ihren ſchönen Anzügen.“

„Still!“ unterbrach ihn der Lord zuſammenſchreckend. „Hörſt Du, da hält ein Wagen. Ich glaube, die Gäſte kommen ſchon. Nun, Jack, ſei vernünftig, nimm Dich zuſammen und ſage auch Tom, daß er vernünftig ſein ſoll und daß er ſeinen Lohn gleich Dir noch heute empfangen werde. Seid mir, wie es ſich ziemt für die Lakaien eines Lords, demüthig und ergeben gegen meine Geſellſchaft, ſtolz und hochfahrend

gegen ihre Dienerſchaft. Alſo einen halben Sovereign hat Dir Sir John Hood verſprochen, wenn Du ihm erzählſt von Deiner ſchönen Herrin? Gut, ich werde es mir merken und verſpreche Dir, Jack, einen ganzen Sovereign, wenn Du ihm das erzählſt, was ich Dir heute Abend ſagen werde. Gehe, gehe und ſieh nach, ob die Gäſte ſchon kommen."

Jack ſprang hinaus, und Lord Pembroke ging weiter durch die Gemächer, und ſeine Gedanken waren noch mit dem beſchäftigt, was Jack ihm erzählt hatte.

„Einen halben Sovereign", murmelte er vor ſich hin, „einen halben Sovereign, wenn er Neuigkeiten von Editha erfährt. Es iſt gut, das zu wiſſen, man kann ſich danach richten. Der alte Fuchs möchte ihr Schlingen legen, doch er ſoll in ſeinen eigenen Schlingen ſich fangen. Woher ſie ihre ſchöne Toilette nimmt und das Geld zu dem Luxus, der ſie umgibt? Ja, ja, in ſeinen eigenen Schlingen wollen wir ihn fangen."

Lord Pembroke lachte laut auf, und ſeltſam klang das Lachen wieder in den öden Gemächern.

„Warum lachen Sie, mein Vater?" fragte hinter ihm eine tiefe melodiſche Stimme, und zwiſchen den verblaßten blauen Vorhängen des kleinen Boudoirs, in welchem der Lord ſtand, erſchien jetzt eine hohe, prächtige Frauengeſtalt. Sie in ihrer Jugend, ihrer

Herrlichkeit paßte weniger zu dem verwitterten Glanze um sie her; an ihr war Alles Frische, Schönheit und Neuheit der Erscheinung. Ihre Augen leuchteten wie Sterne so hell und klar, ihre Lippen waren so purpurroth und frisch wie ihr Gewand, und die Zähne, welche, wenn sie sprach, zwischen ihnen hervortraten, waren weiß und glänzend wie zwei Perlenschnüre. Das rabenschwarze Haar, welches in mächtiger Lockenfülle von ihrem Haupte niederfloß auf die weißen unverhüllten Schultern, zeigte noch keinen Streifen jener Silberfäden, welche das Entsetzen schöner Frauen sind. Nur ihre Wangen paßten nicht zu der Jugend und Schönheit ihrer Erscheinung, es fehlte ihnen der Schmelz der Jugend, es fehlte ihnen die zarte, frische Röthe, die auf den Wangen junger Frauen so lieblich anzuschauen ist.

Bleich waren diese Wangen, bleich und farblos, als hätte der Tod sie geküßt, und aus dem dunklen, flammenden Auge blitzte es zuweilen so unheimlich, als ob sie ein trübes, unseliges Geheimniß zu bergen hätten.

„Warum lachen Sie mein Vater?“ fragte sie zum zweiten Mal, indem sie mit einer leichten Neigung ihres Hauptes zu ihrem Vater heranschritt, so stolz und so prächtig in Gang und Haltung, als wäre sie

eine Königin, die eben einem Vaſallen Audienz ertheilt.

„Warum ich lache, Editha?“ fragte er, wieder laut auflachend. „Ich will's Dir ſagen: ich lache über uns und unſere prächtigen Geſellſchaftsabende.“

„Sie lachen über uns?“ wiederholte Editha. „Nun, mich dünkt, das wäre eher zum Weinen, zum Händeringen, aber nicht zum Lachen.“

„Doch, es iſt zum Lachen“, rief er, „ja, zum Lachen oder zum Blutweinen, Du haſt Recht! Aber wenn man bedenkt, daß wir mit all dem eklen Flittertand, mit dem wir uns umgeben, doch nur den Menſchen Sand in die Augen ſtreuen wollen, und daß das dumme Volk den Sand wirklich für Goldſtaub hält, ſo muß ich lachen. Doch laß uns jetzt von Geſchäften reden. Sage mir, wer kommt heute Abend?“

„Nun, die Gäſte, welche jeden Freitag Abend ſich hier einzufinden pflegen“, ſagte Editha mit einem leiſen Anflug von Spott in ihrer Stimme; „Ihre lieben Freunde mit den Pointirnadeln und den numerirten Karten.“

Der Lord nickte. „Nun, das verſteht ſich von ſelbſt! Doch ich will wiſſen, wen Du ſonſt noch eingeladen?“

„Die alte Gräfin Dutanges.“

„Was ſoll's mit ihr? Sie iſt arm, weshalb haſt Du ſie geladen?“

„Flittergold“, ſagte ſie mit einem verächtlichen Lächeln; „Flittergold für die Andern. Sie iſt von altem Adel, außerdem eine tugendhafte Frau, und ich bedarf ſolcher Umgebung.“

Der Alte lachte und nickte. „Weiter!“

„Lady Eveline mit ihren beiden Töchtern, ſodann Sir John Hood.“

„Gut, doch in Bezug auf ihn habe ich Dir etwas zu ſagen. Sei vorſichtig mit ihm!“

„Ich bin es, Vater“, erwiderte ſie ſtolz. „Du weißt, ich kenne ihn.“

„Es iſt nicht genug, ihn zu kennen, Editha, fürchte ihn auch“, ſagte ihr Vater. „Er iſt böſe und boshaft. Schone ihn, er liebt Dich.“

Sie ſchrak in ſich zuſammen. „Sprich nicht von Liebe, wenn Du von Sir John Hood ſprichſt“, ſagte ſie ſtolz.

„Doch; gerade wenn ich von ihm ſpreche, muß ich von Liebe ſprechen“, rief der Lord lebhaft. „Heute Abend nach der Geſellſchaft wollen wir weiter davon reden. Nun die andern Gäſte?“

„Dann kommen noch einige Maler und Künſtler“, ſagte ſie.

„Gleichgültige Staffage“, brummte der Lord. „Sind das alle?“

„Nein! Auch Sir Arthus kommt!“

„Wer ist Sir Arthus?“ fragte der Lord mit einem raschen Blick auf Editha, denn sie hatte zögernd, fast widerstrebend den Namen genannt.

„Wer ist Sir Arthus?“

„Der Sohn unserer Cousine Timblestick“, erwiderte sie ruhig.

„Ah, der Sohn der verrückten Krämersfrau“, murmelte Lord Pembroke.

„Sie ist, wie Sie wissen, jetzt nicht mehr eine Krämersfrau“, sagte Lady Editha langsam und jedes Wort betonend. „Sie bewohnt seit einigen Tagen ein kleines Palais in Westend-Street, wo sie Gesellschaft geben wird. Ich habe ihr versprochen, ihr behülflich zu sein, daß sie wieder aufgenommen wird in die Gesellschaft.“

„Und woher kommt es, daß meine sonst so stolze Tochter gegen Mrs. Timblestick so freundlich und herablassend ist?“ fragte der Lord.

„Mrs. Timblestick ist unsere Verwandte“, erwiderte sie mit einem seltsamen, zürnenden Blick auf ihren Vater. „Sie wird jetzt ein Haus machen, sie wird Gesellschaft bei sich empfangen, und wir werden sie empfangen, sie und ihren Sohn Sir Arthus.“

„Ah, Sir Arthus! Was ist das für ein Bursche?“

„Ein Bursche, wie Sie sagen, mein Vater, um den Königinnen seine Mutter beneiden könnten! Ein junger, schöner Mann, den Sie mit Stolz ihren Sohn nennen könnten, wenn er das Unglück hätte, ein Pembroke zu sein.“

„Du bist heute wieder in Deiner schlimmen Laune“, sagte ihr Vater, „Du bezeichnest es als ein Unglück, ein Pembroke zu sein.“

„Ich rede nur so, wie es ist, und ich wünsche Sir Arthus Glück, daß er nicht ein Pembroke ist. Er ist statt dessen ein Millionär. Sie wissen, Mylord, sein Vater hat ihm ein fürstliches Vermögen hinterlassen“, sagte sie ruhig, „ihm und seiner Frau.“

„Wie, er ist schon verheirathet?“ fragte der Lord, welcher aufmerksam auf jedes Wort seiner Tochter geachtet hatte.

„Nein, er ist unverheirathet, ich habe mich falsch ausgedrückt, mein Vater. Ich meinte, der Alte hätte seinem Sohne und seiner Frau, das heißt der Mutter von Sir Arthus, ein fürstliches Vermögen hinterlassen. Er hat an diese Hinterlassenschaft nur die einzige Bedingung geknüpft, daß Sir Arthus das Handlungshaus nicht weiterführen, sondern als ein Gentleman leben sollte. Sein Reichthum gibt ihm die Mittel dazu,

und da er außerdem ein fein gebildeter junger Mann, ein sehr geistreicher Gesellschafter ist, so zweifle ich nicht, daß er bald in allen Salons ein sehr willkommener Gast sein wird."

Ihr Vater hatte ihr mit sichtbarem Erstaunen zugehört.

„Wirklich", sagte er jetzt, „Du hältst dem jungen Herrn da eine Lobrede, als wäre er ein König und Du sein Hofpoet. Aber sage mir, wie kommt es wohl, daß ich diese Blume der Gentry noch niemals gesehen habe, während Du, wie es scheint, mit Entzücken schon oftmals ihren Duft eingeathmet hast?"

Editha zuckte die Achseln und warf einen fast verächtlichen Blick auf das spöttisch lächelnde Angesicht ihres Vaters.

„Mrs. Timblestick machte mir, sobald sie erfahren, daß wir von Indien zurückgekehrt seien, ihren Besuch. Ihr Sohn, Sir Arthus, begleitete sie. Es war bald nach dem Tode des alten Timblestick, und die eitle und thörichte Frau meinte, daß mit diesem Tode die Kluft aufgehoben sei, welche sie von ihrer Familie trennte. Ich machte ihr meinen Gegenbesuch, und da seine Mutter noch mit ihrer Toilette beschäftigt war, empfing mich ihr Sohn. Seitdem habe ich ihn noch zwei- oder dreimal gesehen. Das ist Alles, und Sie können

ſich jetzt mit Ihren Muthmaßungen und Berechnungen danach richten, Mylord."

„Ich berechne und muthmaße, daß Sir Arthus ein ſehr gefährlicher junger Ritter iſt", ſagte ihr Vater. „Und ich erlaube mir, die ſtolze Lady Editha zu warnen."

Ein zorniger Blitz zuckte aus ihren Augen auf ihren Vater hin.

„Mich zu warnen, Mylord? Und wovor?"

„Nun davor, daß die ſtolze, unnahbare Editha, die Zaubrerin, welche alle Männerherzen bezwingt, zuletzt nicht noch von einem ſolchen Männerherzen ſelber bezaubert wird."

„Ich danke Ihnen für die Warnung", ſagte Editha kalt und ſtolz. „Doch bemerke ich Ihnen, daß ſie vollkommen überflüſſig iſt, und es wäre mir lieb, wenn wir von dergleichen Dingen nicht redeten, und wenn Lord Pembroke, mein Vater, nicht vermuthete, daß ſeine Tochter ein Herz habe oder haben könnte."

„Nun ereifere und erzürne Dich nur nicht, meine ſchöne Tochter", ſagte der Lord begütigend. „Ich wollte Dich nicht kränken. Sir Arthus ſoll mir willkommen ſein, und wir wollen ihn aufnehmen in unſern Kreis als einen von den Unſern. Du verſtehſt mich doch, meine ſchöne Tochter? Ich ſage, wir wollen ihn

aufnehmen in unſern Kreis als einen von den Unſern. Nicht wahr, Du verſtehſt mich?“

„Ja, ich verſtehe Sie, mein Vater, obwohl ich mein Herzblut tropfenweiſe darum gäbe, wenn ich Sie nicht verſtände.“

„Du biſt heute wieder ſentimental“, ſagte ihr Vater achſelzuckend. „Du haſt wieder einen von Deinen Madonnentagen, wo die Sonne Deiner Schönheit von lichtgrauen Thränenwolken verſchleiert wird und — doch ſtill! Da kommen unſere Gäſte. Ich bitte Dich, Editha, laß die Wolke vorübergehen, und ſtrahle und bezaubert unſere Gäſte wieder, wie Du ſonſt immer thuſt.“

Viertes Kapitel.

Eine elegante auserlesene Gesellschaft! Gentlemen mit hohen, volltönenden Titeln und Namen, mit Sternen und Ordensbändern, Ladies, denen die Zahl der Ahnen aus den kalten wasserblauen Augen spricht und auf deren gelbgrauen langen Locken der Staub des Ahnensaals zu ruhen scheint.

Die alte gute Gräfin Dutanges, die tugendhafte Frau, wie sie Editha nennt, das Flittergold ihrer Gesellschaft, ist da im Hofanzug, wie man ihn trug zu den Zeiten, da es in Frankreich noch einen Hof gab, und da die Gräfin Dutanges an diesem Hofe der schönen Marie Antoinette eine glänzende Rolle spielte. Die Republik und das Consulat, welche jetzt in Paris herrschen, erregen nur ihre tiefste Verachtung. Gräfin Dutanges ist überall noch die Hofdame der

Königin Marie Antoinette, und die Etikette und der feine Hofton gehen immer mit ihr.

Mrs. Timblestick ist entzückt, sich in dem Sonnenschein dieser Hofdame wärmen zu können, und es macht sie unaussprechlich selig, daß die hochgeborene Gräfin sich herbeiläßt, freundlich mit ihr zu sein und sie Lady zu nennen, als hätte sie niemals mit dem Firmenschild ihres verstorbenen Kaufherrn das Wappenschild ihrer Ahnen entstellt. Sie ist heute unaussprechlich selig, die gute Mrs. Timblestick, selig über ihr prachtvolles Kleid, das mit seinen breiten echten Points wirklich das kostbarste der ganzen Gesellschaft ist, selig über ihre funkelnde Parure von Brillanten und Rubinen, die an Größe, Schönheit und Feuer von dem Schmuck keiner andern Lady übertroffen werden, selig, sich in so vornehmer Gesellschaft zu befinden und sich so aristokratisch langweilen zu können. Aber nein, sie langweilt sich nicht, für sie ist all dieser Schein echter Glanz. Alles entzückt sie, Alles bewundert sie, Alles hat für sie Interesse! Besonders auch der dicke Indier Sir John Hood, welcher dort in der offenen Portière des Boudoirs steht und mit Lady Editha und Sir Arthus spricht.

Es ist wahr, Sir John Hood ist nicht schön, und es ist nicht seine schwerfällige Gestalt, noch sein braunes

breites Geſicht, welches das Intereſſe der Mrs. Timbleſtick erregt. Sie bewundert ihn wegen der Pracht ſeines Anzugs.

Er trägt einen goldgeſtickten Rock, und die Knöpfe an ſeiner langen Schooßweſte von himmelblauem Sammt beſtehen ein jeder aus einem einzigen großen Brillanten. Wenn die Lichter des Kronleuchters darin funkeln, ſo glänzen dieſe Brillanten wie Sterne und ſpielen in allen Farben des Regenbogens.

Selbſt Lady Editha bemerkt dies und läßt ſich eben herab, dem Indier ein bewunderndes Wort über ſeine ſchönen Brillanten zu ſagen.

„Gefallen ſie Ihnen, Lady Editha?“ erwidert Sir John Hood, indem er haſtig mit ſeinen dicken, braunen, fleiſchigen Händen einen von den Knöpfen löſt und ihn der Lady Editha hinhält. „Gefallen ſie Ihnen wirklich, ſo machen ſie mich glücklich, wenn Sie mit mir theilen. Ich bitte Sie, weiſen Sie mich nicht zurück. Gönnen Sie mir die Freude, dieſe Kleinigkeit von mir anzunehmen.“

Sie ſchreckt leiſe zurück. Mit einer ſtolzen Bewegung ihrer weißen Hand weiſt ſie das funkelnde Kleinod zurück.

„Meine Worte ſind keine Wegelagerer, welche die Vorüberziehenden ihrer Schätze berauben wollen“, ſagte

sie. „Beunruhigen Sie sich nicht, Sir John Hood, Sie haben sich hier nicht in eine Höhle verirrt, wo man harmlose Reisende beraubt.“

Sir John Hood lachte.

„Mylady, gerade Ihre Worte, die mich beruhigen sollten, könnten mir Unruhe erwecken. Es gibt Höhlen, die aussehen wie glänzende Salons und in denen sich böse Zaubrerinnen als edle und stolze junge Damen bewegen.“

Lady Editha wandte sich mit einer verächtlichen, langsamen Kopfbewegung zu Sir Arthus hin, der schweigend der seltsamen Unterredung zugehört hatte.

„Dieser Herr, Sir John Hood, kommt aus Indien“, sagte sie. „Indien ist ein Zauberland, und wer dort gelebt hat, sucht auch unter der kalten unbedeutenden Prosa des Nordens die glühende gefährliche Poesie des indischen Lebens. So geht es Sir John Hood; er will nicht glauben, daß wir hier in unserm Norden gar nichts zu verhüllen haben, und daß die Blumen unserer Teppiche nicht gefährliche Fallen und Schlingen verbergen, wie die Blumen in Indien.“

„Doch gestehe ich Ihnen, Lady Editha“, sagte Sir Arthus lebhaft, „daß ich die Gefahr unserm Frieden vorziehen würde.“

„Wer weiß, mein junger Herr", lachte Sir John Hood, „wer weiß, ob Sie ſich nicht täuſchen, wenn Sie an eine Gefahr hier nicht glauben. Ich habe gehört, daß es auch im Norden Schlangen und Schlingen gibt."

Ihr Geſpräch wurde durch die Stimme der Lady Eveline unterbrochen, welche eine Arie Händel's vortrug.

Lady Editha begab ſich in den Saal, und die beiden Herren folgten ihr.

Das purpurne Sammtgewand mit der Goldſtickerei umſchloß ihre ſchöne, ſtolze Geſtalt, die Brillanten funkelten in ihrem Haar, da ſie jetzt unter den Lichtern des großen Kronleuchters dahinſchritt. Aller Augen ſchauten auf ſie, und ein Murmeln der Bewunderung ging durch die Reihen der Gäſte.

In der gegenüberliegenden Thür blieb ſie ſtehen und ſchien aufmerkſam zu horchen auf die ſchrille Stimme der Sängerin. Als Lady Eveline geendet, brachen alle aus in lautes Entzücken, und man umringte ſie und brachte ihr den Weihrauch des Lobens dar.

Gräfin Dutanges ſaß unterdeſſen in dem kleinen, halbdunklen Kabinet und erzählte Mrs. Timbleſtick von der ſtolzen Herrlichkeit des franzöſiſchen Hofes. Und

Mrs. Timbleſtick lauſchte ihr mit andächtiger Aufmerkſamkeit und gewann damit immer mehr das Herz der guten Gräfin.

„Ich könnte Ihnen ewig ſo zuhören", ſagte ſie. „Es iſt ein Entzücken, Sie von dieſen vergangenen Herrlichkeiten erzählen zu hören. Indem ich Sie anhöre, lerne ich von Ihnen, meine theure Gräfin! Mir iſt leider durch das Unglück meiner Vermählung in langen Jahren die Uebung des vornehmen Lebens verloren gegangen, und ich weiß kaum noch, in welchen Formen und mit welcher Etikette man ſich zu bewegen hat. Das Alles werde ich von Ihnen lernen, meine theure Gräfin, wenn Sie mir gewogen bleiben und mir die Gunſt erzeigen, mich zu unterſtützen."

„Worin unterſtützen, meine liebe Lady?" ſagte die Gräfin mit einem herablaſſenden Lächeln. „Sagen Sie, wie kann ich Ihnen hülfreich ſein?"

„Darin, meine theure Gräfin, daß Sie mir helfen, mein Haus zu arrangiren und in meinen Salons eine edle und würdige Geſellſchaft zu vereinigen."

„Ich werde Alles, was in meinen Kräften ſteht, dazu thun", erwiderte die Gräfin, gnädig mit dem Haupte nickend. „Und ich will Ihnen gleich einen guten Rath geben, meine liebe Lady. Ich glaube, es wäre gut, wenn Sie nicht allein die Honneurs in

Ihren Geſellſchaften machten, ſondern wenn Sie an Ihre Seite eine Dame von Geburt und Rang ſtellten, die mit dem Glanz ihres Namens manche kleine Aergerniſſe, die Ihnen ſonſt geſchehen könnten, zudeckte."

„Das iſt eine herrliche Idee", rief Mrs. Timblestick. „Ich wäre entzückt, Frau Gräfin, wenn Sie ſelbſt dieſe Charge übernehmen wollten, und —"

„Ich?" unterbrach ſie die Gräfin, ſtolz das Haupt erhebend. „Ich war Palaſtdame der Königin Marie Antoinette. Den Bourbons habe ich gedient und werde ihnen wieder dienen, wenn ſie nach Frankreich zurückkehren. Aber ich kann Niemand anders ſonſt dienen, als nur mit meinem Rath."

„Und dieſer iſt es ja auch nur, meine theure Gräfin, den ich begehre und erflehe", ſagte Mrs. Timblestick, ganz roth vor Verlegenheit über die Bévue, welche ſie begangen. „Ich beſchwöre Sie, ertheilen Sie mir Ihren Rath! Wo finde ich eine Dame von Rang und glänzendem Namen, die ſich herablaſſen könnte, meine Geſellſchafterin zu werden?"

„Ich bin vielleicht im Stande, Ihnen hierin zu nützen", ſagte die Gräfin, leiſe das Haupt neigend. „Ich werde mir Mühe geben, und ich glaube, ich weiß eine junge Dame von vornehmer Familie, die ich Ihnen empfehlen könnte. Ich werde mir in dieſen

Tagen die Freude machen, Sie zu beſuchen, Lady Timbleſtick."

„Und ich werde ſelig ſein, Sie zu empfangen", erwiderte Mrs. Timbleſtick.

In ihrer dankbaren Erregung hätte ſie faſt die Hand der Gräfin, welche dieſe ihr darreichte, an die Lippen gedrückt, wenn nicht ein leiſes Zucken derſelben ſie wiederum auf ihre Bévue aufmerkſam gemacht hätte.

Drüben in der Thür ſtanden noch immer Lady Editha, Sir John Hood und Sir Arthus, und leiſe flüſternd führte man dort die Unterhaltung fort.

Aus dem anſtoßenden Gemach, vor deſſen geſchloſſenen Thüren die Portièren niedergelaſſen waren, trat jetzt eilends Lord Pembroke zu ihnen.

„Sir John Hood, wir vermiſſen Sie", ſagte er haſtig, „man fragt nach Ihnen."

„Und ſicher auch nach Lady Editha", erwiderte Sir John Hood. „Man weiß, daß ich immer der Planet bin, welcher um die Sonne kreiſt. Sie wollten ſagen, lieber Lord, man fragt nach Lady Editha. Kommen Sie, Mylady, laſſen Sie uns hineingehen!"

Sie ſchüttelte ſtolz ihr Haupt.

„Man fragt nach Ihnen, Sir John Hood, ſo ſagte mein Vater. Ich habe heute andere Pflichten zu erfüllen und ich bleibe deshalb hier."

Digitized by Google

„Kommen Sie, Sir John“, ſagte Lord Pembroke mit erregter Stimme. „Und Sie, Sir Arthus, kommen auch Sie mit uns! Wir amüſiren uns da drinnen wahrlich beſſer als hier.“

Er reichte Sir Arthus ſeine Hand dar.

„Nein, Sir Arthus, bleiben Sie“, ſagte Lady Editha haſtig, „bleiben Sie und horchen Sie mit mir auf die Muſik!“

Der Vater warf einen ſchnellen erſtaunten Blick auf ſie. John Hood lachte verſtohlen.

„Kommen Sie, Lord Pembroke“, ſagte er, ihn vorwärts ziehend. „Laſſen wir der ſtrahlenden Zaubrerin, welche uns alle beherrſcht, ihren Willen und unterwerfen wir uns als gehorſame Knechte.“

Als die Herren hinausgegangen waren und die Portièren ſich wieder hinter ihnen geſchloſſen, trat Lady Editha aus der Thür des eleganten Salons in das Halbdunkel des Boudoirs ein. In der Niſche, welche man dort aus hohen Myrten und Orangen und aus blühenden Roſen arrangirt hatte, ließ ſie ſich niedergleiten auf die kleine künſtliche Raſenbank von grünem Sammt.

Die weiße Alabaſterlampe, welche in goldenen Ketten von der Decke niederhing, warf einen milden Schein über ihr bleiches, ſtolzes Angeſicht, in welchem

die dunklen ſchwarzen Augen wie Sterne leuchteten. Ein tiefer Seufzer drang aus ihren Purpurlippen hervor.

Arthus ſtand in der Niſche und ſchaute bewundernd auf die ſtolze bleiche Schönheit hin.

„Wie traurig Sie eben ausſehen“, ſagte er. „Man ſollte wahrlich vermeinen, Lady Editha, die angebetete Schönheit, die ſiegreiche Herrin jedes Salons, könnte Momente haben, wo ſie nicht ganz glücklich wäre.“

„Glauben Sie denn an das Glück, Sir Arthus?“ fragte Editha ernſt. „Haben Sie denn Momente, wo Sie vermeinen, der Himmel ſei auf die Erde niedergeſunken, und Sie ſchwebten über ihr dahin wie ein Seliger im Paradieſe?“

„Ich feiere eben einen ſolchen Moment, Lady Editha“, ſagte er, ganz geblendet von ihrer Schönheit, ganz bezaubert in dieſes blaſſe, edle Antlitz ſchauend, das im matten Dämmerlichte der Alabaſterampel zwiſchen dem dunklen Myrtengebüſch wirklich wie ein verkörperter Mondſtrahl mit ſeinem bleichen Glanz und ſeiner ſtolzen Ruhe ihm erſchien. „Ja, wahrlich, wenn ich Sie anſchaue, Lady Editha, bin ich im Paradieſe, und alle die ſeligen Träume meiner Kindheit werden wahr, und die Märchen, denen ich als Kind ſo gern lauſchte, ſind wirklich geworden, und das Paradies

mit all seinen Wonnen schaut mein entzücktes, geblendetes und doch trauriges Auge."

„Warum trauriges Auge?" fragte sie gleichsam erschreckend.

Er neigte sich tiefer zu ihr. „Weil ich dem Paradiese gegenüber mir meines kleinen, erbärmlichen Menschenthums bewußt werde und nicht einzutreten wage in das Paradies."

Sie bebte leise in sich zusammen, und ein Blitz ihrer Augen fuhr über das Antlitz des jungen Mannes hin so fragend, so forschend, als wollte sie auf dem Grunde seiner Seele seine innersten Gedanken lesen.

„Fürchten Sie die Schlange, die schon Ihren Aeltervater verführte?" fragte sie, und ihre Stimme klang hart und rauh. „Ist es darum, daß Sie nicht einzutreten wagen in das Paradies, weil Sie wissen, daß es seine Schlangen hat?"

„Ach, wenn es nur an den Schlangen läge", sagte er mit einem traurigen Lächeln, „dann wäre die ganze Welt ein Paradies; denn der Schlangen gibt es überall recht viele."

„Wie melancholisch das klingt", sagte sie achselzuckend. „Man sollte meinen, Sir Arthus der Beneidete, der Gefeierte, der angebetete Sohn seiner Mutter, habe schon seine Illusionen verloren."

„Ja, Lady Editha, es ist so, oder vielmehr, ich habe niemals Illusionen gehabt. Schon als Knabe wurden mir alle diese Blüten grausam geknickt, und man lehrte mich, daß Liebe, Freundschaft, Mitgefühl nichts weiter sei als die Anbetung des Goldes und des Reichthums, dessen beklagenswerthen Priester mich mein Gouverneur zu nennen pflegte. Er liebte mich in seiner Weise, aber seine Liebe war grausam und ohne Erbarmen. Ich hätte so gern an die Güte der Menschen geglaubt, ich wäre ihnen so gern dankbar gewesen für die Freundschaft, welche sie mir entgegentrugen, aber immer stand der Warner neben mir mit seinen grausamen Zuflüsterungen: „Laß Dich nicht täuschen, denn nicht Du bist es, welchen die Menschen suchen, sondern Dein Geld. Nicht Dir drücken sie die Hand, nicht Dir schmeicheln sie, sondern Deinem Gelde. Ich stand in der Fülle des Reichthums als ein beklagenswerther Verhungernder da. Ich litt die Qualen des Tantalus, ich verschmachtete im Genuß und weinte in trostloser Sehnsucht nach einem zärtlichen Herzen, während alle, die sich mir nahten, mir doch ihr Herz entgegen zu tragen schienen! In der Bitterkeit meiner Seele verwünschte ich den Reichthum und zürnte meinem edlen Vater, daß ich der Sohn eines reichen Mannes sei. Es gab für mich solche Stunden der

Digitized by Google

Verzweiflung, daß ich den Bettler auf der Straße beneidete und glücklich gewesen wäre, wenn ich in seinen zerlumpten Gewändern an der Straße hätte stehen und flehen können zu den Vorübergehenden um ein Almosen. Ich würde den, der es mir gegeben hätte, geliebt haben, denn ich hätte doch gewußt, daß dieser nicht dem Reichen schmeichle, sondern ein warmes Herz habe."

„Wirklich, armer Freund, Sie sind beklagenswerth", sagte Lady Editha, und ihre großen dunklen Augen leuchteten höher auf und überstrahlten das erregte bleiche Angesicht des jungen Mannes. „Ja, wahrlich, beklagenswerth sind Sie!"

„Beklagen Sie mich nicht mehr", sagte er hastig, und der Schimmer eines Lächelns flog jetzt über sein Angesicht. „Nein, beklagen Sie mich nicht mehr, denn die Nacht meiner Seele beginnt sich zu erhellen, und ein Stern leuchtet auf in ihr, zu dem ich selig, wonnevoll aufschaue, den ich grüße als den Künder eines neuen Tages. Ich fange jetzt an zu glauben, daß es doch noch Menschenherzen gibt, denen die Liebe und die Freundschaft höher steht als der Reichthum. Ich fange an zu begreifen, daß man mich doch falsch belehrt hat, und daß es noch edle Seelen gibt, die an höhere Besitzthümer glauben als an Millionen. Ja,

das Glück dämmert auf über meinem Haupte, und ich frage Sie, Lady Editha, wollen Sie mir helfen, es zu erringen?“

„Ich?“ fragte sie zusammenschreckend. „Wie kann ich Ihnen helfen, Sir Arthus?“

„Sie können es“, flüsterte er hastig. „Ich habe zu Ihnen Vertrauen, Lady Editha, Sie sind nicht wie die andern Menschen alle. Ihr stolzes Herz ist gut und edel und der höchsten und schönsten Regungen fähig. Das fühle ich, das weiß ich und ich möchte jetzt stolz wie meine Mutter sagen, ich fühle den Zug der verwandtschaftlichen Liebe zwischen uns.“

„Daran thun Sie recht“, sagte sie mit einem wärmern Ton in ihrer Stimme. „Auch ich fühle diese Sympathie zu Ihnen und ich freue mich unserer Verwandtschaft.“

„Und Sie werden mir helfen, das Widerstreben meiner Mutter zu bezwingen? Sie sind die Einzige, von der ich glaube, daß sie Gewalt hat über meine Mutter. Wollen Sie mir helfen, Lady Editha, wollen Sie —“

Die Thür des Zimmers, in welches die Herren sich zurückgezogen hatten, ward jetzt hastig geöffnet, und Sir John Hood erschien in derselben, in Begleitung mehrerer andern Herren.

Eine Wolke des Unmuths flog über die klare Stirn Lady Editha's, und mit einem zürnenden Blick schaute sie dem Indier entgegen, der mit einem bösen Lächeln und mit flammenden Augen zu ihnen herantrat.

„Ich bin heute immer unglücklich, wie es scheint", sagte er, „ich habe immer das Mißgeschick, die Lady Editha in ihren glücklichsten Momenten zu stören."

Ihr Auge blitzte ihn an mit einem verächtlichen Ausdruck; dann wandte sie sich hin zu Sir Arthus.

„Wir sprachen vorher von dem Paradiese", sagte sie, „sehen Sie nun, Sir Arthus, da ist der Engel mit dem flammenden Schwerte, der uns aus dem Paradiese vertreibt. Er nennt sich Sir John Hood."

„Ich danke der Lady Editha für das schöne Compliment", sagte Sir John Hood mit einem bösen Lächeln. „Zum mindesten bin ich doch in ihren Augen ein Engel. Und um dieses Epithetons willen bitte ich Sie, Sir Arthus Timblestick, daß Sie dem Engel mit dem flammenden Schwerte gestatten wollen, an Ihrer Seite zu bleiben. Mich verlangt sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, denn man hat mir so viel Gutes und Ausgezeichnetes von Ihnen erzählt, daß ich ganz glücklich bin, Ihnen endlich nahen zu dürfen. Sie erlauben doch, Lady Editha?"

„Sie haben darüber nur mit Sir Arthus sich zu

verſtändigen", ſagte ſie mit kalter Ruhe, indem ſie aufſtand und in den Salon ſchritt.

„Ein ſtolzes, ein prächtiges Weib! Nicht wahr?" ſagte Sir John Hood, indem er mit einem grinſenden Lachen ſich an Arthus wandte. „Finden Sie nicht auch, Sir Arthus, daß es nichts Schöneres und Bewunderungswertheres gibt als dieſes Weib?"

„In der That", erwiderte Arthus mit kalter, abwehrender Ruhe, „in der That, Lady Editha iſt die ſchönſte und liebenswertheſte Dame und verdient die Anbetung, die Huldigung und auch die Achtung jedes Mannes."

„Die Achtung jedes Mannes", wiederholte der Indier mit leiſem Kichern. „Ich ſehe, es geht Ihnen wie uns allen. Sie ſind auch ſchon in den Zaubernetzen gefangen und" — Eine Hand legte ſich auf ſeine Schulter, und Lord Pembroke, welcher jetzt auch herangekommen war, neigte ſich zu ihm.

„Nur weiter, mein lieber Sir John Hood!" ſagte er. „Fahren Sie doch fort! Ich hörte Ihre letzten Worte. Sir Arthus, meinten Sie, ſei auch ſchon gefangen in den Zaubernetzen der Lady Editha und — nun, ich bitte, vollenden Sie Ihren Satz!"

„Sehr gern", nickte Sir John Hood, indem er einen böſen Blick auf das drohende und trotzige An-

geſicht des Lords warf. „Sehr gern, mein lieber Freund. Ich wollte ſagen, ich beneide Sie, Sir Arthus, um die ſchönen Illuſionen und Träume, welche die nächſte Zeit Ihnen bringen wird.“

„Und darauf, mein Herr“, erwiderte Arthus mit einem ſtolzen Neigen ſeines Hauptes, „darauf habe ich nur zu erwidern, daß ich weder Illuſionen noch Träume ſuche.“ Dann grüßte er Lord Pembroke mit ehrfurchtsvollem Neigen ſeines Hauptes und begab ſich in den Salon.

Die Soirée nahm ihren Fortgang, man muſicirte, plauderte, ſchmeichelte und belog einander. Im Boudoir bei den duftigen Roſen und den ſchattigen Myrten ſtand der Indier neben Lady Editha.

Er war ihr dahin gefolgt, und als ſie an ihm vorüber und weiter ſchreiten wollte, hielt er ſie feſt.

„Ein einziges Wort, Lady Editha“, ſagte er. „Sie nannten mich vorher den Engel mit dem flammenden Schwerte. Daraus durfte ich ſchließen, daß Sie ſo lange, bis ich kam, mit dem jungen Sir Arthus Timbleſtick im Paradieſe waren.“

„Machen Sie Ihre Schlüſſe, Sir John Hood, wie es Ihnen beliebt“, ſagte ſie kalt.

„Ich mache meine Schlüſſe, Lady Editha. Aber ich warne Sie! Wenn ich meine Schlüſſe gemacht habe

und ſie beſtätigt finde, ſo werde ich in der That der Engel mit dem flammenden Schwerte ſein und Jeden aus dem Paradieſe vertreiben, welcher es wagen ſollte, mir den Platz ſtreitig zu machen.“

„Und mit welchem Recht wollen Sie das thun?“ fragte ſie mit unterdrücktem Zorn in der bebenden Stimme.

„Mit dem Rechte, welches mir meine Liebe gibt“, ſagte er haſtig. „Schütteln Sie nicht Ihr ſtolzes Haupt und ſchauen Sie mich nicht mit einem verächtlichen Lächeln an. Ich wiederhole es, meine Liebe gibt mir das Recht dazu. Ich liebe Sie trotz alledem, hören Sie wohl, trotz alledem liebe ich Sie. Ich trete in die Schranken gegen dieſen jungen Fant! Ich bin reich, wie er, ich bin gleich ihm ein Millionär.“

„Ja, ein Millionär“, wiederholte ſie mit ſchneidender Schärfe in ihrem Ton. „Nur haben Sie Ihre Millionen nicht einer ſo reinen Quelle zu verdanken, wie Sir Arthus. Sie haben ſie nicht von Ihrem Vater ererbt.“

„Nein, nicht von meinem Vater“, ſagte er, und ſeine Stimme war ebenſo ſcharf und ſchneidend wie die ihre. „Ich verdanke meine Millionen mir ſelbſt gleichwie Lady Editha Alles, was ſie iſt, ſich ſelbſt verdankt, und gleichwie Ihr Vater auch Alles, was er hat, Ihnen verdankt.“

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte sie, stolz das Haupt erhebend.

„Verzeihung“, erwiderte er lächelnd und sich vor ihr verneigend. „Sie verstehen mich nur zu wohl, Lady Editha. Und Sie verstehen auch, wenn ich Sie warne. Denken Sie wirklich an den Engel mit dem flammenden Schwerte! Denn, Lady Editha, die Zunge des Menschen ist oft ein Schwert, flammender und gefährlicher als jegliche andere Waffe!“

Er verneigte sich vor ihr mit einem spöttischen Lächeln, wandte sich um und schritt hinaus.

Sie stand noch immer neben dem Myrtengebüsch, und die Rosen umdufteten sie, und das Licht der Ampel fiel auf ihr bleiches Antlitz.

Um Mitternacht war es wieder still in den Sälen und Gemächern des Lord Pembroke. Die letzte Equipage war eben von dannen gerollt, und Lady Editha ließ sich hochaufathmend und erschöpft in einen Lehnsessel niedergleiten, als die Thür des Vorzimmers hastig geöffnet ward und Lord Pembroke mit düsterer Miene hereintrat.

„Komm', Editha, ich habe mit Dir zu reden, komm'!“

„Und warum nicht hier, mein Vater?“ sagte sie mit stolzer Ruhe. „Warum beliebt es Ihnen nicht, hier neben mir auf dem Divan Platz zu nehmen?“

„Weil uns hier die Diener hören könnten und weil, was ich mit Dir zu ſprechen habe, von keinem andern Ohr gehört werden ſoll“, ſagte er trotzig. „Komm'!“

Sie erhob ſich langſam und ſchritt ihrem Vater voran durch das Boudoir nach ſeinem Gemach.

„Hier, nicht wahr, im Allerheiligſten haben Sie mit mir zu reden?“

Er zuckte zuſammen, und die Falte auf ſeiner Stirn ward tiefer.

„Ich verbitte mir dieſen ſpöttiſchen und höhnenden Ton“, ſagte er. „Er ziemt ſich nicht für Lady Editha ihrem Vater gegenüber.“

„Und eben ſo meine ich, der zürnende Ton ziemt ſich nicht für Lord Pembroke ſeiner Tochter gegenüber. Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Du fragſt noch?“ rief er mit ausbrechendem Zorn. „Ich habe Dir zu ſagen, daß Du Dich heute Abend ganz und gar nicht benahmſt, wie ich es von Dir fordere und begehre.“

„Wie Sie es von mir fordern und begehren?“ ſagte ſie mit Gelaſſenheit. „Ich möchte wiſſen, was Sie von mir fordern und begehren können!“

„Du möchteſt das wiſſen?“ rief er, dicht zu ihr herantretend und ſeine grauen Augen in ihr Antlitz

bohrend. „Ich begehrte, daß Du wie immer sein solltest und handeln solltest wie immer.“

„Das heißt“, sagte sie, und es drang wie ein krampfhaftes Stöhnen aus ihrer Brust hervor, „das heißt, ich sollte lügen und betrügen und heucheln und schmeicheln wie immer. Und that ich das denn nicht? Ist nicht mein ganzes Dasein eine Lüge? Betrüge ich nicht mit jedem guten Wort, das ich empfange, mit jedem guten Wort, das ich Andern gebe? Heuchle ich nicht, wenn ich ruhig und sanft vor den Menschen erscheine? Schmeichle ich nicht, wenn ich ihnen sage, daß ich ihnen gut bin und daß ich ein Geschöpf Gottes bin wie sie und menschlicher Regung fähig wie sie? Sie wundern sich jetzt, mein Vater, über meine Heftigkeit. Sie sind erstaunt, daß unter dieser Eiskruste, welche ewig mein Herz umgibt, doch noch zuweilen das Feuer des Zorns und der Empörung über mich selbst aufflammt? Sie haben es so gewollt, Sie haben mit Ihren zürnenden Worten diese Eiskruste durchbrochen. Nun sehen Sie, was Sie gethan haben.“

„Warum mich reizen, Editha? Warum willst Du mich zwingen, die Waffen Dir aus der Hand zu winden und mich zu wehren gegen Dich?“ sagte er. „Lassen wir das! Wir wissen, was wir von einander zu halten haben. Wir wollen Freunde sein, Editha, weil wir

nicht Feinde ſein können! Da, nimm meine Hand! Du zögerſt? Biſt Du ein ſo unnatürliches Kind, daß Du Deinem Vater nicht mehr die Hand geben willſt?"

„Ja", ſagte ſie, „ich bin ein unnatürliches Kind und ich vergeſſe zuweilen, daß Sie mein Vater ſind, weil Sie ſehr oft vergeſſen haben, daß ich Ihr Kind bin."

Lord Pembroke ſeufzte leiſe und ließ langſam ſeine Hand niedergleiten.

Eine Pauſe trat ein. Man hörte nichts als das laute Athmen des alten Herrn, das leiſe Aechzen der jungen bleichen Frau, die zurückgeſunken war in den Fauteuil und matt wie eine geknickte Lilie ihr Haupt in den Seſſel zurücklegte.

„Laß uns jetzt vernünftig mit einander reden", ſagte der Alte nach einer langen Pauſe. „Ich habe einen ſchlechten Abend gehabt. Nichts wollte mir gelingen. Denn da Du nicht bei uns warſt, waren die Spieler aufmerkſam und ich durfte nichts wagen. Das geht nicht ſo, Du darfſt unſere Geſellſchaften nicht weiter ausdehnen, nicht andere Gäſte laden außer denen, die uns nützen können. Was ſoll es mit den Weibern? Weshalb ladeſt Du ſie?"

„Weil ich ſo grenzenlos leide unter meiner Vereinſamung", ſagte ſie. „Weil die Röthe der Scham immer auf meinen Wangen glüht, wenn ich nur Män-

ner um mich ſehe und mir bewußt bin, daß ich ausgeſtoßen bin aus dem Kreiſe der Frauen."

„Es iſt albern und thöricht, nach ſo vielen Irrfahrten des Lebens ſich retten zu wollen in den Hafen der Tugend, albern und thöricht, wieder einlenken zu wollen in die alten Bahnen, wenn man ſie einmal verlaſſen hat."

„Sie haben wohl Recht, mein Vater", ſagte ſie mit dumpfer Stimme. „Der verlorene Nimbus läßt ſich nicht wieder gewinnen."

„Warum hielteſt Du Sir Arthus zurück? Gerade auf ihn rechnete ich dieſen Abend. Und wäreſt Du mit ihm bei uns geweſen, ſo würde ich eine reiche Ernte gehabt haben. Ich frage Dich noch einmal, warum hielteſt Du ihn zurück?"

„Weil ich ihn bewahren wollte vor Euch und vor dem Laſter", ſagte ſie. „Sir Arthus iſt mein Verwandter, ſeine Mutter iſt freundlich und gütig gegen mich. Und da ich wohl Grund habe, gegen jede Güte und Freundlichkeit dankbar zu ſein, ſo bezeigte ich der Mutter meine Dankbarkeit, indem ich den Sohn vor Euch errettete."

„Sehr moraliſch, wirklich, ſehr großmüthig und moraliſch", ſagte ihr Vater höhniſch. „Doch wage ich, die ſchöne und edle Lady Editha daran zu erinnern,

daß weder Tugend noch Edelmuth ihr ziemt. Du weißt, daß wir über einem Abgrund ſtehen, den wir nur mühſam mit geborgten Blumen überdeckt haben. Fährſt Du ſo fort, wie Du heute angefangen, ſo bricht die Decoration unter uns zuſammen und wir ſinken hinunter in den Abgrund."

„Ich wollte, mein Vater, wir thäten es", rief ſie glühend. „Ich würde die Hand ſegnen, welche dieſen erkauften Flitter unter unſern Füßen fortzöge und uns hinabſinken ließe in den Abgrund. Ich habe nicht den Muth dazu, es ſelbſt zu thun. Und wenn ich es ſelbſt thun möchte, wenn in dunklen und furchtbaren Stunden mir dieſe Sehnſucht aufſteigt, ſo erinnere ich mich dann, daß ich Ihre Tochter bin, und daß ich nicht das Recht habe, Sie mit mir in den Abgrund zu ſtoßen. Aber wenn mich dieſer Abgrund ohne mein Verſchulden verſchlingen möchte, wenn ich in ihn hinabgeſtürzt würde und drunten läge mit zerſchmetterten Gliedern und blutender Bruſt, dann würde ich vielleicht die Hände wieder falten und das längſt vergeſſene Gebet wieder finden können auf meinen Lippen. O mein Vater, ich möchte ſo gern gut werden, ſo gern die ganze Vergangenheit hinter mich ſchleudern und ein neues Leben beginnen — oder mich in den Tod flüchten vor dieſem alten verhaßten Leben!"

Digitized by Google

„Doch das alte verhaßte Leben, wie Du es nennſt, haſt Du doch bis jetzt nur mit recht glänzenden Augen angeſchaut und Du haſt Dich ihm mit heiterem Lachen hingegeben", ſagte der Alte. „Deine empfindſame Erregtheit läßt mich Schlimmes vermuthen."

„Schlimmes vermuthen", wiederholte ſie achſelzuckend. „Als ob das Schlimme bei uns noch eine Vermuthung wäre und nicht die furchtbare, unumſtößliche Gewißheit!"

„Du willſt mir ausweichen", ſagte er. „Du weißt, was ich meine! Dieſe tugendhaften Erregungen, welche Du jetzt zuweilen in Dir ſpürſt, laſſen mich vermuthen, daß Lady Editha — es iſt zum Lachen, und doch muß ich's ſagen — daß Lady Editha verliebt iſt, verliebt wie ein junges Mädchen, das im Mondſchein ſchwärmt und von Tugend und Liebe träumt, von —"

„Von längſt vergeſſenen Zauberliedern ihrer Jugend", unterbrach ihn Lady Editha mit einem ſchmerzlichen Aufblick ihrer Augen. „Und Sie meinen, das ziemt ſich nicht für mich, mein Vater?"

„Ich meine das, und Du weißt ſelbſt, daß es ſich nicht für Dich ziemt. Wer ſolche ſtürmiſche Vergangenheit hinter ſich hat, der hat nicht mehr das Recht, einlenken zu wollen in den Hafen des Friedens, der Unſchuld und der Liebe, ſondern er muß vorwärts

auf den ſtürmiſchen Wegen und muß ſuchen, dieſelben ſich mit ſo viel Roſen und Blüten zu überſtreuen, als er irgend zuſammenraffen kann. Du weißt, weshalb wir aus Indien heimkehrten. Um hier das Glück zu finden, welches wir dort verloren hatten ſeit dem Tode Deines unglücklichen, armen Gemahls, der für Dich im Duell verblutete."

„O ſtill, ſprechen Sie nicht davon", ſagte ſie, abwehrend die Hand aufhebend. „Wozu wollen Sie die Geiſter wecken, welche ſchlafen? Wir kennen beide meine Vergangenheit, berühren wir ſie nicht, denn ſie iſt wie eine offene Wunde, welche immer blutet. Ich weiß ſo gut wie Sie, weshalb wir aus Indien hierher kamen."

„Doch Du ſcheinſt es vergeſſen zu haben, was wir hier thun wollen und müſſen! Du weißt, wir ſind ganz arm, und was uns umgibt, iſt nur das Flittergold, welches mir die Gläubiger laſſen, weil ich ihnen verſprochen habe, daß ich ſehr bald alle Schulden bezahlen wolle, und weil ich ſie überzeugte, daß ſie mir helfen müßten, das Ziel zu erreichen, nach welchem ich ſtrebe."

„Welches iſt das Ziel?"

„Daß Lady Editha hier noch einmal verſucht, was ſie in Indien erreichte, daß ſie hier ihre Zauber-

netze ausbreite und einen reichen, vornehmen Herrn umgarne, der —“

„Fahren Sie nicht fort, Mylord“, rief Editha, indem sie aufsprang und zürnend und stolz sich erhob. „Peinigen Sie mich nicht länger, indem Sie in Worte kleiden, was schon als Gedanke mit tausend Schwertern mir das Herz durchbohrt. Ich weiß ja Alles und ich trage ja Alles, denn Gott ist die Vergeltung und die Rache, und sie trifft mich schwer. Doch sprechen Sie nicht davon, wenn Sie nicht wollen, daß ich todt zu Ihren Füßen niedersinke oder hinausgehe in die Nacht, um nimmer wieder zu Ihnen zurückzukehren.“

„Seltsame Empfindsamkeit!“ sagte der Lord achselzuckend. „Du hast wieder eine von Deinen dämonischen Stunden. Nun, wenn Du Alles weißt und Alles durchschaust, so weißt Du auch, daß es schwer sein wird, hier in London einen andern Lord Hastings zu finden, und daß die Wittwe des ersten Lord Hastings zufrieden sein muß, wenn sie statt des glänzenden Lords einen minder vornehmen Freier findet. Sir John Hood liebt Dich, ich muß Dich noch einmal daran erinnern, er ist ein Millionär.“

„Ja, sein Sklavenhandel hat ihn zum Millionär gemacht“, sagte sie mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Gleichviel, woher er seine Millionen genommen.

Er hat ſie und er liebt Dich und er iſt Dir hierher gefolgt. Ja, als Viele Dich flohen und Viele Dir auswichen dort drüben, iſt er Dir hierher gefolgt. Mich dünkt, das verdient wohl eine Belohnung. Und ich warne Dich, ſei auf Deiner Hut. Reize Sir John Hood nicht. Bilde Dir nicht ein, daß Sir Arthus Timbleſtick ein beſſerer Gemahl für Dich ſei als er. Sir John Hood liebt Dich, aber er iſt rachſüchtig und er wird kein Mittel unverſucht laſſen, um zu ſeinem Ziele zu kommen. Das bedenke wohl, und nun gute Nacht, Lady Editha."

„Gute Nacht, Lord Pembroke", ſagte ſie mit tonloſer Stimme, indem ſie aufſtand und leiſe das Haupt neigte. „Schlafen Sie, wenn Sie es vermögen."

Sie wandte ſich um und ſchritt langſam hinaus, langſam durch die öden Gemächer dahin, in denen der alte Jack, der, nachdem er die Bezahlung von dem Lord empfangen, nun ganz wieder der dienſtbefliſſene und ergebene Diener war, die Kerzen längſt ausgelöſcht hatte.

Als ſie in ihr eigenes, matt erleuchtetes Zimmer eingetreten war, ſchob ſie innen den Riegel vor, und nun drang ein ſchwerer Seufzer, der faſt dem Stöhnen einer Sterbenden glich, aus ihrer Bruſt hervor. Sie trat an das Fenſter und riß es auf und ſchaute

hinaus in die dunkle Nacht. In langen Zügen athmete sie die Luft ein, deren kalter Hauch ihre glühende Brust kühlte. Dann schaute sie auf zu dem Nachthimmel, an welchem Stern neben Stern leuchtete. Mit einem Aufschrei ihrer innern Qual hob sie ihre Arme empor, rang sie die Hände auf zu dem stillen Sternenhimmel.

„Ach", murmelte sie leise, „ich möchte so gern gut werden, ich möchte so gern ein anderes Leben beginnen. Ist es denn unmöglich? Bin ich denn gefangen in den Banden meiner eigenen Vergangenheit? Ich möchte so gern gut werden, denn ich fühle, was ich noch nie gefühlt; ich fühle, daß ich ein Herz habe und daß dieses Herz noch der Liebe fähig ist. Helft mir, ihr Sterne und Du allmächtiger Geist, welcher über den Sternen thront! Habt doch Erbarmen mit einem armen, verzweifelnden, ringenden Menschenherzen! Helft mir doch, gut zu werden, damit ich würdig werde des Mannes, den ich liebe!"

Fünftes Kapitel.

„Sie können mir die Versicherung geben, mein lieber Herr Doctor, daß gar keine Gefahr vorhanden ist?“ fragte Solanges mit angstvollem Blick den Arzt, mit welchem sie eben das Zimmer ihres Vaters verlassen hatte. „Sagen Sie, lieber Doctor, wirklich keine Gefahr? Ich bitte und flehe zu Ihnen, sagen Sie mir die Wahrheit, denn ich muß sie wissen!“

„Meine liebe Miß“, erwiderte der alte Doctor ernst, „Sie verlangen die Wahrheit zu wissen, und ich darf sie Ihnen also nicht vorenthalten. Es ist, ich gebe Ihnen die Versicherung, für den Augenblick nichts zu befürchten. Ihr Herr Vater wird sich zwar heute noch etwas matt und angegriffen fühlen, doch morgen geht auch das vorüber, und er wird wieder ganz gesund sein. Aber wenn Sie fragen, ob eine

Gefahr vorhanden ist, so kann ich das nicht in Abrede stellen. Wir alle sind sterblich, und die Gefahr des Todes schwebt über uns allen, nur über dem einen näher wie über dem andern. Ihr Herr Vater leidet, wie Sie mir sagen, seit langen Jahren schon an seinem Herzen, und der jetzige Zufall war auch nichts weiter als ein Herzkrampf. Solche Krämpfe können sehr häufig gefahrlos vorübergehen, sie können aber auch auf der Stelle tödtlich werden. Es kommt Alles darauf an, meine liebe Miß, daß Sie von Ihrem Vater Alles fern halten, was solch einen krampfhaften Zustand bewirken könnte."

„Und was ist das?" fragte Solanges angstvoll.

„Das möchte ich Sie lieber fragen, meine liebe Miß", sagte der Doctor sinnend. „Können Sie die Ursache wissen, welche jetzt diesen Zustand bewirkte? Hatte Ihr Vater irgend eine schmerzliche Ueberraschung? Bekam er irgend eine traurige Nachricht oder hat er einen Gram, der lange schon an ihm nagt und an seinem Herzen zehrt?"

„Es mag wohl sein", erwiderte Solanges gedankenvoll. „Zuerst hat er den Gram, von seinem geliebten Vaterlande fern zu sein, und jede Erinnerung an Frankreich und an die dortigen Zustände regt ihn heftig auf."

„Das ist es nicht“, sagte der Arzt kopfschüttelnd. „Solche politische Aergernisse wirken nicht so heftig und afficiren das Herz nicht so wie persönliches Leid. Hatte — Sie müssen ganz aufrichtig gegen mich sein, meine liebe Miß, der Arzt ist ein Beichtvater, dem man Alles sagen darf, so gut wie dem Geistlichen — hatte er auch persönlichen Gram?“

„Ja, ich fürchte“, erwiderte Solanges mit niedergeschlagenen Augen. „Er grämte sich um einen Freund, den er wiederzusehen wünschte und der für ihn verloren schien. Und außerdem hatte er Wünsche in Bezug auf mich. Ja, ich fürchte, er grämte sich.“

„Dann kann ich nur sagen, mein Kind“, erwiderte der Arzt, „suchen Sie ihn von diesem Gram zu erlösen. Ich sehe, Sie lieben Ihren Vater und Sie möchten ihm sicher das Leben noch recht lange erhalten wissen. Ich sage Ihnen aber, Gram, heftiger Schreck oder zornige Aufregung kann seinen augenblicklichen Tod zur Folge haben. Dagegen wenn Ihr Vater glücklich und zufrieden ist, so haben Sie nichts zu befürchten, wie ich glaube. Richten Sie sich danach, mein Kind! Ich habe Ihrem Vater einen kühlenden Trank verschrieben. Diesen muß er täglich morgens und abends trinken, denn er wird ihm den Blutandrang vom Herzen ableiten. Merken Sie sich das, meine liebe

Miß. Ich glaube, Sie ſind für Ihren Vater der beſte Arzt, und in Ihrer Hand liegt ſein Leben. Machen Sie ihn glücklich, froh und zufrieden, halten Sie den Gram von ihm fern, und ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß Ihnen Ihr Vater erhalten bleibt. Dagegen wiederhole ich Ihnen, der Gram oder eine ſchmerzliche Aufregung kann ſeinen augenblicklichen Tod zur Folge haben. Das, mein liebes Kind, iſt mein letztes Recept, und nun leben Sie wohl."

Er grüßte ſie mit einem wohlwollenden Kopfnicken und ſchritt über den dunkeln Flur auf die Straße hinaus, löſte den Zaum ſeines kleinen Pferdes, welches er draußen an den eiſernen Haken des Thürpfoſtens gebunden, ſchwang ſich hinauf und trabte die ſchmuzige Straße hinunter.

Solanges blieb in dem dunkeln kleinen Hausflur ſtehen; die Hände in einander gelegt, ſtarrte ſie vor ſich nieder und überlegte die Worte, welche der Arzt ihr geſagt.

„Sein Leben liegt in meinen Händen", murmelte ſie, „und vor jeglichem Gram ſoll ich ihn bewahren. Ich weiß, weshalb er ſich grämt", fuhr ſie leiſe zu ſich ſelber fort. „Ja, ich weiß es. Er ſehnt ſich nach dem Marquis von St.-Juſte. Er liebt dieſen Mann, der doch ſein böſer Engel iſt! In meinen Händen

liegt ſein Leben, ſagt der Arzt. Das heißt, ich muß ihm mein Leben zum Opfer bringen, denn ich fühle, die Entſcheidung naht.“

Sie hatte ſich wie zerbrochen an die Wand gelehnt und geſenkten Hauptes, tief in ſich verſunken, ſtand ſie da und ließ die kleinen Erlebniſſe der letzten Tage an ihrem Geiſt vorübergehen. So klein ſie auch erſchienen, ſo hing doch an ihnen ihre Zukunft, ihr Glück und vielleicht auch das Leben ihres Vaters.

Vor drei Tagen, als ſie wieder in der Abenddämmerung zu dem Kunſthändler ging, um ihm ihre vollendeten Arbeiten zu bringen, war er, für den ſie keinen Namen hatte und den ihr Herz immer nur den Einzigen, Einen nannte, war er ihr gefolgt, wie immer. Diesmal, als ſie aus dem Laden herausgetreten, hatte er neben der kleinen Treppe geſtanden, die aus demſelben hinunterführte. Als ſie, ihn ſo nahe ſehend, mit geſenkten Augen herunterſchreiten wollte, ſtrauchelte ſie, und da faßte er ihre Hand, um ſie vor dem Fallen zu bewahren. Dann, immer noch ihre Hand in der ſeinen haltend, hatte er mit ihr einige Schritte vorwärts gethan, und ſie hatte gehört, wie er ihren Namen flüſterte, und ein ſüßer Schreck hatte ihr das Herz durchdrungen.

„Solanges“, hatte er leiſe geſagt, „ich bin in

dieſem Augenblick der glücklichſte der Sterblichen. Schauen Sie mich an! Ich flehe zu Ihnen, antworten Sie mir nur mit einem Blick, ob Sie mir zürnen, daß ich es wage, mit Ihnen zu ſprechen, oder ob Sie mir vergeben. Ich verlange keine Worte, Mademoiſelle Solanges, nur einen Blick, nur einen einzigen Blick!“

Sie hatte ſchüchtern zu ihm aufgeſchaut und dann plötzlich war ſie vor Schrecken zuſammengebebt, und ein Schrei war von ihren Lippen ertönt.

Denn wie ſie aufſchaute, ſah ſie vor ſich, ganz nahe vor ſich, einen andern, ihr nur zu wohl bekannten Mann. Er war ſtehen geblieben, da er ſie erblickte, und ſicher trotz der Dämmerung hatte er ſie erkannt, wie ſie ihn. Mit einem haſtigen Ruck hatte ſie die Hand des jungen Mannes von ſich geſtoßen und war vorwärts geeilt, hinein in das Menſchengewühl, nur von dem einen Gedanken bewegt, daß ſie ihm entfliehen müſſe, ihm, dem Marquis von St.-Juſte.

Seitdem hatte ſie das Haus nicht wieder verlaſſen. Die Angſt, ihm noch einmal zu begegnen, von ihm erkannt zu werden, bannte ſie in ihr düſteres Zimmer. Sie wagte ſelbſt nicht mehr, in der Abenddämmerung zu dem Kunſthändler zu gehen.

Die alte Frau, welche bei ihnen im Hauſe wohnte und die niedrigen Dienſte ihres kleinen Haushalts

besorgte, war der Bote, mit dem sie ihre vollendeten Malereien zu dem Kunsthändler sandte und die das Geld dafür in Empfang nahm. Solanges war geduldig daheim geblieben bei ihrem Vater, hatte seine Klagen, seine Vorwürfe die ganzen Tage anhören müssen.

Er jammerte wegen der Oede und Langweile seines Daseins, er jammerte um den verlorenen Freund und Liebling, den Marquis von St.-Juste.

Und sicher hatte der Arzt Recht, sicher war es der Gram um ihn, welcher endlich den alten Herrn übermannt und ihm sein langjähriges Leiden, den Herzkrampf, zurückgerufen hatte.

Sie überdachte das Alles, und gramvoll senkte sie das Haupt tiefer auf ihre Brust.

„So muß ich mich opfern, um ihn zu retten", flüsterte sie leise. „Es ist meine Pflicht, und ich werde sie erfüllen."

Sie legte ihre beiden Hände vor ihr Angesicht und flehte zu sich selber und flehte zu Gott um diese Kraft, ihre Pflicht zu erfüllen. Als sie jetzt drinnen in der Stube ihren Vater rufen hörte nach ihr, richtete sie sich empor.

„Gott wird mir den Muth geben, daß ich thue, was ich muß", sagte sie leise, und mit einem Lächeln

Digitized by Google

trat sie wieder in das dunkle Gemach, in welchem ihr Vater nach ihr rief.

„Wo bleibst Du, Solanges? Ich sehne mich nach Dir. Willst Du mich verlassen, Du, der einzige letzte Trost, der mir noch geblieben?“

Sie eilte zu ihm hin, nahm seine beiden Hände und kniete vor ihm nieder und schwur ihm mit zärtlichen Worten, daß sie ihn nimmer verlassen, daß sie Alles thun wolle, um ihn glücklich, zufrieden und froh zu machen.

„Glücklich!“ sagte er achselzuckend. „Für mich gibt es kein Glück mehr. Alle meine Hoffnungen sind verloren. Ach, es ist ein schrecklicher Zustand, zu leben ohne eine Hoffnung, die uns aufrecht hält.“

„Hoffen Sie doch, mein Vater“, sagte Solanges zärtlich. „Wer weiß, vielleicht tritt das Glück doch einmal wieder ein in dies dunkle Gemach und erhellt es mit seinem Sonnenschein. Sagen Sie nicht, daß es keine Hoffnung mehr gibt. Gott ist gnädig und erbarmungsreich, und Sie haben so viel gelitten! Er wird endlich Gnade üben. Er wird Ihnen das Glück zurückbringen, nachdem Sie so viel Unglück erfahren. Wer weiß, vielleicht ist es uns bald vergönnt, nach Frankreich zurückzukehren. Sie wissen, der Consul hat ein neues Edict erlassen. Er ruft alle Edel-

leute zurück, und den Heimkehrenden will er ihre Güter wiedergeben als Belohnung, wie er sagt, für die Treue, welche sie ihrem einstigen Königshause erwiesen."

„Aber wir sollen diese Belohnung mit einem Treubruch erkaufen", sagte der alte Graf zornig. „Nur denen will die französische Republik ihre Güter wiedergeben, nur denen, welche ihr den Schwur der Treue leisten. Dem Consul Bonaparte, dem Rebellen sollen die alten Edelleute schwören, daß sie ihm treu sein und ihm dienen wollen. Aber ich, der Graf von St.-Pierre, ich will lieber in Noth und Elend sterben, da es meine Tochter so will, als daß ich in Reichthum und Herrlichkeit lebe, wie es dieser sogenannte Consul will."

„Mein Vater, wie können Sie sagen, daß ich will, Sie möchten in Noth und Elend sterben?" sagte Solanges schmerzlich.

„Ja, Du willst es", rief der Alte heftig. „Du bist es, welche ihren Vater verdammt, in Armuth und Erniedrigung zu leben. Du bist es, welche mir den einzigen Freund entführte, durch welchen ich hoffen konnte, wieder zu einem behaglichen angenehmen Dasein zu kommen. Du bist es, welche —" Er schwieg plötzlich und horchte nach der Thür hin. „Was war das? Klopfte es da nicht? Aber nein", fuhr er dann

fort, „wer ſollte zu uns kommen, zu uns, den Einſamen und Verlaſſenen!“ Es klopfte zum zweiten Mal. Diesmal lauter, heftiger.

Solanges erblaßte und unwillkürlich faßte ſie mit ihrer zuckenden Hand nach dem Herzen. Der Athem ſtockte in ihrer Bruſt, und es war ihr, als ob ihre Füße unter ihr zuſammenbrechen ſollten.

„Hörſt Du nicht?“ ſagte ihr Vater ungeduldig. „Es klopft. Geh' und öffne.“

Sie nickte leiſe mit dem Haupte und ſchlich vorwärts.

„Habe Erbarmen mit mir, Gott im Himmel! Erbarmen!“ flehte ſie leiſe in ſich ſelber, indem ſie die Hand erhob und den Riegel von der Thür zurückſchob.

Nun öffnete ſie die Thür. Ein doppelter Schrei ertönte: ein Freudenſchrei von den Lippen des alten Mannes, ein Schrei des Schmerzes von den Lippen des jungen Mädchens. Denn der Mann, welcher da in der Thür erſchien, das war der, welchen der Graf erſehnte, welchen ſeine Tochter fürchtete!

„Der Marquis St.-Juſte! Endlich! Endlich!“ rief der Graf, indem er von ſeinem Stuhl ſich erhob und mit ausgebreiteten Armen dem Eintretenden entgegenſchritt.

„Ja, endlich, mein theurer Graf, endlich habe ich Sie gefunden!“ rief der Marquis und ſchlang ſeine Arme um den Hals des alten Mannes und küßte ihn. Dann wandte er ſich um und trat zu Solanges hin, welche bebend und bleich neben der Thür ſtehen geblieben war. Er kniete vor ihr nieder, und als wäre ſie eine Königin, ſo ehrfurchtsvoll erfaßte er ihr Gewand und drückte es an ſeine Lippen.

„Endlich, Solanges, habe ich Sie gefunden“, ſagte er, und ſeine tiefe Bewegung machte ſeine Stimme beben. „Ich habe Sie geſucht, wie der Verirrte in der Nacht den Stern ſucht, der ihn leiten ſoll. Ich habe zu Ihnen gebetet, wie man zu Gott betet um Rettung und um Troſt. Gott iſt mir gnädig geweſen. Ich habe Sie gefunden, Sie, Solanges, die Grauſame und Unbarmherzige und doch die Königin meines Daſeins.“

„Stehen Sie auf, Herr Marquis“, ſagte ſie mit ſtolzer Ruhe. „Es ziemt Ihnen nicht, vor mir zu knieen.“

„Ja, Solanges, es ziemt mir, vor Ihnen zu knieen. Denn es ziemt dem Knechte zu knieen vor ſeiner Herrin, wenn er ſie um eine Gnade anflehen will. Solanges, ich ſehe Sie wieder, und das erſte Wort, das von meinen Lippen kommt, muß ein Geſtändniß meiner Liebe ſein.“

Digitized by Google

„Endlich, endlich!“ murmelte der alte Mann, indem er mit gefalteten Händen in seinen Lehnsessel zurücksank. „Gott hat mir die Gnade gewährt, die ich erflehte. Die Nacht ist zu Ende, und ein Strahl des Glückes leuchtet wieder auf in meinem vereinsamten Leben.“

„Solanges“, flehte der Marquis, „seien auch Sie barmherzig, denn Sie sehen, Gott selber ist es. Sie wollten vor mir fliehen, und er hat mir den Weg gezeigt zu Ihnen. Sie wollten sich mir entreißen, er schickt mich zu Ihnen, er ließ mich Sie sehen an jenem glückseligen Abend, der endlich meinem Jammer, meinem Elend ein Ende machte. Sie wollten auch da noch vor mir fliehen, doch Sie sehen, ich habe Sie gefunden. Stoßen Sie mich nun nicht wieder von sich! Solanges, belohnen Sie endlich meine Treue, meine zärtliche Liebe durch ein Wort des Erbarmens, durch ein Wort der Hoffnung!“

Er schaute mit seinen großen tiefblauen Augen zärtlich und flehend zu ihr auf.

Sie aber wandte den Blick von ihm ab und antwortete nicht.

„Solanges!“ rief jetzt ihr Vater mit zürnender Stimme. „Solanges, wenn Du Deinen Vater liebst, wenn Du eine gute Tochter bist, so gib Antwort.“

„Ja, geben Sie Antwort, Solanges“, flehte der Marquis, immer noch auf den Knieen vor ihr liegend. „Laſſen Sie mich ein Wort der Hoffnung, des Erbarmens hören. Ich liebe Sie ſo feurig, ſo innig, ſo zärtlich und ſo treu, wie nur je ein Mann geliebt hat. Sagen Sie nicht, daß Sie ſich von ſolcher Liebe grauſam abwenden wollen, daß Ihr Herz unempfindlich ſei gegen meine Treue, gegen meine zärtliche Hingabe! Laſſen Sie mich nur ein Wort der Hoffnung hören!“

Sie ſchwieg noch immer, und vor ihren Ohren tönten die Worte wieder, welche der alte Arzt zu ihr geſagt. „Jede heftige Aufregung, jedes zornige Aufwallen kann Ihren Vater tödten! Die Freude und das Glück aber können ihm ein langes Leben ſichern.“

Sollte ſie ſeinen Zorn erregen? Sollte ſie vielleicht ſeinen Tod bewirken? Durfte ſie das? Ihr Herz rang mit ſeiner eigenen Qual, und ein tiefer Seufzer quoll aus ihrer Bruſt hervor.

„Antworte, Solanges!“ rief ihr Vater. „Der Marquis St.-Juſte, mein theuerſter und beſter Freund, bittet um Deine Hand, und ich, Dein Vater, der Graf St.-Pierre, ermächtige den Marquis, bei Dir zu werben um Deine Hand. Nun gib Antwort. Sage ihm, daß Du ihn liebſt.“

Sie ſchüttelte langſam das Haupt.

„Das kann ich nicht, mein Vater. Ich kann in dieser heiligen und ernsten Stunde nicht eine Lüge auf meinen Lippen haben. Ich kann nicht sagen, daß ich den Marquis liebe."

„Aber Sie können sagen, daß Sie meine treue und zärtliche Liebe annehmen, daß Sie versuchen wollen, sie zu erwidern", flehte der Marquis. „Ich weiß, Ihr jungfräuliches Herz ist stolz und keusch und widerstrebt der Liebe. Sie wollen Niemand lieben, außer Ihren Vater und Ihre Kunst. Ich weiß das, Solanges, doch lassen Sie mich werben um Ihr edles, schönes Selbst. Gönnen Sie mir wenigstens das Glück, Ihnen nahe sein zu dürfen und zu versuchen, mir Ihre Liebe zu gewinnen!"

„Es ist gut", rief ihr Vater, langsam in seinem Lehnsessel sich aufrichtend. „Erheben Sie sich von Ihren Knieen, Marquis, und kommen Sie her zu mir."

Der Marquis erhob sich und trat, wie er es ihm befohlen, zu dem Alten hin.

„Geben Sie mir Ihren Arm", sagte der alte Graf. „Ich grämte mich um Sie und sehnte mich nach Ihnen, und das hat mir fast den Tod gegeben. Nun sind Sie da, und wir wollen sehen, ob jetzt meine Tochter ihren Vater tödten will. Kommen Sie, Herr Marquis."

Digitized by Google

Er lehnte ſich auf den Arm des Marquis und ſchritt zu ſeiner Tochter hin, die geſenkten Hauptes, ſchweigend und zitternd in der Mitte des Zimmers ſtand.

„Mademoiſelle Solanges, Comteſſe von St.-Pierre, ich komme zu Dir, meine Tochter, um bei Dir zu werben um Deine Hand für den, welchen ich mir zum Erben und Schwiegerſohn auserkoren habe, für den Marquis St.-Juſte. Ich gebe ihm meine Einwilligung und meinen Segen, und ich werbe jetzt bei Dir, Solanges, um Deine Einwilligung! Ich frage Dich, ob Du den Segen Deines Vaters auch für Dich erwerben willſt, oder —"

„Still, mein Vater, vollenden Sie nicht", ſagte ſie ruhig. „Sie ſollen wenigſtens ſehen, daß ich eine gehorſame und zärtliche Tochter bin. Herr Marquis St.-Juſte wirbt bei Ihnen um meine Hand. Ich kenne meine Pflicht, und ich gebe ihm meine Hand."

„Sie geben mir Ihre Hand? O Dank, Solanges, Dank!" rief er ſtürmiſch, indem er wieder vor ihr niederſank und ihre Hand an ſeine Lippen drückte.

„Ja, ich gebe Ihnen meine Hand", ſagte ſie. „Doch ich mache meine Bedingungen."

„Alles, Solanges, Alles, was Sie wollen, ſoll geſchehen, ſoll mein Geſetz ſein für die Zukunft. Sprechen Sie, was iſt es?"

„Zuerst dies", sagte sie. „Sie begehren nicht von mir, mein Vater, daß wir uns in der Fremde vermählen. Sie willigen ein, daß meine Vermählung mit dem Marquis erst dann stattfinde, wenn wir nach Frankreich zurückgekehrt sind."

„Das heißt, Solanges, Sie wollen mich für immer von sich stoßen", rief St.-Juste. „Das Königthum hat weniger denn je Aussicht auf Restitution, und selbst wir, die treuesten Anhänger unseres unglücklichen Königs Ludwig XVIII., wir haben jetzt kaum noch eine Hoffnung. Wir müssen uns entweder unterwerfen oder müssen es ertragen, unser Leben in der Fremde hinzubringen. Und nun wollen Sie mich zwischen diese traurige Alternative stellen, Solanges, entweder meinem Könige ungetreu zu werden oder Ihnen zu entsagen auf immerdar?"

„Der Marquis hat Recht", rief der Graf zürnend. „Ich kann und will diese Bedingung nicht eingehen, Solanges."

„Nun denn", sagte sie ruhig, „so fordere ich zum mindesten das Versprechen, daß meine Vermählung mit dem Marquis erst in einem Jahre stattfinden soll."

„Grausame!" rief der Marquis verzweiflungsvoll. „Das kann Ihr Ernst nicht sein. So nahe dem Para-

dieſe, ſoll ich auf der Schwelle deſſelben zurückgehalten werden!“

„Ich bitte Sie, mein Vater“, ſagte Solanges, ſich an den alten Grafen wendend, „bewilligen Sie mir dieſe Bedingung.“

„Nun denn, es ſei“, erwiderte dieſer ſeufzend. „Ich bewillige Dir Deine Bedingung. Die Vermählung ſoll erſt in einem Jahre ſtattfinden. Doch von dieſer Stunde an biſt Du die Braut des Marquis St.-Juſte. Gib mir Deine Hand! Und Sie, mein lieber Sohn, geben Sie mir die Ihrige. Hier lege ich Eure beiden Hände in einander und verlobe Euch kraft meiner väterlichen Gewalt, verlobe Euch im Namen Gottes. Schwören Sie mir, St.-Juſte, daß Sie meine Tochter lieben, ſie glücklich machen und ihr treu ſein wollen Ihr Leben lang?“

„Ich ſchwöre es Ihnen bei Allem, was mir heilig iſt auf Erden“, rief der Marquis begeiſtert.

„Und Du, Solanges, ſchwöre mir, daß Du von dieſer Stunde an den Marquis St.-Juſte als Deinen verlobten Bräutigam betrachteſt. Nun, Du ſchweigſt“, fuhr er zürnend fort, „Du antworteſt mir nicht und leiſteſt nicht den Schwur, den ich verlange?“

„Mein Vater“, ſagte ſie mit ernſter Stimme, „Sie haben mir verſprochen, mir zwei Bedingungen zu erfüllen.

Sie haben meine zweite Bedingung noch nicht gehört. Und erſt, wenn Sie mir auch dieſe bewilligt haben, erſt dann kann ich den Schwur leiſten."

„Nun, ſo ſprich! Was iſt Deine zweite Bedingung?"

„Meine zweite Bedingung alſo", ſagte ſie, ſich ſtolz aufrichtend und mit einem flammenden Blick den Marquis anſchauend: „der Marquis wird in dieſem Jahre, da ich noch frei bin, es nicht verſuchen wollen, uns in irgend einer Weiſe zu unterſtützen. Er wird nicht verlangen, daß mein Vater und ich irgend etwas von ihm annehmen. Er wird in keiner Weiſe uns unterſtützen oder Einfluß haben wollen auf unſere Art zu leben. Es liegt in der Hand meines Vaters, reich uud angeſehen zu ſein. Er hat nur nöthig, der Republik Frankreich ſeine Unterwerfung anzukündigen, und er iſt es. Will der Graf das nicht, zieht er es vor, in Armuth in der Fremde zu leben, ſo hat ſeine Tochter die Pflicht, für ihn zu arbeiten, und ſie thut es freudig. Aber es ſoll kein Anderer das Recht haben, für ſein Leben zu ſorgen, kein Anderer als ſeine Tochter. Wollen Sie mir das verſprechen, mein Vater?"

„Wahrlich, Sie ſind erbarmungslos", ſeufzte der Marquis.

Sie antwortete ihm nicht, ſondern warf nur einen ſtrengen, faſt zornigen Blick auf ihn und wandte ſich dann wieder an ihren Vater.

„Nun, mein Vater, wollen Sie dieſe Bedingung erfüllen? Doch ich bin noch nicht zu Ende. Ich habe noch etwas hinzuzufügen“, ſagte ſie leiſe. „Sie müſſen Ihrer Tochter noch eine andere Bitte erfüllen.“

„Wie, Du biſt noch nicht zu Ende?“ ſagte der Graf. „Was iſt es weiter? Ich ſoll einwilligen, Dich den ganzen Tag arbeiten und Dich mühen zu ſehen, ich ſoll einwilligen, daß Du Deine ſchönen glänzenden Augen trübe machſt, indem Du ſie anſtrengſt den ganzen Tag lang, ſie anſtrengſt mit Deinen mühſeligen Arbeiten. Und das iſt noch nicht genug? Du forderſt noch mehr?“

„Ja, mein Vater, ich fordere noch mehr“, ſagte ſie leiſe. „Dies noch, mein theurer Vater, daß Sie nicht mehr dem Zufall vertrauen und ihn nicht als Ihr Schickſal anflehen, nicht von der Karte Ihr Glück erringen wollen.“

Der Alte ſchrak leiſe in ſich zuſammen und ſenkte vor den großen Augen Augen ſeiner Tochter, die fragend auf ihn gerichtet waren, den Blick zur Erde nieder.

„Seltſame Zumuthung“, ſagte er. „Es ſcheint

faſt, als wolle die Tochter jetzt ihren Vater erziehen. Doch es ſei! Ich bewillige Dir Alles, was Du begehrt haſt. Und nun zum andern Mal gib mir Deine Hand."

Er legte ſie in die Hand des Marquis. „Ich verlobe Ihnen meine Tochter. Nun ſprich das Wort: Erkennſt Du den Marquis als Deinen Verlobten und willſt Du verſprechen, in Treue und Ehrbarkeit nach einem Jahre ſeine Gemahlin zu werden?"

„Ja, mein Vater! Ich erkenne den Marquis als meinen Verlobten an, und ich will in Treue und Ehrbarkeit ſeine Gemahlin werden nach einem Jahre, wie Sie es wollen, mein Vater."

Sechstes Kapitel.

Die Freude über das Wiederſehen des Marquis St.-Juſte hatte den alten Grafen ganz geſund, ganz glücklich gemacht. Er hatte ſeine eigene Jugend wiedergefunden, ſeit der junge Mann wieder bei ihm war. Er hatte auch ſeine Heiterkeit und ſeinen Lebensmuth wiedergefunden und hoffte wieder auf die Zukunft. Die glücklichen Illuſionen, mit denen die Royaliſten und Emigrirten ſich tröſteten, waren wieder mit dem Marquis zu ihm zurückgekehrt, und St.-Juſte verſtand es ſo gut, ſie zu nähren und zu pflegen. Er wußte ſo beredt von den glücklichen Ausſichten für den verbannten König Ludwig XVIII., wie die Royaliſten alle ſchon den Grafen von Provence nannten, zu ſprechen, und als er eines Tages dem alten Grafen ein kleines Handbillet zeigte, welches er aus Mitau, wo der Graf von Provence ſich jetzt aufhielt, erhalten

hatte, da war der alte Graf außer ſich vor Entzücken und Wonne. Voll tiefer Ehrfurcht drückte er das Handſchreiben ſeines „gnädigen und allerchriſtlichſten Königs“ an ſeine Lippen und mit von Thränen erſtickter Stimme las er es ſeiner Tochter vor.

„Ich danke Ihnen, lieber Marquis St.-Juſte, und auch meinem lieben Grafen St.-Pierre für Ihre beiderſeitige ſtandhafte Treue und Ihr muthiges Ausharren. Wenn alle Edelleute und alle wahren Franzoſen dächten wie Sie beide, meine getreuen Ritter, ſo würde Frankreich nicht mehr lange in Erniedrigung und Schmach zu Boden liegen, ſondern die weißen Lilien würden bald wieder über ihm leuchten. Ich gratulire Ihnen zu der Verlobung mit der Tochter des Grafen St.-Pierre und ich gratulire dieſer zu der Verlobung mit meinem lieben Kammerherrn, dem Marquis St.-Juſte. Ich werde es gern ſehen, wenn die Vermählung recht bald ſtattfindet, und ich hoffe, daß Sie beide recht glücklich ſein werden!

Ihr wohlgewogener Ludwig.“

„Hörſt Du, Solanges? Der König wird es gern ſehen, wenn Deine Vermählung mit dem Marquis recht bald ſtattfindet.“

„Ich habe es gehört, mein Vater“, ſagte ſie, indem ſie ruhig weiter malte.

„Du haſt es gehört", wiederholte ihr Vater. „Nun, Du wirſt alſo nicht länger bei Deinem Eigenſinn beharren? Der König wird es gern ſehen, er wünſcht es, daß Du Dich bald vermählſt mit ſeinem Liebling, dem Kammerherrn von St.-Juſte. Der König wünſcht es, das heißt, er befiehlt es."

„Mein Vater", ſagte ſie ruhig, „der König hat über das Herz eines Mädchens nicht zu befehlen, und Sie werden verzeihen, wenn ich feſthalte an den Bedingungen, welche Sie angenommen haben. In einem Jahre findet meine Vermählung mit dem Marquis ſtatt, wenn Sie es alsdann noch ſo befehlen. Ich werde mich Ihrem Willen unterwerfen, mehr aber können Sie nicht verlangen."

„Wenn man Dich anſieht mit Deiner ergebenen Miene und Deiner unterwürfigen Stimme, ſo ſollte man wahrlich meinen, ich hätte Dich zu einem großen Unglück verdammt. Und doch werden alle Mädchen Dich einſt beneiden um das Glück, welches Du Deinem Vater zu verdanken haſt, denn jedes Mädchen liebt den ſchönen und reichen Marquis St.-Juſte. Nur Du gibſt Dir das Anſehen, als wenn Du weder ſeine Schönheit noch ſeine Liebenswürdigkeit ſäheſt."

„Es liegt vielleicht an meinen Augen", ſagte Solanges ſanft. „Meine armen Augen ſind zu viel mit

den unschuldigen Kindern der Natur beschäftigt. Sie schauen zu viel auf Rosen und andere schöne Gottesblumen, als daß sie dann noch den Marquis schön finden könnten. Vergeben Sie das meinen Augen, mein Vater. Und vergeben Sie mir auch, wenn ich Sie jetzt verlasse. Mein Lilienbouquet ist fertig, und da es heute der letzte Wochentag ist, muß ich eilen, noch zu rechter Zeit zu meinem Brodherrn zu kommen, denn am Sonntag ist der Laden geschlossen."

„Es ist zum Erbarmen", sagte der alte Graf, als er seiner Tochter nachblickte, welche mit ihrer Mappe unter dem Arm in dem wenig eleganten Mäntelchen hinausgegangen war. „Ja, es ist zum Erbarmen, die Tochter unserer Ahnen, welche seit Jahrhunderten an den Tafeln der Könige ihren Platz hatten, geht dahin wie eine arme Arbeiterin und verkauft den Fleiß ihrer Hände. Ich fühle, wie mir die Thränen im Herzen brennen, wenn ich nur daran denke, und ich fühle auch, daß das anders werden muß! Ja, es soll anders werden", rief der Graf. „Ich will diese Schmach von meiner Tochter abwälzen. Ich will es um jeden Preis, und Gott und das Schicksal werden mir dabei behülflich sein, daß die Tochter des Grafen St.-Pierre nicht mehr in dieser Erniedrigung dahinleben muß."

Solanges indeß ging flüchtigen Fußes den ge-

wohnten Weg dahin. Ihr Herz klopfte laut in banger Sehnsucht. Es war heute das erste Mal seit der Krankheit ihres Vaters und seit ihrer unseligen Verlobung, daß ihr Fuß wieder die Straße betrat.

Wird er da sein? Wird er geduldig und treu sie an jedem Tag erwartet haben?

Sie schaute mit bebendem Herzen hinüber nach der andern Seite der Straße.

Ja, er war da, und es war ihr, als ob sein Nahen, dem sie doch auswich, sie mit einem seligen Glück erfüllte, und als ob sein Blick wie ein Sonnenstrahl ihr Antlitz überglänzte.

Hastig schritt sie weiter, schaute nicht zur Seite hin und fühlte doch, daß er von der andern Seite der Straße herabkam, daß er dicht an ihrer Seite ging. Doch hastig schritt sie weiter, und jetzt, da sie in die große Hauptstraße einbog, hörte sie neben sich seine Stimme.

„Vergebung, daß ich es wage, Sie anzureden.“

Sie schien es nicht zu hören, schritt ruhig weiter, und doch jauchzte ihr Herz vor Wonne und Entzücken, und seine Stimme klang ihr wie die lieblichste Musik.

„Zürnen Sie mir nicht, Mademoiselle, um meiner Dreistigkeit willen! Aber ich habe so qualvolle Tage verlebt, ich war so unglücklich, so voll Sorge um Sie,

daß Sie mir verzeihen müſſen, wenn ich mich Ihnen wieder zu nähern wage, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen. Sagen Sie mir nur ein gutes Wort, Mademoiſelle, ſagen Sie mir nur, daß Sie nicht krank geweſen, daß Sie nicht gelitten haben. Sie ſehen bleicher aus wie ſonſt und mir ſcheint, Ihre Augen ſind trübe. O Mademoiſelle Solanges, Sie haben geweint, Sie ſind alſo unglücklich! Gibt es etwas in der Welt, das ein Menſch, der Ihnen ganz ergeben iſt, für Sie thun kann, ſo laſſen Sie es mich wiſſen, und ich ſchwöre Ihnen, Alles, was in meinen Kräften ſteht, will ich thun, um die Wolken von dieſer reinen Stirn zu verbannen. Nehmen Sie mich an zu Ihrem Ritter, wenn Sie eines ſolchen bedürfen, zu Ihrem Freund, wenn Sie etwas zu klagen haben. Seien Sie nicht grauſam! Nur ein Wort! Nur ein einziges gutes Wort!“

Seine Stimme klang ſo flehend, ſo demüthig, daß ſie ihr Herz bewegte. Und doch, ſie durfte ihn nicht verſtehen! Wie ſehr ſich auch ihr Herz ſehnte, den Freund anzunehmen, der mit ſo holdem Wort ſie zu ſich rief, ſie durfte es nicht! Sie blieb ſtehen und ſchaute mit einem traurigen Ausdruck nach ihm hin.

„Mein Herr, ich bitte Sie, laſſen Sie mich ruhig gehen. Kümmern Sie ſich nicht mehr um mich. Ich bin nur eine arme Arbeiterin, die —“

„Sie sind eine große Künstlerin, ich weiß es“, unterbrach er sie. „Sie sind eine Meisterin. Wer so zu malen versteht wie Sie, der soll sich nicht in Demuth und Bescheidenheit eine Arbeiterin nennen. Und auch nicht arm sollen Sie sich nennen. Sie haben in Ihrer Künstlerhand Reichthum, Ehre und Ansehen, und beglückt der Mann, dem es vergönnt, dieser edlen Künstlerin zu huldigen. Beglückt nenne ich mich deshalb, daß —“

„Mein Herr“, unterbrach sie ihn, „ich habe hier mein Ziel erreicht. Leben Sie wohl!“

Hastig eilte Solanges die Stufen hinauf und trat in den Laden ein, während ihr Begleiter draußen stehen blieb.

Der Kaufmann hatte hinter den großen Glasscheiben gestanden und die beiden im eifrigen Gespräche kommen sehen. Mit einem vertraulichen Kopfnicken begrüßte er Solanges.

„Ich sehe“, sagte er, und es lag in seiner Stimme etwas, was das stolze Herz des Mädchens wie die Berührung einer rauhen Hand verletzte und schmerzte, „ich sehe, Mademoiselle, Sie haben sich verständigt mit Ihrem Beschützer und Sie wissen jetzt Alles.“

„Wen nennen Sie meinen Beschützer, mein Herr?“ fragte Solanges mit einem stolzen Aufblicken ihrer sonst so sanften Augen.

Digitized by Google

„Sie fragen noch, Mademoiſelle? Nun, den jungen reichen Herrn, welcher da draußen ſteht, und den Sie jetzt nicht blos zum Beſchützer Ihrer Kunſt, ſondern Ihrer liebenswürdigen Perſon angenommen haben“, erwiderte der Kaufherr ſpöttiſch.

„Mein Herr, ich verſtehe Sie immer noch nicht! Ich weiß nicht, wen Sie Beſchützer meiner Kunſt und meiner Perſon nennen! Ich muß Sie bitten, ſich näher zu erklären“, ſagte Solanges mit zitternder Stimme.

„Nun, die Erklärung iſt ſehr leicht, wenn Sie darauf beſtehen, Sie zu haben. Jener Herr draußen wird Ihnen doch geſagt haben, daß er Ihr Protector iſt und daß er für Ihre niedlichen Handzeichnungen beſtändig neue Aufträge gibt und ſie mit einem Preiſe bezahlt, den ich Ihnen natürlich nicht zahlen könnte, wenn Sie nicht eben jenen reichen Protector hätten.“

„Dieſer Herr iſt es, der meine Malereien kauft und dafür einen Preis bezahlt, wie Sie ihn mir ſonſt nicht zahlen würden?“ fragte Solanges mit fieberhafter Heftigkeit.

„Gewiß, Mademoiſelle, er zahlt nicht blos für Ihre Arbeit, ſondern für Ihr ſchönes Geſicht“, ſagte der Kaufmann. „Und hier, Mademoiſelle, ſind die vier Pfund Sterling für Ihre letzte Arbeit. Haben

Sie jetzt nur die Güte, ein neues Autograph für Ihren Protector zu schreiben."

„Ich will weder das Eine noch das Andere", rief Solanges empört, „und ich nehme meine Arbeit mit mir und werde von dieser Stunde an nicht mehr für Sie arbeiten. Leben Sie wohl!"

Sie wandte sich hastig um und schritt hinaus.

Draußen stand Arthus, der auf sie gewartet hatte. Er wollte ihr die Hand reichen, um ihr beim Herunterschreiten behülflich zu sein, aber sie wehrte ihn mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Mein Herr, kein Wort mehr, wenn ich bitten darf."

Sie winkte einem langsam vorüberfahrenden Cab zu, und ehe noch Arthus sich von seinem schmerzlichen Erstaunen erholt hatte, sprang sie in das Gefährte und fuhr von dannen.

Der Marquis war bei ihrem Vater, als Solanges zurückkehrte. Sie unterbrachen sich mitten in einem leisen und lebhaft geführten Gespräch bei ihrem Eintreten. Solanges achtete nicht darauf. Ihr Herz war so voll Schmerz und Gram, daß sie auf keine andere Stimme hörte, als auf die ihrer eigenen Verzweiflung.

Der Marquis war aufgesprungen und eilte ihr entgegen und nahm mit zärtlichen Worten ihre Hand,

um sie an seine Lippen zu drücken. Sie ließ ihm ihre Hand, sie hörte gar nicht auf seine Betheuerungen, auf sein Entzücken über ihre Heimkehr.

„Wie bleich Du aussiehst, Solanges", sagte jetzt ihr Vater. „Fehlt Dir etwas?"

„Ja", erwiderte sie hastig und hoch athmend. „Ich fühle mich angegriffen und krank."

„Das kommt vom vielen Sitzen und Arbeiten her", sagte ihr Vater unwirsch. „Den ganzen Tag, Marquis, hat sie wieder vor dem Pult gesessen und Lilien gemalt. Wären es noch die Lilien von Frankreich gewesen, und wäre es ein Geschenk für unsern theuren König gewesen! Aber eine bestellte Arbeit für einen elenden Krämer! Und für ihn muß meine Tochter ihre schönen Augen trübe machen und ihre Wangen bei der Arbeit erbleichen lassen! Ist das nicht entsetzlich, Marquis?"

„Entsetzlich", seufzte er, „und ich werde den Tag segnen, wo diese Qual endlich überstanden ist, und wo Solanges gnädig und großmüthig mir gestatten wird, an ihrer Stelle die Sorge für Ihren Haushalt zu übernehmen, mein theurer Vater. Denn an dem Tage werde ich wissen, daß das edle und keusche Herz meiner theuren Braut sich mir endlich ergeben, und daß sie die heiße Liebe, welche ich ihr entgegentrage, end-

lich angenommen hat. Solanges, es ist wahr, Sie sind bleich und Ihre Augen sind trübe. Ich flehe zu Ihnen, schonen Sie sich wenigstens eine Woche, lassen Sie wenigstens eine Woche Ihre Arbeit ruhen und gestatten Sie mir —"

„Ich bitte Sie, mein Herr, erinnern Sie sich unserer Bedingungen", unterbrach sie ihn und wandte sich dann wieder dem alten Grafen zu.

„Vergeben Sie mir, mein theurer Vater, wenn ich mich heute zurückziehe und um die Erlaubniß bitte, heute Abend nicht mehr meine Kammer zu verlassen. Mein Kopf ist wüst und krank. Ich bedarf der Ruhe und will mich niederlegen."

Er nickte zustimmend, und es flog wie ein Ausdruck von Freude über sein altes Gesicht. „Thue das, meine Tochter. Lege Dich nieder und schlafe. Das wird für Dich das Beste sein", sagte er. „Laß mich Dir gute Nacht sagen!"

Sie trat zu ihm hin und neigte sich zu dem alten Mann. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sah sie lange und zärtlich an.

„Ja, ich will schlafen. Gute Nacht, mein Vater!"

Sie küßte seine Hand und nahm dann mit einem stolzen Neigen ihres Hauptes von dem Marquis Abschied. Als er sich ihr nähern und ihre Hand ergreifen

wollte, wehrte ſie ihn zurück, ergriff einen der Leuchter, die auf dem Tiſche ſtanden, und ging in ihre Kammer.

Nun haſtig die Thür hinter ſich zugeriegelt, das Licht auf den kleinen Tiſch geſetzt, dann ſank ſie vor ihrem Bette nieder, das Haupt in den Kiſſen verbergend, damit Niemand ihr Schluchzen, ihr ſchweres Athmen und ihr Stöhnen vernehme!

Den letzten Sonnenſtrahl, welcher die Nacht ihres kummervollen Daſeins durchleuchtete, den hatte ſie jetzt verloren, und eine grauſame Hand hatte den Schleier, welcher die Wahrheit ihr verbarg, von ihren Augen weggeriſſen!

Sie wußte jetzt, daß der, an den ſie glaubte, den ſie liebte, ohne daß ſie ihn kannte, für ſie verloren war!

Sie war ſtolz darauf geweſen, aus ihrer eigenen Kraft, durch ihre Kunſt die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte ſich zu erwerben. Und nun mußte ſie erfahren, daß es nicht ihre Kunſt geweſen, welche man bezahlte, ſondern daß ſie den Lohn ihrer Arbeit nur der Protection eines reichen Mannes verdankte!

Es zog wie ein Schwert durch ihre Seele, als ſie das dachte, und dann wieder ſah ſie ſein ſchönes, edles Angeſicht, dann hörte ſie vor ihren Ohren die zärtlichen und doch demuthsvollen Worte, welche er zu ihr ge-

ſprochen. Und ihre Thränen floſſen heftiger, denn ſie fühlte es dann wieder, daß ſie ihn dennoch liebe, und daß ihr Herz vielleicht nur deshalb ſo ſchmerzlich blute, weil es ihn liebte.

Doch es muß ein Ende gemacht werden, und zuſammenraffen muß ſie ſich mit ihrem Stolz und ihrer Pflicht!

Sie ſtand auf und trocknete ihre Thränen.

„Ich will nicht mehr weinen“, ſagte ſie. „Ich muß ſtandhaft und gefaßt ſein und keine Erinnerung darf mehr in mir zurückbleiben.“

Sie trat zu der kleinen Kommode, in der ſie ihre wenigen Habſeligkeiten barg, und aus dem Käſtchen, das ſie hervorzog, nahm ſie jetzt ein kleines Roſenbouquet. Lange betrachtete ſie es mit zärtlichem, traurigem Blick.

Es war die einzige Gabe, welche ſie von ihm erhalten, das einzige Andenken an ihn! Als ſie neulich ihre vollendete Arbeit durch die alte Aufwärterin zu dem Kaufherrn hingeſchickt, hatte die Alte bei ihrer Heimkehr ihr dies Roſenbouquet gegeben und ihr geſagt, daß ein Herr, welcher vor der Thür des Hauſes geſtanden, angſtvoll gefragt, ob Mademoiſelle krank ſei, und daß er gebeten, dieſe Roſen von ihm anzunehmen.

Wie beſeligt hatte ſie ſich gefühlt durch dieſen duftenden Gruß!

Nun waren dieſe Roſen verwelkt, und die Liebe in ihrem Herzen mußte auch verwelken! Sie zerpflückte mit zitternden Händen die armen vergilbten Blüten und ſtreute die Blätter umher auf den Boden.

Lange ſchmerzvolle Stunden rang Solanges in der Oede und Einſamkeit ihrer kleinen Kammer mit ihrem Schmerz und ihrer Qual. Dann endlich, mit einem tiefen, langen Seufzer, nahm ſie Abſchied von ihren Träumen, von ihrem ſüßen, geheimnißvollen Glück. Nun galt es, mit feſtem Blick in die Zukunft zu ſchauen und ſich klar zu werden über das, was nun geſchehen ſollte.

Sie hatte in der erſten Empörung ihres Stolzes nur das Eine bedacht, daß ſie für jenen Mann nicht mehr arbeiten könne. Sie hatte ihre Arbeit mit heimgebracht. Aber woher nun neuen Verdienſt nehmen? Woher die Mittel für den Lebensbedarf erwerben?

Sie mußte neue Verbindungen ſuchen, einen andern Kunſthändler, für den ſie arbeiten könnte.

„Ich werde morgen zur Gräfin Dutang gehen“, ſagte ſie zu ſich ſelber. „Sie wird mir helfen und mir Rath ertheilen. Sie iſt immer gut und freundlich zu mir. Sie wird mich auch in dieſer Noth nicht

verlaſſen. Ich werde ihr freimüthig Alles ſagen und bekennen, und ſie wird begreifen, daß ich ſo handeln mußte. Ja, die gute Gräfin wird mir beiſtehen und Alles wird wieder gut werden. Denn ich that meine Pflicht, ſo ſchwer und ſchmerzlich ſie auch iſt. Nun bin ich wieder gefaßt und ruhig und ſtill! Nun will ich meinem lieben Vater noch einmal gute Nacht bieten, denn mich dünkt, ich war fern von ihm und bin nun wieder heimgekehrt zu ihm. O ich ſehne mich, noch einmal ſeine Lippen auf meiner Stirn zu fühlen! Er wird mich ſegnen zu dem neuen Leben, das ich nun beginnen muß."

Sie öffnete leiſe und langſam die Thür zu dem Wohngemach, neben welchem ſich der Alkoven befand, in dem der alte Graf ſchlief.

Es war ganz ſtill in dem Gemach. Das Licht, welches auf dem Tiſche ſtand, war niedergebrannt und flackerte nur zuweilen noch hell auf, um dann tiefer zu verſinken.

Sicher ſchlief ihr Vater ſchon! Sie wollte ihn nicht wecken, nur ihn noch einmal anſchauen und ihm ſagen, daß ſie jetzt wieder ſeine Tochter ſein und nur ihn lieben und für ihn ſorgen wolle.

Leiſe auf den Zehen ſchritt ſie durch das Gemach nach dem Alkoven hin und ſchaute nieder auf das

Bett. Dann ſchrak ſie zuſammen, und ein Ausdruck des Entſetzens ſprach aus ihren Mienen.

Das Bett war leer.

Tiefer neigte ſie ſich über daſſelbe hin, als meine ſie, nicht recht geſehen zu haben. Es war vielleicht die Dunkelheit, welche ihre eigenen Augen trübe machte. Vorſichtig legte ſie die Hände auf das Bett, aber ſie ſuchte vergeblich auf dem Kiſſen nach dem Haupte ihres Vaters.

Nun ſtürzte ſie vorwärts und holte aus ihrem Zimmer Licht herbei. Das Bett in dem Alkoven war wirklich leer, ihr Vater war nicht da.

Ein Schmerzensſchrei drang aus ihrer Bruſt hervor, und ſie ſchwankte mit dem Lichte nach dem Tiſche hin. Da ſetzte ſie es nieder und ſank auf einen Seſſel.

„Fort! Er iſt fort! St.-Juſte hat ihn mit ſich genommen, und das alte jammervolle Daſein beginnt nun wieder. O, jetzt ſind wir ganz verloren, ganz unglücklich! Alles, was ich gethan, iſt nun vergeblich. Der Dämon hat wieder Gewalt über ihn, und wir werden nun rettungslos in den Abgrund verſinken!“

So klagte ſie und jammerte ſie und dann wieder überlegte ſie in ihrem Herzen, was nun zu thun ſei, fragte ſie ſich, ob ſie, wenn ihr Vater heimkehre, vor ihm niederſtürzen, ſeine Kniee umklammern und ihn

anflehen ſolle, daß er nicht wieder von dem Dämon ſich verführen laſſe, nicht wieder wie ſonſt die Nächte durchſpiele und das, was ihre Arbeit und ihr Fleiß geſchaffen, wieder dem böſen Zufall anheimgebe. Doch dann erinnerte ſie ſich, daß ihr der Arzt geſagt, jede plötzliche Aufregung, jeder Schreck könnte dem alten Manne den Tod bringen, und ſie ſolle ſorgſam ihn behüten vor jeder zornigen Aufregung.

„Ich will nicht ſeine Mörderin ſein“, murmelte ſie leiſe. „Ich will das Unglück auf mich nehmen und will es tragen, und Gott wird mir die Kraft dazu geben.“

In Schmerz und Qual, ringend mit ihrer eigenen Verzweiflung, durchwachte ſie die lange öde Nacht Als der Morgen dämmerte, hörte ſie die Hausthür gehen, hörte einen ſchlurfenden Schritt auf dem Flur.

Haſtig ſprang ſie empor, ſchlüpfte in ihre Kammer und löſchte das Licht aus. Aber neben der nicht ganz geſchloſſenen Thür blieb ſie ſtehen und horchte und lauſchte.

Ja, ihr Vater war es, welcher heimkehrte. Sie hörte, wie er vorſichtig und leiſe die Thür aufſchloß und wie er ſie ebenſo leiſe und vorſichtig hinter ſich ſchloß. Dann blieb er ſtehen und horchte, als ob er fürchte, ſeine Tochter geweckt zu haben.

Sie hielt den Athem an und blieb unbeweglich stehen neben der Thür.

Die ersten Strahlen der Morgensonne fielen in das Gemach und durchleuchteten es mit hellem Schein, und ein Strahl des goldigen Glanzes fiel gerade auf die Gestalt des alten Mannes hin, welcher in dem Fenster stand, wo sonst seine Tochter saß und arbeitete und sich mühte. Und dieser erste Strahl der Morgensonne blitzte auf den Goldstücken, die er jetzt auf dem Tische aufzählte.

„Zwölf Pfund Sterling", murmelte er leise vor sich hin, „zwölf Pfund Sterling habe ich gewonnen, und morgen Nacht werden es vielleicht zwanzig Pfund. Und wenn ich so fortfahre, werde ich in einem Monat schon ein Vermögen zusammengebracht haben. Und dann wird Solanges nicht mehr nöthig haben, zu arbeiten und sich zu mühen."

Siebentes Kapitel.

„Wie herrlich sich das trifft", rief die alte Gräfin Dutang, indem sie Solanges mit offenen Armen entgegenkam. „Ich wollte eben zu Ihnen schicken und Sie bitten, zu mir zu kommen, und nun sehen Sie, wie sich die schönen Geister begegnen; Sie kommen meiner Bitte zuvor und da sind Sie. Aber Ihr liebes und schönes Gesicht ist heute trübe, und die großen Augen mit dem Madonnenblick sind heute umschleiert."

„Ich habe geweint, gnädigste Gräfin", sagte Solanges, indem sie die Hand der Gräfin an ihre Lippen drückte und dann auf dem Taburet neben dem Fauteuil der alten Dame Platz nahm.

„Sie haben geweint? Ja, ja, das ist jetzt das

Loos der französischen Adelsfamilien, zu weinen und in Kummer und Leid die Tage hinzuleben. Wir müssen unser Haupt beugen unter das Joch. Ich hoffe, mein liebes Kind", fuhr die alte geschwätzige Dame fort, „ich hoffe, daß bald eine Zeit kommen wird, wo wir dann um so stolzer unsere Häupter erheben und wo nach so vielen trüben Tagen die Sonne um so heller über unsern Häuptern leuchtet. Und nun, bevor ich Sie bitte, mir Ihren Kummer mitzutheilen und mir zu sagen, welchem Umstande ich die Freude verdanke, Sie bei mir zu sehen, lassen Sie mich Ihnen sagen, weshalb ich Sie bitten wollte, zu mir zu kommen; Sie werden daraus ersehen, mit welcher zärtlichen Fürsorge ich immer an Sie denke und wie gern ich meiner lieben Mademoiselle Solanges de St.-Pierre behülfsein möchte zu einem anmuthigern und bessern Leben. Es ängstigt mich zuweilen, daß Sie aus der edlen Kunst, welche sonst das Vergnügen der jungen Comtesse war, sich jetzt einen Broderwerb machen müssen. Wird es Ihren schönen Augen nicht schädlich sein, und wenn wir einst an den Hof zurückkehren, wird man nicht der alten Dutang Vorwürfe machen und sagen, sie sei schuld daran, daß Mademoiselle Solanges ihre Jugend in Trübseligkeit und in rastloser Arbeit hinbrachte?"

„Ich liebe die Arbeit, gnädigste Gräfin“, sagte Solanges sanft, „sie ist meine Freude und mein Trost, und ich bin stolz darauf, daß ich ihr die Mittel zu unserer Existenz verdanke.“

„Es ist schön, daß Sie so sprechen“, rief die Gräfin. „Schön und vernünftig! Aber es hat mich doch immer bedrückt, daß ich Ihnen damals, als Sie mir Ihre Noth gestanden und mir mittheilten, daß Ihr Hülfsquellen erschöpft seien, nichts Anderes bieten konnte als die Gelegenheit, Ihre Arbeit zu verwerthen. Ich habe mich daher bemüht, Ihnen andere Hülfsquellen zu eröffnen, und es ist mir gelungen! Ich hoffe, mein Kind“, fuhr die alte geschwätzige Dame fort, „ich hoffe, daß der Vorschlag, welchen ich Ihnen zu machen habe, vielleicht im Stande ist, Ihnen eine glücklichere Lage zu gewähren. Er nimmt zum mindesten die Demüthigung von Ihnen, die bezahlte Arbeiterin eines ganz gewöhnlichen Kaufmanns zu sein. Hören Sie also! Eine Dame, der ich öfter schon in der Gesellschaft begegnet bin, hat mich ermächtigt, ihr eine Gesellschafterin zu suchen. Sie hat zu mir das Vertrauen, daß ich eine passende Wahl treffen werde, und wird Alles gutheißen, was ich versprochen und ausbedungen habe. Sie stellte mir die eine Bedingung, daß die Dame von hohem Adel sei und die elegante

Tournüre des Hofes beſitze. Wer alſo, meine theure Gräfin, könnte beſſer geeignet ſein, dieſe Stelle würdig auszufüllen, als Sie? Denn obwohl Sie faſt noch ein Kind waren in den glücklichen Tagen, da wir noch in Paris weilten, bewunderte man Sie doch ſchon damals um Ihrer Grazie und Ihrer feinen Tournüre willen. Sie waren die Spielgefährtin der Mademoiſelle von Frankreich, der Schweſter unſeres unglücklichen Königs Ludwig, und lernten ſomit aus der reinſten und edelſten Quelle. Deshalb kann ich keine beſſere Wahl treffen, als wenn ich Sie, meine liebe Comteſſe, mit dem Ehrenpoſten betraue, der Ihnen im Hauſe der Mrs. Timbleſtick werden ſoll. O, erröthen Sie nicht, ſchlagen Sie nicht die Augen nieder und betrachten Sie es nicht als eine Beleidigung, daß ich der Gräfin St.-Pierre, der Tochter Ihrer edlen Ahnen ſolches Anerbieten zu machen wage!"

„Nein, meine gnädige Gräfin", ſagte Solanges, die Hand der alten Dame an ihre Lippen drückend. „Ich verſichere Ihnen, daß es ein ganz anderes Gefühl iſt, welches mir die Röthe in die Wangen treibt, und daß ich ſicher nicht beleidigt bin von Ihrem gütigen Vorſchlag, ſondern mich tief beglückt fühle von Ihrer Güte!"

Die alte Gräfin nickte ihr freundlich zu.

„Und ich, meine Liebe, ich versichere Ihnen, daß Sie eine ehrenvolle Mission zu erfüllen haben. Mrs. Timblestick ist selber von vornehmer Abkunft; unglückliche Schicksalsschläge in ihrer Jugend zwangen sie gewissermaßen, die Hand eines Kaufmanns der City anzunehmen. Jetzt ist dieser Mann, welcher zu seiner und ihrer Entschuldigung wenigstens ein Millionär war, gestorben, und Mrs. Timblestick kehrt reuevoll in unsere Kreise zurück. Die Dame, die sie sich zur Begleiterin wünscht, wird nichts weiter zu thun haben, als mit dem Glanz ihres eigenen Namens den dunklen Timblestick ein wenig zu vergolden, in den Soiréen der Mrs. Timblestick die Honneurs zu machen und darauf zu halten, daß in diesen Soiréen Alles mit den Allüren des Hofes und der Hofgesellschaft sich bewege. Nun sagen Sie, Comtesse, ist es nicht besser, Sie übernehmen dieses Amt, als daß Sie den ganzen Tag über das Pult gebeugt arbeiten und malen, um dann von einem hochmüthigen Kaufmann Ihre Bezahlung zu erhalten? Wollen Sie die Stelle annehmen?“

„Ja, gnädigste Gräfin, ich will sie annehmen“, erwiderte Solanges mit ernstem Ton.

„Das freut mich, das ist mir wirklich eine Herzenserleichterung“, rief die alte Dame. „Ich bin gewiß, daß Sie diesen Schritt nicht zu bereuen haben. Zum

mindeſten werden Sie einige Zerſtreuung und Erheiterung finden. Was den Gehalt betrifft, ſo ließ mir Mrs. Timbleſtick freie Hand, und ich habe geſtern den ganzen Tag dazu verwandt, zu berechnen, wie viel Sie zu Ihrer Toilette und Ihren ſonſtigen Ausgaben nöthig haben. Denn Sie werden Toilette machen müſſen, meine Liebe, Sie dürfen nicht in ſo unſcheinbaren Kleidern erſcheinen. Sie werden Toilette machen müſſen. Laſſen Sie das Alles meine Sorge ſein!“

„Ich nehme Alles freudig hin, ſo wie Sie es mir bieten, gnädige Gräfin“, ſagte Solanges, „nur wollen Sie mir die Gunſt erweiſen, Ihnen meine Wünſche mitzutheilen.“

„Sprechen Sie, ſprechen Sie, meine Liebe“, nickte die Gräfin. „Was ſind Ihre Wünſche, oder ſagen wir lieber, Ihre Forderungen? Denn ich weiß, daß Mademoiſelle Solanges nichts Unbilliges wünſcht, und es iſt alſo ſchon im voraus bewilligt. Nun alſo zum Erſten?“

„Zum Erſten, meine liebe Gräfin, möchte ich mir ausbedingen, daß ich einmal in jeder Woche, nehmen wir an, jeden Sonntag, bei meinem theuern Vater ſein darf.“

„Zugeſtanden“, nickte die Gräfin. „Und zum Zweiten?“

„Zum Zweiten möchte ich bitten, daß ich jede Woche meine Gage erhalte und sie meinem Vater mitnehmen kann.“

„Das heißt, meine Liebe, die Gage, welche Sie außer dem Garderobegeld bekommen. Sie sind eine edle und gute Tochter, und Gott wird Sie sicher dafür belohnen. So, nun sind wir einig! Was ich Ihnen zu sagen hatte, ist gesagt worden. Nun, meine theure Solanges, theilen Sie mir mit, was Sie mir sagen wollten!“

„Es ist jetzt nicht mehr nöthig“, sagte Solanges lächelnd. „Gott selber hat mir den Weg gezeigt, den ich gehen soll, und daß er es durch Ihre gütige Hand gethan, Frau Gräfin, das ist mir eine Garantie, daß ich ihn gehen muß. Ich danke Ihnen für alle Ihre Güte und Fürsorge, und möge es Ihrem edlen Herzen eine Belohnung sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit dem, was Sie vorgeschlagen, meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt haben.“

„Ich bin entzückt“, sagte die alte Gräfin, „denn Sie machen mir heute aus dem grauen, düstern englischen Nebeltag einen hellen Sonnentag, mein liebes Kind. Nun aber dürfen wir auch nicht zaudern! Es muß Alles sogleich ins Werk gesetzt werden. Mrs. Timblestick wartet sehnlich auf ihre Gesellschafterin.

Ich werde ihr einen Boten ſchicken und ihr ſagen laſſen, daß dieſelbe gefunden ſei und daß ſie nur ihren Wagen zu ſenden habe, um uns beide abzuholen. Denn natürlich werde ich ſelbſt Sie der alten Dame präſentiren und ich ſchlage Ihnen vor, daß Sie die Güte haben, hierher zu kommen, um von hier aus abzufahren. Es iſt nicht nöthig, daß die Dienerſchaft erfährt, wo Sie bis jetzt gelebt haben, und daß die vornehme junge Dame, die mit dem Glanz ihres Namens in das Haus der Mrs. Timbleſtick eintritt, vorher in einer dunklen Gaſſe der City lebte und für Geld arbeitete. Dies bleibt unſer Geheimniß. Ich bitte Sie auch, daß Sie es Mrs. Timbleſtick nicht mittheilen. Sodann dürfte es nöthig ſein, daß Sie Ihren Vater veranlaſſen, nun die dunkle City zu verlaſſen und ſich, wenn auch in einer abgelegenen Vorſtadt, ein eleganteres und comfortableres Logis auszuſuchen. Denn Mrs. Timbleſtick wird natürlich nicht leiden, daß Sie zu Fuße jeden Sonntag zu Ihrem Vater gehen, und Sie in ihrem Wagen ihm zuſenden."

„Ich werde Sorge tragen, daß mein Vater eine paſſendere Wohnung wählt", ſagte Solanges. „Und ich weiß, daß ihm das ſehr willkommen ſein wird."

„Alſo abgemacht!" nickte die Gräfin. „Und wenn Sie wollen, liebe Solanges, ſo eilen Sie jetzt nach

Hause, um Ihre Vorbereitungen zu treffen. Dann kommen Sie wieder hierher, und wir fahren zusammen zu Mrs. Timblestick. Können Sie etwa in drei Stunden zurück sein?"

„Sicherlich, Frau Gräfin, ich werde in drei Stunden wieder bei Ihnen sein", betheuerte Solanges, indem sie die Hand der Gräfin an ihre Lippen drückte und von dannen eilte.

Achtes Kapitel.

Solanges hatte ihren Vater an diesem Tage noch nicht gesehen. Er schlief noch, als sie am Morgen aus ihrer Kammer trat, und sie war ängstlich bemüht, ihn nicht zu wecken. Sie wußte ja, daß er die ganze Nacht nicht geruht hatte. Nur der alten Aufwärterin hatte sie gesagt, sie möge ihrem Vater mittheilen, daß sie zu der Gräfin Dutang gegangen sei.

Ihr Vater saß noch bei seinem einfachen Frühstück, als sie zurückkehrte. Er erhob sich von seinem Sitz, ging ihr entgegen und reichte ihr seine beiden Hände dar zum Morgengruß. Aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, und seine Stimme war fast verlegen und schüchtern, als er sie begrüßte.

Sie las in seinen eingefallenen Zügen, auf seinen

blaſſen Wangen die traurige Geſchichte dieſer Nacht, und ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Bruſt.

„Alſo bei der Gräfin Dutang warſt Du, Solanges?“ fragte der alte Graf, indem er ſich wieder niederſetzte und ſich eifrig mit ſeinem Frühſtück beſchäftigte.

„Ja, mein Vater, Sie wiſſen, die alte Gräfin war ſtets ſehr gütig gegen mich, und ſo nahm ich auch jetzt zu ihr meine Zuflucht.“

„Deine Zuflucht?“ fragte ihr Vater, und über ſeine Wangen zog eine leiſe Röthe. „Weshalb hatte meine Tochter nöthig, zu irgend Jemand ihre Zuflucht zu nehmen außer zu ihrem Vater oder zu ihrem Verlobten?“

„Ich wollte Sie nicht beunruhigen, mein Vater“, erwiderte ſie ſanft. „Und ich wußte auch, daß Sie nicht im Stande ſeien, in der Angelegenheit, die mich beſchäftigte, mir hülfreich zu ſein. Gräfin Dutang lebt hier in einem großen, ausgebreiteten Kreiſe, ſie iſt überall geachtet und angeſehen und war deshalb die geeignete Perſönlichkeit, mir das zu verſchaffen, was ich wünſchte.“

„Und was iſt das?“ fragte ihr Vater, indem er haſtig die Taſſe, welche er eben an ſeine Lippen führen wollte, wieder niederſetzte.

Solanges trat zu ihm heran und legte ſanft ihre Hand auf ſeine Schulter.

„Mein Vater, zürnen Sie mir nicht! Ich wünſchte eine Stelle als Geſellſchafterin in einem vornehmen Hauſe.“

„Du, die Gräfin St.-Pierre, willſt ein Dienſtbote werden?“

„Nicht ein Dienſtbote, mein Vater, ſondern die Gefährtin, die Geſellſchafterin einer ehrwürdigen und tugendhaften Frau will ich werden.“

„Die bezahlte Geſellſchafterin, das heißt mit andern Worten: die erſte Dienerin und Magd einer hochmüthigen Dame!“

„Mein Vater, bezahlt wird auch der Miniſter, und ſeinen Gehalt erhält ſelbſt jeder Prinz und jeder König, und Niemand fühlt ſich dadurch beleidigt oder gedemüthigt.“

„Und warum willſt Du das?“ fragte ihr Vater heftig. „Warum willſt Du mich verlaſſen?“

Er blickte ſie fragend an, und ihre Augen begegneten ſich einen Moment.

Dann ſchlug er, leiſe zuſammenſchreckend, die Augen nieder vor dem traurigen Blick ſeiner Tochter.

„Ich will Sie nicht verlaſſen, mein theurer Vater“, ſagte ſie nach einer Pauſe. „Ich habe mir ausdrücklich ausbedungen, daß ich den Sonntag jeder Woche bei Ihnen verleben kann. Mein Gehalt wird für uns

beide genügen, und Sie, mein theurer Vater, werden nicht mehr nöthig haben, in dieſer elenden Gaſſe zu wohnen! Ihre Tochter iſt ſo glücklich, Ihnen dazu behülflich ſein zu können, ohne daß Sie nöthig haben", fuhr ſie ernſter und mit niedergeſchlagenen Augen fort, „ohne daß Sie nöthig haben, mein Vater, irgend andere Mittel und Wege zu ſuchen."

Er heftete einen raſchen, forſchenden Blick auf ihr Angeſicht und ſeufzte tief auf.

„Wirſt Du mir zum mindeſten nicht ſagen, meine Tochter, was Dich zu dieſem Beſchluß gebracht hat?" fragte er dann zögernd.

„Gewiß, mein Vater, ich bin es Ihnen ſchuldig, es zu ſagen. Meine Augen ſchmerzten mich zuweilen von dem unaufhörlichen Arbeiten, und ich fürchtete, daß ich es nicht mehr lange ertragen könnte, den ganzen Tag zu malen. Dies war der Grund, welcher mich beſtimmte."

Das verdüſterte Antlitz ihres Vaters hellte ſich ein wenig auf, doch wagte er nicht, dem Blick ſeiner Tochter zu begegnen.

„Habe ich Dir das nicht immer geſagt, Solanges?" ſagte er. „Habe ich Dich nicht immer gewarnt, Du würdeſt Dir Deine ſchönen glänzenden Augen krank und trübe machen? Du leugneteſt es immer, jetzt habe

ich doch Recht gehabt. Und wann willst Du mich verlassen?“

„Heute noch, mein Vater“, sagte Solanges schüchtern. „In wenigen Stunden, sobald ich meine Habseligkeiten zusammengepackt habe.“

„Heute noch?“ rief ihr Vater zusammenschreckend und doch mit einem freudigen Aufblitzen seiner Augen Er dachte daran, daß er nun nicht mehr behindert sein würde auf seinen eigenen Wegen, daß er nicht mehr nöthig habe, Solanges zu fürchten, und nicht heimlich bei der Nacht das Haus zu verlassen brauche. Er dachte daran, daß er nun die unbehinderte Gelegenheit habe, für seine Tochter ein Vermögen zu erwerben, das ihm — wie wäre daran zu zweifeln! — die Göttin des Glücks gewähren würde.

„In einigen Wochen“, sagte er zu sich selber, „werde ich sie wiederholen, dann werde ich reich genug sein, um meine Tochter aus der erniedrigenden Stellung zu erlösen. In einigen Wochen werden die zwölf Pfund, die ich diese Nacht gewonnen, zu Tausenden sich angehäuft haben, und Solanges wird dann von ihrem Vater belohnt werden für Alles, was sie gelitten hat.“

Er dachte noch darüber nach und überlegte noch diese glückliche Zukunft, als die Thür sich öffnete und der Marquis St.-Juste eintrat.

Solanges begrüßte ihn mit einem kalten und abwehrenden Blick, und indem sie ihrem Vater sagte, daß sie nun eilen müsse, ihr Gepäck zu ordnen, begab sie sich in ihre Kammer.

„Ihr Gepäck zu ordnen?" fragte der Marquis, ihr nachschauend. „Will Solanges uns verlassen?"

Der Alte nickte.

„Ja, sie will uns verlassen, Marquis. Sie hat eine Stelle angenommen, als dame d'honneur bei einer sehr reichen und vornehmen Dame."

„Und Sie geben das zu?" fragte der Marquis heftig. „Sie willigen ein, daß Solanges von uns geht?"

„Ich willige ein", sagte der Alte ruhig. „Sie wissen, Marquis, welche ernste und heilige Pflicht mir obliegt. Ich habe, wie es einem treuen Edelmann geziemt, meine Heimat verlassen und bin meinem Könige gefolgt, das heißt, ich habe mich und meine Tochter um meine Güter und mein Vermögen gebracht. Ich bin es deshalb meiner Tochter schuldig, ihr Ersatz für das Verlorene zu bieten. Sie wissen, daß ich nur deshalb, nur um meiner Tochter willen mich entschlossen habe, wieder mit der Göttin Fortuna zu buhlen und um ihre Gunst zu werben. Ich bin kein Spieler aus Profession, sondern aus Gewissenssache."

„Doch, mein theurer Graf, es gibt ein viel ſichreres und beſſeres Mittel, Ihre Verhältniſſe zu ordnen“, ſagte der Marquis haſtig. „Sie wiſſen, mir iſt es gelungen, einen bedeutenden Theil meines Vermögens zu retten. Ich habe mit demſelben hier glückliche Speculationen gemacht und kann ſagen, daß ich faſt ein reicher Mann bin. Alles, was ich habe und bin, gehört Ihnen und Ihrer Tochter Solanges, die ich zärtlichſt liebe. Gönnen Sie mir das Recht, für Sie beide zu ſorgen als Ihr Sohn! Zuweilen, mein theurer Graf, iſt es nöthig, daß man aus Liebe hart ſei. So flehe ich zu Ihnen, ſeien Sie aus Liebe hart gegen Ihre Tochter! Befehlen Sie und ſagen Sie ihr, daß die Bedingungen, die ſie geſtellt, nicht eingehalten werden können. Sie iſt eine gehorſame Tochter. Sagen Sie ihr, es ſei Ihr Lebenswunſch, daß Solanges ſchon jetzt meine Hand annehme. Sie wird nicht wagen, ſich zu ſträuben, ſie wird Ihnen gehorſam ſein. Und dann, mein theurer Vater, laſſen Sie uns von hier fortziehen. Laſſen Sie uns nach Amerika gehen. Dort kaufe ich uns Ländereien, dort ſoll für Sie ein Palaſt gebaut werden, würdig des Grafen St.-Pierre!“

Der Alte ſchüttelte heftig das Haupt.

„Solanges hat mein Wort, und ein Edelmann bricht nie ſein Wort“, ſagte er. „Zudem will ich nicht,

daß meine Tochter ohne Vermögen, ohne eine Aussteuer als Ihre Gemahlin in Ihr Haus eintrete. Erst wenn es mir gelungen ist, der Göttin Fortuna ein Vermögen abzuringen, erst dann, mein lieber Marquis, wollen wir sehen, ob wir Solanges bewegen können, von der Erfüllung ihrer Bedingung abzustehen. Bis dahin müssen wir uns der Nothwendigkeit fügen."

Neuntes Kapitel.

Eine Stunde ſpäter trat Solanges wieder aus ihrer Schlafkammer und mit geſchäftiger Eile beorderte ſie die Aufwärterin, ihr ein Cab herbeizuholen und dann ihren kleinen Koffer und ihre kleinen Paquete in daſſelbe hinabzutragen.

„Du willſt uns alſo wirklich jetzt gleich verlaſſen, Solanges?“ fragte ihr Vater. „Ich habe kaum erfahren, daß ich Dich nun für eine lange Zeit miſſen ſoll, und noch ehe ich mit dem traurigen Gedanken mich ausgeſöhnt, willſt Du die Abſicht ſchon zur That machen?“

„Man gewöhnt ſich an eine ſchmerzliche Nothwendigkeit am beſten, wenn man ſich ihr ohne Widerſtreben fügt“, ſagte Solanges mit einem traurigen Lächeln. „Das Leben iſt ein Kampf, und nur der

Tapfere kann in demſelben den Sieg erringen, wenn er ihn auch mit ſeinem beſten Herzblut erkaufen muß! Was würde es mir helfen, mein theurer Vater, wenn ich auch noch einige Stunden oder Tage bei Ihnen bliebe! Sie würden uns beiden doch verbittert werden durch das Gefühl, daß es nur Stunden ſind, die man dem Scheiden abgerungen, und ſo iſt es beſſer, ich thue gleich und tapfer, was ich thun muß, und ſage Ihnen Lebewohl, mein Vater! Doch nein, ich ſage nicht Lebewohl, ſondern: Auf Wiederſehen! Denn an jedem Sonntag komme ich zu Ihnen!"

„So ſei's", ſagte der Alte ſeufzend und mit bebender Stimme. „Ich ſage auch nicht Lebewohl, ich ſage gleich Dir: Auf Wiederſehen, Solanges!"

Er ſchlang ſeine Arme um ſie und küßte ihre Lippen und ihre Augen, und als Solanges vor ihm niederſank und um ſeinen Segen bat, legte er ſeine Hände auf ihr Haupt und rief den Segen Gottes hernieder auf das Haupt ſeines geliebten und tugendhaften Kindes.

St.-Juſte hatte ſchweigend drüben an der Thür gelehnt. Bleich und hoch aufathmend, das Antlitz tief traurig, mit Thränen in den Augen, hatte er auf Vater und Tochter geſchaut. Nicht einmal hatte Solanges das Wort an ihn gerichtet, nicht einmal den

Blick zu ihm hingewandt; aber jetzt, da sie sich anschickte, das Zimmer zu verlassen, und an ihm vorübergehen wollte, faßte er ihre Hand und sah ihr mit flehendem Blick in das Angesicht.

„Und haben Sie kein Wort, Solanges, kein einziges Wort für mich?"

„Ja", sagte sie und ihre Stimme klang ernst und hart, ja, „Herr Marquis von St.-Juste, ich habe ein Wort für Sie und ich wünsche mit Ihnen zu reden. Begleiten Sie mich zu dem Wagen, und Sie, mein Vater, lassen Sie uns auf der Schwelle dieser Thür scheiden."

„Nun, das freut mich", nickte der Alte lächelnd, „daß Solanges doch noch einige Worte mit ihrem Verlobten und Bräutigam ohne Zeugen zu sprechen hat. Es wird mir ein Trost sein, daran zu denken, denn ich hoffe nun, daß meine Solanges eine glückliche Braut ist. Lebe wohl, Solanges! Und nun geht und schließt hinter Euch die Thür und laßt den alten verlassenen Vater allein mit seinem Schmerz!"

Der Marquis wollte Solanges den Arm reichen, doch sie schien es nicht zu sehen und ging an ihm vorüber bis an den Hausflur. Er folgte ihr und schloß die Thür hinter sich.

„Jetzt, Herr Marquis", sagte Solanges, indem

ſie ſtehen blieb, „jetzt ſind wir allein, und Ihnen kann ich ſagen, was ich ſonſt nur Gott vertraute. Still! Keine ſchöne Phraſe, wenn ich bitten darf; ſagen Sie nicht, daß das ein Vorzug ſei, den ich Ihnen bewillige. Wenn ich Ihnen jetzt von einem Geheimniß reden will, das ich bisher nur Gott vertraute, ſo geſchieht das nur, weil ich meinen theuren Vater ſchonen will. Sie kennen ſein unglückſeliges Geheimniß, aber Sie wiſſen nicht, daß auch ich es kenne! Sie wiſſen nicht, daß ich auch Sie kenne! Als ich damals heimlich unſere Wohnung in Weſtend verließ, geſchah's um Ihretwillen, Herr Marquis."

„Um meinetwillen, Solanges? Mich wollten Sie fliehen, mich allein?"

Sie nickte. „Ja, Sie allein, denn Sie ſind der böſe Dämon meines unglücklichen Vaters! Sie haben ihn zum Spiel verleitet und dieſe entſetzliche Leidenſchaft, welche lange in ihm geſchlummert hatte, Sie haben ſie in ihm wieder aufgeweckt."

„Solanges, Ihr Vater war hoffnungslos und der Verzweiflung nahe, und ich wollte ihm eine Zerſtreuung verſchaffen, um ihm wieder eine Hoffnung zu geben. Der gute alte Graf hofft noch immer, daß es ihm gelingen werde, Ihnen ein Vermögen zu erwerben, Solanges, und ſeit er dies wieder hofft, iſt er geſund und froh."

Digitized by Google

„Ja, Sie haben ihm die ſchwindenden Kräfte mit giftigen Heilmitteln aufgeregt“, ſagte ſie mit einem bittern Ton. „Sie haben ihm wieder Hoffnungen erregt, und wenn er endlich erkennen muß, daß dieſe Hoffnungen nur Täuſchungen, nur böſer Wahn ſind, dann wird er um ſo zerknirſchter zuſammenbrechen. Dieſem wollte ich zuvorkommen, darum verließ ich heimlich mit meinem Vater unſere andere Wohnung und ging hierher. Gott hat gewollt, daß Sie uns wiederfanden.“

„Gott hat es gewollt!“ ſagte er glühend, „und meine Liebe hat mir den Weg gezeigt zu Ihnen. Sie wiſſen es, Solanges, ich liebe Sie, Sie ſind der Stern meines Lebens, Sie ſind die Sonne in der tiefen Nacht meines Unglücks. Ohne Sie wäre ich ein verlorener Menſch, und das Leben würde für mich unerträglich läſtig ſein. O, ſehen Sie, was die Liebe aus mir gemacht hat! Sie hat mich zu einem demüthigen, ergebenen Sklaven gemacht, der Gott und ſeiner Dame dankt, wenn ſie nur einen Blick des Erbarmens auf ihn richtet. Ich weiß, Sie lieben mich nicht! Jeder andern Frau würde ich in dieſem Falle ſtolz den Rücken wenden und nicht flehen um eine Gunſt, die Sie mir verweigern, aber vor Ihnen liege ich demüthig im Staube und flehe um

Gnade! Ich weiß, Sie ſind mein guter Engel, und nur an Ihrer Hand kann ich hoffen auf Glück, auf Frieden und auf Tugend, Solanges; denn aus Ihren Augen ſchöpfe ich mir den Muth, ein neues, edleres Leben zu beginnen. Ich leugne es Ihnen ja nicht, ich habe ein ſtürmiſches, wildes Daſein geführt und ich wäre verloren geweſen, wenn Ihre Augen mich nicht errettet hätten. O Solanges, ſtoßen Sie mich nur nicht von ſich, haben Sie Erbarmen mit meiner Liebe und meiner Demuth und ſagen Sie mir beim Scheiden wenigſtens, daß ſie dereinſt vielleicht mich lieben können."

Sie ſchüttelte langſam das Haupt. „Ich kann nicht mit einer Lüge von Ihnen ſcheiden! Ich habe dem Befehle meines Vaters gemäß eingewilligt, nach einem Jahre Ihnen meine Hand zu reichen. Was bis dahin geſchieht, ſteht in Gottes Hand! Will er, daß ich mein Wort erfülle, ſo werde ich nach einem Jahre Ihre Gemahlin; bis dahin gehöre ich mir ſelber an und meinem Vater, meinem armen unglücklichen Vater, deſſen böſer Dämon Sie ſind! Sie ſollen es jetzt wiſſen, warum ich nun zum zweiten Male vor Ihnen fliehe. Ich weiß, daß mein Vater dieſe Nacht wiederum Ihnen in irgend eine Spielhölle folgte; ich wartete auf ihn die ganze Nacht, ich ſah ihn heimkehren und ſah ihn das Blutgeld zählen, welches das böſe Schick-

ſal ihm in dieſer Nacht gegeben! Das treibt mich von hinnen; denn ich will nicht, daß mein Vater vor mir erröthen ſoll, ich will auch nicht, daß er mir ſein Leben verheimlicht! Ich habe nicht den Muth, dieſe fortgeſetzte Qual zu ertragen, und gehe, um mir anderswo eine Exiſtenz zu begründen! Mögen Sie nun die Sorge für meinen Vater übernehmen!"

„Sie wollen mir dieſe heilige Pflicht anvertrauen, Solanges?" fragte St.-Juſte mit freudiger Stimme. „Sie wollen mir das Recht geben, als ſein Sohn zu ſorgen für Ihren theuren Vater, Solanges?"

„Ja, ich will das, nur in ſeiner Beziehung", ſagte ſie. „Wenn Sie mich wirklich lieben, Marquis, ſo beweiſen Sie es mir dadurch, daß Sie für meinen Vater ſorgen. Sie wiſſen, er leidet ſeit langer Zeit zuweilen an ſchmerzhaften Anfällen und litt daran noch kurz zuvor, ehe Sie uns wiederfanden. Der Arzt ſagt mir, daß der Herzkrampf, welcher eintritt, ſobald eine heftige Gemüthsbeweguug die Nerven meines Vaters erſchüttert, tödtlich ſein kann, und daß man daher Alles vermeiden muß, was ihn heftig erſchrecken oder zum Zorn reizen kann. Dies iſt auch ein Grund, weshalb ich mich entferne; es könnte doch eines Tages der Gleichmuth mich verlaſſen, und ich könnte in meinem Schmerz und meiner Empörung ver-

geſſen, daß jede heftige Gemüthsbewegung für meinen Vater tödtlich ſein kann. Ich gehe daher, Marquis, und überlaſſe Ihnen den Platz an der Seite meines Vaters. Sorgen Sie für ihn, verſprechen Sie mir, daß Sie den alten Mann nicht allein laſſen wollen, daß Sie täglich zu ihm gehen."

„Ich verſpreche es Ihnen, Solanges, ich werde ſein täglicher Geſellſchafter ſein, doch Sie müſſen mir dafür geloben, daß ich jedesmal an dem Tage kommen darf, wenn Sie bei Ihrem Vater ſind."

„Ich werde nicht das Recht haben, irgend Jemand aus dem Zimmer meines Vaters fortzuweiſen! Wenn mein Vater Ihnen das Recht gibt, bei ihm zu ſein auch an dem Tage, wenn er nach einer Woche der Trennung ſeine Tochter wiederſieht, ſo werde ich mich dem nicht widerſetzen, dies verſpreche ich Ihnen. Und nun, Marquis, leben Sie wohl!"

„Und Sie wollen mir zum Abſchied nicht Ihre Hand reichen? Solanges, ſeien Sie nicht ſo grauſam! Um Ihres Vaters willen, der mich liebt und dem ich ein Sohn ſein will, um Ihres Vaters willen reichen Sie mir Ihre Hand!"

„Um meines Vaters willen", erwiderte ſie kalt und ruhig, indem ſie ihre kleine Hand langſam in die des Marquis legte.

Er ſank auf die Kniee nieder und drückte ihre Hand ſtürmiſch an ſeine Lippen und an ſeine Augen.

„Geſegnet ſei dieſe Stunde, Solanges, geſegnet jeder Tag und jede Stunde in Deinem Leben! Ich ſchwöre es Dir auf meinen Knieen, Deiner würdig will ich werden, und es ſoll mein eifriges Bemühen ſein, Deinen unglücklichen Vater wieder zurückzuführen von der Bahn des Böſen und des Trugs, die er betreten hat.“

„Das iſt zu ſpät“, ſagte ſie ſeufzend. „Es wird Ihnen nicht mehr gelingen. Der Zauber iſt gelöſt, den meine Liebe um ihn gelegt hatte, nun wird er vorwärts gehen, unaufhaltſam vorwärts. Leben Sie wohl, Herr Marquis von St.-Juſte, und ſorgen Sie für meinen Vater.“

Sie ſchritt eilends vorwärts, und da er ihr folgen wollte, befahl ſie ihm mit gebieteriſcher Stimme, ſie zu verlaſſen und zu ihrem Vater zu gehen.

Die alte Gräfin Dutang erwartete Solanges. Die Equipage der Mrs. Timbleſtick ſtand ſchon vor ihrem Hauſe.

„Sie ſind eine ſehr pünktliche und gewiſſenhafte junge Dame“, ſagte die Gräfin, Solanges, die zu ihr eintrat, mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßend. „Sehen Sie auf die Pendule! In drei Stunden ver-

ſprachen Sie hier zu ſein, und gerade ſind drei Stunden vergangen, ſeitdem Sie mich verließen! Und nun kommen Sie! Die gute alte Frau wird uns ohne Zweifel ſchon mit Ungeduld erwarten. Kommen Sie!“

Ja, die Gräfin hatte Recht. Mrs. Timbleſtick erwartete ihre Gäſte mit Ungeduld. Sie hatte haſtig eine glänzende Toilette gemacht und ſich in das Drawing-room begeben, um dort ihren Beſuch zu empfangen, und ſie athmete hoch auf vor Befriedigung, als ſie jetzt einen Wagen vor ihrem Hauſe halten hörte.

„Sie kommen! Gott ſei Dank, ſie kommen!“ murmelte ſie leiſe vor ſich hin.

Die Thür des Drawing-room ward jetzt haſtig geöffnet, und der erſte Footman erſchien in derſelben.

„Ihro Excellenz die Gräfin Dutang und die Comteſſe Solanges de St.-Pierre!“ rief er mit lauter, feierlicher Stimme. Das Antlitz der Mrs. Timbleſtick glänzte höher auf vor unausſprechlichem Behagen, und wie Muſik erklangen ihr die beiden Worte: Gräfin und Comteſſe.

Mit ſtolzer Majeſtät erhob ſie ſich aus ihrem Fauteuil und ging in dem langen, enganliegenden Schleppkleide, welches nicht zum Vortheil ihrer über-

vollen Geſtalt ſie umſchloß, nach der Thür hin, ihren Gäſten entgegen.

„Nun, da ſind Sie endlich, meine liebe, theure Gräfin!“ rief ſie ganz begeiſtert, indem ſie die beiden Hände der alten Dame in die ihren nahm und ſie haſtig vorwärts zog. „Wie lange habe ich Sie nicht geſehen und wie glücklich bin ich, Sie endlich in meinem eigenen Hauſe willkommen zu heißen.“

„Und wie glücklich bin ich, meine liebe Lady, nicht allein zu Ihnen zu kommen, ſondern Ihnen auch eine Roſe mitzubringen, deren Pflege Sie von heute ab übernehmen wollen!“

„Sie haben Recht“, rief Lady Timbleſtick entzückt, indem ſie ihre kleinen, lebhaften Augen auf Solanges richtete, die tief ſich vor ihr neigte. „Sie haben wieder wie immer das richtige Wort geſprochen! Es iſt eine köſtliche Roſe, die Sie mir bringen, und ich verſpreche Ihnen, ſie nach meiner beſten Kraft und Einſicht zu pflegen.“

„Und ich, Madame“, ſagte Solanges mit leiſer, bebender Stimme, „ich verſpreche Ihnen, daß ich Alles thun will, um Ihre Wünſche zu erfüllen und Ihnen eine treue und ergebene Geſellſchafterin zu ſein.“

„Nicht ſo, meine ſchöne Comteſſe“, rief Lady Timbleſtick im überwallenden Gefühl des Glückes.

„Nicht ſo, meine ſchöne Comteſſe! Nicht meine Geſellſchafterin, meine Tochter ſollen ſie ſein. Nicht wahr, meine liebe Gräfin Dutang, meine Tochter ſoll die Comteſſe Solanges de St.-Pierre ſein?"

Ein feines, ſpöttiſches Lächeln zuckte einen Moment um die ſchmalen Lippen der alten Gräfin. „Lieben Sie meine theure Solanges wie eine Mutter, meine liebe Lady", ſagte ſie, „Solanges iſt jeder Liebe und jeder Verehrung würdig."

„Meinen Sie nicht auch, liebe Gräfin", ſagte Mrs. Timbleſtick, „daß es beſſer wäre, ich gäbe die Comteſſe Solanges de St.-Pierre für meine Verwandte aus? Mir ſcheint, es wäre für ihre Stellung beſſer; man wüßte dann nichts von ihrem abhängigen Verhältniß."

„Meine liebe Lady", unterbrach ſie die Gräfin Dutang heftig, „ich glaube nicht, daß von einer abhängigen Stellung die Rede ſein könnte, und Mademoiſelle Solanges würde eine ſolche ſicherlich nicht annehmen. Ich glaube, Sie haben ſich falſch ausgedrückt."

„Gewiß habe ich mich nur falſch ausgedrückt", ſagte Mrs. Timbleſtick ganz verlegen; „ich wollte nur ſagen, daß die Stellung meiner ſchönen Tochter Solanges dadurch eine beſſere und würdigere wäre, wenn ich ſie für meine Verwandte ausgäbe."

Die Gräfin Dutang nickte. „Wenn Mademoiſelle Solanges die Freundlichkeit haben will, darauf einzugehen —“

„Ich unterwerfe mich Allem, was die beiden Damen über mich beſtimmen“, ſagte Solanges ſanft.

„Wie liebenswürdig, wie freundlich das iſt, meine theure Solanges“, ſagte Lady Timbleſtick. „Ich verſpreche Ihnen, Sie ſollen es nicht bereuen, als meine Verwandte zu gelten, und allezeit eine zärtliche Mutter und Freundin an mir finden.“

„Ich nehme Ihre gütigen Verſprechungen für meine liebe Solanges an“, ſagte die Gräfin; „doch nun bitte ich Sie um eins, meine liebe Lady Timbleſtick. Laſſen Sie uns nun die geſchäftlichen Sachen mit einander abmachen. Vielleicht bewilligen Sie mir hierzu auf einige Minuten eine Unterredung unter vier Augen? Mademoiſelle Solanges erwartet uns unterdeſſen hier.“

„Ja, kommen Sie, meine liebe Gräfin, kommen Sie in mein Boudoir“, ſagte Lady Timbleſtick eifrig. „Mademoiſelle Solanges wird übrigens nicht allein bleiben; denn ich habe meinen Sohn benachrichtigen laſſen; er wird Ihnen die Honneurs des Hauſes machen. Kommen Sie, meine theure Gräfin.“

Sie nahm den Arm der alten Gräfin Dutang

und begab sich mit ihr in das anstoßende, glänzend eingerichtete Boudoir.

Während die beiden Damen dort ihre Conferenz hielten, war Solanges allein geblieben. Neben der Thür ließ sie sich auf einen Sessel nieder und hing gesenkten Hauptes ihren eigenen traurigen Gedanken nach.

Die Ereignisse waren so rasch über sie gekommen, Alles hatte sich so schnell entwickelt und gelöst, daß sie bis jetzt wie betäubt gewesen. Sie sagte sich, daß sie stark sein und gefaßt erscheinen müsse, bis zu jener glücklichen Stunde, wo sie am Abend allein sein und sich zurückziehen könne in ihr Gemach. „Dann ist es Zeit zu weinen", sagte sie leise vor sich hin, sich selber damit tröstend, als eben die Thür geöffnet wurde und ein junger Mann eintrat.

Sie erhob sich und sah zu dem Eintretenden empor. Zu gleicher Zeit tönte ein Schrei von ihren Lippen und von denen des jungen Mannes.

„Sie hier bei uns? O mein Gott, welches Glück, welche unerwartete Freude!" rief Arthus, indem er näher trat und in der ersten Aufregung des Gefühls ihre Hände ergriff und sie an seine Lippen preßte. Sie entzog sie ihm hastig.

„Ja, mein Herr", sagte sie bebend vor innerer

Aufregung mit purpurrothen Wangen, „ja, mein Herr, ich bin hier und ich frage Sie jetzt, wußten Sie, daß ich kommen würde?“

„Ich ahnte nicht einmal, daß meine Mutter das Glück habe, Sie zu kennen.“

„Ihre Mutter?“ fragte sie bebend. „Sie sind der Sohn von Lady Timblestick?“

Er nickte. „Ich bin der Sohn der Mrs. Timblestick.“

„Und Sie hätten nicht gewußt, daß ich komme?“

„Nein“, betheuerte er; „bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich Ihnen, ich habe nicht geahnt, daß Sie die Gesellschafterin sind, welche meine Mutter erwartete und welche die Gräfin Dutang ihr versprochen. Ja, ich schwöre Ihnen auch, Mademoiselle, daß ich nicht gewagt haben würde, meiner Mutter einen solchen Vorschlag zu machen. Sagen Sie, Mademoiselle, Sie glauben mir doch? O gewähren Sie mir einen Blick und lesen Sie in meinen Mienen, daß ich die Wahrheit gesagt!“

„Wohl, mein Herr“, sagte sie mit einem hastigen schüchternen Blick auf sein erregtes Antlitz, „wohl, ich glaube Ihnen. Der Zufall hat es so gefügt, daß ich in das Haus Ihrer Mutter gekommen!“

„Nein, nicht der Zufall!“ rief er tief bewegt.

„Gott hat es so gefügt! Gott will nicht, daß ich unglücklich sein soll, Gott will mich selig machen, indem er mich in Ihre Nähe bringt!“

„Still, kein Wort mehr!“ sagte Solanges stolz. „Ich bin hierher gekommen, möge es nun Gott oder der Zufall so gefügt haben. Sie wußten nicht, daß ich komme; und ich, mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß ich nicht ahnte, wen ich hier treffen würde.“

„Ich weiß das wohl!“ rief er schmerzlich. „Hätten Sie es geahnt, so würde Mademoiselle de St.-Pierre nicht gekommen sein. Denn Sie zürnen mir, weil ich das unglückselige Glück gehabt, einige von Ihren Kunstwerken mir zu erwerben. Sie machen mir aus meinem Glück ein Verbrechen. Sie verachten mich!“

„Nein, mein Herr, wie sollte ich das!“ sagte sie; „doch Sie begreifen, daß auch von keinem andern Gefühle die Rede sein kann von dem Momente an, da ich an der Seite Ihrer Mutter eine Stellung angenommen habe. Jedes Wort, das aus den Grenzen gleichgültiger Höflichkeit heraustritt, würde für mich eine Beleidigung und Ihrer Frau Mutter gegenüber eine Anklage sein. Wir werden uns nur als fremde und gleichgültige Personen gegenüberstehen. Wollen Sie mir dies versprechen?“

„Wohl, Mademoiselle!“ sagte er seufzend. „Wenn

ich nur um dieſen Preis das Glück haben darf, Sie täglich ſehen, täglich wenigſtens einige gleichgültige Worte mit Ihnen ſprechen zu dürfen, wohl, ſo nehme ich die Bedingung an, wie ſchwer ſie auch meinem Herzen wird! Doch ich kann Ihnen nicht geloben, daß die Worte, die meine Lippen verſchweigen, auch nicht aus meinen Augen zu Ihnen ſprechen werden, denn Tag und Nacht tönen ſie in meinem Herzen: Ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben! O zürnen Sie mir nicht, es iſt das letzte Mal, daß meine Lippen alſo ſprachen! Und nun, Mademoiſelle Solanges", fuhr er fort, indem er ſich tief vor ihr verneigte, „heiße ich Sie mit Ehrfurcht willkommen im Hauſe meiner Mutter."

Die Thür, die zum Boudoir führte, öffnete ſich eben und die beiden alten Damen traten ein.

„Nun, meine liebe Solanges", ſagte die Gräfin Dutang, „wir ſind über Alles einig geworden und Alles iſt ſo arrangirt, wie Sie es wünſchen."

„Und da iſt mein Sohn", rief Lady Timbleſtick, „mein Sohn, der glücklich ſein wird, der Gräfin die Hand zu küſſen und ihr zu danken für die Freude, welche ſie ſeiner Mutter bereitet hat!"

Zehntes Kapitel.

Lady Editha war allein in ihrem Gemach. Sie hatte eben ihre Toilette beendet. Die Kammerzofe hatte mit einem zierlichen Knix ihrer Lady das Zeichen gegeben, daß das große Werk vollendet ſei, und ſich dann geräuſchlos zurückgezogen.

Lady Editha betrachtete ſich im Spiegel lange und aufmerkſam, dann nickte ſie ſich ſelber zu, nicht lächelnd wie Jemand, der einen Freund begrüßt, ſondern ernſt, faſt verächtlich.

„Es iſt Zeit“, ſagte ſie, „die höchſte Zeit.“

Sie ſah, was die Schaar ihrer Anbeter nicht zu ahnen ſchien, ſie ſah, daß bald ein Tag kommen könnte, wo dieſe Anbeter hinter ihrem Rücken mit einem Achſelzucken ſie als eine beauté passée bezeichnen würden. Sie ſah, wie die Reiter im Hyde-Park, wenn ſie mit

ihrem Vater dahergeritten kam, ſich von ihr abwendeten, um ſchönere Reiterinnen zu begrüßen. Sie ſah, wie ihre Loge im Kings-Theater, wo jetzt die Cavaliere in den Zwiſchenacten ſich drängten, leer war. Und ſie ſah, wie das hohläugige Geſpenſt der Armuth mehr und mehr ſich ihr näherte, und wie ſie zuletzt arm und elend und einſam und verlaſſen in einer Dachſtube ſtarb.

Sie ſah das Alles, wie ſie vor dem Spiegel ſtand und ihr eigenes Bild betrachtete. Sie ſchaute ſich ſelbſt mit einem grauſam prüfenden Blicke an und ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte ihre Lippen.

„Ich würde dich nicht kaufen, Lady Editha“, ſagte ſie. „Es iſt ſchade um dich, Lady Editha“, fuhr ſie mit einem verächtlichen Achſelzucken fort. „Wirklich ſchade um dich. Es hätte etwas Gutes, Schönes und Tüchtiges aus dir werden können, wenn das Schickſal es anders gewollt hätte. Ja, du kannſt dich beim Schickſal beklagen, denn es iſt doch nicht deine Schuld, daß du die Tochter eines heruntergekommenen Lords warſt, der ſich vom Spiel ernährte, nachdem ſeine Gläubiger ihm nichts mehr borgen wollten. Es iſt doch nicht deine Schuld, daß man dich von früh auf zu einer Kokette erzog. Es iſt doch nicht deine Schuld“, fuhr ſie mit weicher Stimme fort, „daß du

von deiner Jugend an allein ſtandeſt, an der Seite eines Vaters, den du verachten mußteſt; allein, nicht behütet von den Augen einer zärtlichen Mutter. Zwar lebteſt du im Ueberfluß und Glanz, und eine Schaar ſtolzer Cavaliere und ſchöner Offiziere folgte jedem deiner Schritte. Und doch dieſer glänzende Schein —“ Sie ſchauderte in ſich zuſammen, als erſchräke ſie vor ihren eigenen Erinnerungen.

„Nein, ich würde dich nicht kaufen“, rief ſie dann laut und verabſchiedete mit einer verächtlichen Handbewegung ihr Spiegelbild. Langſam, hoch aufgerichtet, ſchritt ſie in dem weiten Gemach auf und ab, das dunkelbraune Reitkleid ſchleppte lang hinter ihr her und rollte, wenn ſie ſich umwandte, ſich um ihre Füße wie eine dunkle Schlange, und ihr Geſicht ſchaute ſo mondſcheinbleich zwiſchen der ſchwarzen mächtigen Umrahmung des dunklen Schleiers hervor. Sie hatte den Gedanken, die Erinnerungen von ſich abwehren wollen, und ſie ſchlichen doch hinter ihr her und tönten doch vor ihren Ohren mit ihren grauſamen Zuflüſterungen und erzählten ihr doch wider ihren Willen von den Tagen, die geweſen, von jenem Tage, da ſie ihre von Juwelen blitzende kleine Hand in die Hand des jungen Lord Haſtings legte und ſich ihm angelobte vor Gottes Altar zu ſeinem treuen

Weibe. Er glaubte an ſie und liebte ſie, und ihr eigenes Herz war gerührt von ſolchem Glauben und ſolcher Liebe. Vor dem Altar ſtehend, ſchwur ſie bei ſich ſelber, daß ſie von nun an nicht mehr das verächtliche Werkzeug in den Händen ihres Vaters, nicht mehr die Verführerin der reichen Gentry ſein wolle, ſchwur ſich ſelber, daß ſie dem jungen Lord, der ihr den höchſten Beweis ſeiner Liebe gab, eine treue Gattin ſein wolle.

Sie würde ihren Schwur auch vielleicht gehalten haben, wenn das Schickſal es gewollt hätte, wenn Lord Haſtings nicht zum Unglück die Leidenſchaft ihres Vaters getheilt hätte, wenn er nicht auch ein Spieler geweſen wäre, der Alles, außer ſeiner Liebe zu Editha, auf die Karte am grünen Tiſch ſetzte und Alles verlor, zuletzt auch ſeine Liebe und ſein Vertrauen zu ſeinem Weibe.

Sie ſah ſich wieder im Kreiſe der Cavaliere, der Spielfreunde ihres Vaters, begann wieder ihr altes Werk und ihre alten Künſte. Und einer, der, von ihr verführt, ſein Geld verloren hatte an dem Spieltiſch ihres Vaters, mahnte im Zorn ihren Gatten, den Lord Haſtings, an ihr verächtliches Gebaren. Der Lord nahm den Handſchuh auf und ſchlug ſich für die Ehre ſeiner immer noch geliebten Editha und — fiel.

„Fort von hier, ihr bösen Gedanken“, rief Editha plötzlich mit lauter und banger Stimme. „Ich will diese Augen nicht mehr sehen, die im Sterben mit einem vorwurfsvollen Blick mich anschauten. Ich will die Worte nicht mehr hören, die seine zitternden Lippen murmelten. Fort von hier, ihr Erinnerungen! Es war ja nicht meine Schuld, daß ich werden mußte, was ich geworden bin. O mein Gott, ich wollte ja so gern zurück! Ich will so gern zurück. Gib mir dazu Deine Hand! Hilf mir doch, daß ich wieder gut werde und mich rette in lichtere Sphären. Du zeigst mir ja den Weg, mein Gott, gib mir auch die Kraft, daß ich ihn gehen kann. Die Liebe ist es, mein Gott, welche dieses Wunder bewirkte. Laß nun auch die Liebe mich weiter führen auf diesen mir bisher unbekannten Pfaden, auf den Pfaden der Tugend, mein Gott.“

Sie war auf ihre Kniee gesunken, und die Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre bleichen Wangen nieder, während sie die Hände emporrang zu Gott.

Dann sank sie tiefer in sich zusammen und lauschte auf die holden Stimmen, welche jetzt in ihrem Herzen flüsterten. Stimmen der Hoffnung, der Liebe, der glänzenden Aussichten für die Zukunft waren es. Und

Lady Editha horchte auf ſie mit andächtigem, zitterndem Herzen.

Sie wiederholte ſich im Geiſte jedes Wort, was geſtern in der Soirée bei ſeiner Mutter Sir Arthus zu ihr geſprochen. Ja, jedes war für ſie voll zarter Theilnahme, voll inniger Verehrung geweſen. Wieder wie damals in dem Myrten-Bosquet in ihrem Boudoir hatte er ihr geſagt, daß er zu ihr allein Vertrauen habe, daß von ihr das Glück ſeines ganzen Lebens abhänge.

Was konnte er anders damit meinen, als daß er ſie liebe, daß er ſie um ihre Hand bitten wolle? „Sie haben Einfluß auf meine Mutter, Sie allein", hatte er ihr geſagt. „Und wenn Sie mir beiſtehen und mich unterſtützen, werde ich das ſchönſte und herrlichſte Glück erlangen. Wollen Sie?"

Sie hatte bebend und mit niedergeſchlagenen Augen ihm geantwortet, daß ſie es wolle, und gerade in dem Moment war Sir John Hood zu ihr herangetreten und hatte ſie mit jenem boshaft lauernden Blick betrachtet, den er immer hatte, wenn er ſie mit Sir Arthus fand, und ſeine Stmme war faſt gebieteriſch geweſen, als er ſie aufforderte, morgen mit ihm einen Ritt im Hyde-Park zu machen.

Er habe eben Alles mit ihrem Vater und den

andern Cavalieren verabredet, und er werde ihr morgen den Rappen ſenden, den er geſtern geritten und den ſie ſo ſchön gefunden. Er werde ihr denſelben zum Geſchenk machen. Er hatte nicht einmal gefragt, ob ſie das Geſchenk annehmen wolle, ſondern ihr nur angekündigt, daß er es ihr machen werde. Und Sir Arthus hatte ſie erſtaunt und fragend angeſehen. Sie aber hatte nicht den Muth gehabt, das Geſchenk abzulehnen, hatte nicht den Muth gehabt, Sir John Hood zu beleidigen, denn ſie fürchtete ihn.

Sie hatte ſein Geſchenk angenommen, ſie hatte ihm auch verſprochen, nach dem Ritt im Hyde-Park mit ihm und ihrem Vater nach ſeiner Wohnung zu kommen, um dort ein Dejeuner einzunehmen und die ſeltenen Dinge und Koſtbarkeiten, die er aus Indien mitgebracht, ſich anzuſchauen.

Sie dachte an das Alles und mit ihrer lebhaften Phantaſie ſchaute ſie zurück in die glänzenden Säle der Lady Timbleſtick, ſah ſich in denſelben auf und niederwandeln mit Sir John Hood an ihrer Seite und ſah dort drüben in der Fenſterniſche Sir Arthus ſtehen. Und auf einmal bebte ſie zuſammen und ein Schrei tönte von ihren Lippen, denn ſie erinnerte ſich jetzt, daß Sir Arthus dort nicht allein geſtanden. Sie ſah dort ein junges, ſchönes Mädchen, welches vor ihm ſchon

wischen den Fenstervorhängen gestanden: die schöne Mademoiselle Solanges de St.-Pierre.

Und wie ein Blitz zuckte es jetzt durch ihre Seele und es war, als ob ein Schleier plötzlich vor ihr niedersinke und ihr ein neues, nie geahntes Bild zeige.

Sie sah Mademoiselle Solanges de St.-Pierre und ihr gegenüber Sir Arthus. Und sie sah, wie er jene anschaute mit einem langen, innigen Blick.

Es ging plötzlich wie eine wunderbare Erkenntniß in ihr auf und sie faltete ihre Hände in einander und hob sie drohend und zürnend empor.

„Mein Gott, mein Gott, wenn das wahr wäre! Wenn ich getäuscht würde! Nein, nein, das ist nicht möglich", sagte sie dann laut zu sich selber. „Fort, fort von hier, ihr bösen Gedanken", rief sie stürmisch. „Ich will euch nicht hören, ich will sanft sein und gut, und will glauben an das Glück."

Und sanft war ihr Angesicht, als sie Sir John Hood begrüßte, der mit ihrem Vater kam, sie abzuholen. Kein Zug ihres Angesichts verrieth die Stürme, welche eben ihr Inneres durchtobt. Ruhig und undurchdringlich wie immer war ihr stolzes, bleiches Angesicht.

Auf dem Rappen, der prächtig aufgezäumt ihr vorgeführt wurde, ritt sie mit Sir Hood und ihrem Vater nach Hyde-Park.

Noch ward das Bild, welches sie vorher im Spiegel erschaut, nicht zur Wahrheit. Noch war sie die Herrscherin im Reich der Mode!

Sir John Hood blieb immer an ihrer Seite und duldete es nicht, daß Sir Arthus, der sich auch der Cavalcade angeschlossen, ihr nahe komme. Es schien eine Verabredung zwischen ihm und ihrem Vater, gerade Sir Arthus immer fern zu halten von der schönem Reiterin. Und er hatte es wohl selbst empfunden, denn er war lange schon, bevor sie Hyde-Park verließ, aus ihrem Gefolge verschwunden.

Dann war sie am Eingang des Hyde-Park von dem Rappen gestiegen, um in dem Phaëton, der dort ihrer harrte und der auch ein Geschenk von Sir John Hood war, nach dessen Wohnung zu fahren. Sir John Hood und ihr Vater ritten zu beiden Seiten des Wagens, und vor ihnen her jagte ein Piqueur, und zwei andere Lakaien zu Pferde folgten dem Wagen.

Die Leute auf den Gassen blieben stehen und betrachteten den vorüberbrausenden Zug, und mancher schmeichelhafte Zuruf ward ihr aus der Menge, als sie durch die belebten Straßen dahinfuhr.

Sir John reichte ihr die Hand, um aus dem Wagen zu steigen, und führte sie an seinem Arm in

das kleine elegante Haus ein, das er ſich für die Zeit ſeines Aufenthalts in London gemiethet hatte.

Alles, was die reiche Phantaſie der Indier geſchaffen und gedacht, war in deſſen prachtvoll ausgeſtatteten Gemächern vertreten. Da waren die wunderbaren golddurchwirkten Gewebe, da waren die reich geſchnitzten Möbel aus Ebenholz und Elfenbein, die feinen, aus Metallen und Steinen zuſammengeſetzten Moſaiks auf zierlichen Käſtchen und ſeltſam verſchnörkelten Schränken. Da waren die goldenen Götterbilder mit den funkelnden Augen und den drohenden Mienen, da waren die glitzernden Schlangen, die in einem kleinen Marmorbaſſin ſich ringelten und denen Sir John Hood die Giftzähne hatte ausbrechen laſſen, um ſie als Zierrath in ſeinem Salon haben zu können. Da hingen in einem der Gemächer an ſeidenen Schnüren die Hängematten mit den golddurchwirkten duftenden Kiſſen hernieder, und aus prächtigen Schalen ſchwebten kleine Wölkchen mit ſeltenen indiſchen Räucheressenzen empor und füllten mit narkotiſchem Duft die Räume.

Lord Pembroke bewunderte Alles und freute ſich all dieſer Herrlichkeiten, und Sir John Hood war ein ſehr großmüthiger und freigebiger Herr, denn was Lord Pembroke am meiſten bewunderte, das erklärte

er sofort für das Eigenthum seines verehrten, theuren Gastes und sagte ihm, er werde bei seiner Heimkehr in seiner Wohnung das finden, was ihm so wohl gefalle.

Lord Pembroke nahm es lächelnd an und es hinderte ihn nicht, immer aufs neue zu bewundern und neue Geschenke anzunehmen.

„Und Sie, Lady Editha", sagte Sir John Hood endlich, da sie immer noch schweigend und ernst an seiner Seite ging, „Sie sagen nicht ein einziges Wort, Sie finden alle diese Dinge, um welche ein König mich beneiden könnte, gar nicht schön, nicht begehrenswerth?"

„Ich finde sie schön, doch nicht begehrenswerth", sagte sie ruhig. „Wo jede Anerkennung aussieht wie eine Bettelei, da muß meine Lippe schweigen."

„Doch Sie würden mich zum glückseligsten Menschen machen, wenn Sie irgend etwas von mir annähmen, wenn Ihnen irgend etwas hier so wohl gefallen könnte, daß Sie es Ihres Besitzes werth hielten", sagte Sir John Hood, während Lord Pembroke, ein wenig empfindlich über die Worte seiner Tochter, sich von ihnen abgewandt hatte.

Sie antwortete nur mit einem Achselzucken und schritt weiter.

„Jetzt“, ſagte Sir John Hood, indem er die ſchweren Portièren aus indiſchem Goldſtoff zurückſchlug, „jetzt kommen wir in mein Allerheiligſtes, und da hoffe ich, wird es doch noch etwas geben, was Lady Editha's Herz erfreuen und ihre Bewunderung erregen kann, denn das Beſte und Schönſte habe ich mir bis zuletzt aufgehoben und hier in dieſem Zimmer finden ſich meine Juwelen, meine Schmuckſachen und das Koſtbarſte von allen Juwelen, eine Sammlung ſeltener Gifte.“

Elftes Kapitel.

Sir John Hood hatte Recht gehabt, hier in diesem Zimmer, vor den Sammlungen von Brillanten und Edelsteinen mußte die stolze Gleichgültigkeit der Lady Editha dem lebhaften Interesse weichen, welches die Beschauung so seltener Schätze in ihr erregte.

Sir John Hood war lange genug in Indien gewesen, er war ein zu genauer Kenner von Juwelen und ein zu reicher Mann, um nicht die schönsten und kostbarsten Edelsteine in seinen Besitz gebracht zu haben. Außerdem ging eine dunkle Sage, daß er nicht alle gekauft habe, sondern daß er viele von denselben einem indischen Prinzen verdanke, dem die unersättliche Großmuth Old-Englands die Last, sein kleines Land selbst zu regieren, abgenommen und ihn dafür zum Pensionär Englands gemacht hatte.

Sir John Hood war der Verwalter ſeines Vermögens geworden und hatte davon viel Arbeit, aber auch viel Lohn gehabt, denn Prinz Rani-o-leer war einer der reichſten Nabobs von Indien, und das großmüthige England konnte ihn während ſeines Lebens nicht ſeiner Schätze und ſeiner reichen Sammlung berauben wollen, ſondern es behielt ſich nur vor, nach dem Tode des kinderloſen Fürſten die Erbſchaft anzutreten.

Sir John Hood mußte das Vermögen des Prinzen verwalten und war bald ſein vertrauteſter Freund und Diener geworden; die verſchwenderiſche Liebe des Prinzen hatte ihn mit Geſchenken und Schätzen überſchüttet und viele von den koſtbaren Brillanten, die ſich jetzt in dem Beſitze Sir John Hood's befanden, waren früher das Eigenthum des Prinzen Rani-o-leer geweſen.

Dann, eines Tages, war der Prinz plötzlich geſtorben, ohne daß die Aerzte eine beſondere Veranlaſſung des Todes oder die Krankheit angeben konnten, von welcher er ſo unerwartet war dahingerafft worden. Das großmüthige England hatte nun die Erbſchaft des von ihm ſo großmüthig penſionirten indiſchen Prinzen angetreten, und mit einiger Ueberraſchung hatte man die Entdeckung gemacht, daß die Erbſchaft gar nicht ſo groß ſei, wie man gehofft.

Von den reichen Schätzen und Brillanten und seltenen Juwelen, welche der Sage nach Prinz Rani-o-leer in einem Gürtel von Menschenhaut um seinen Leib getragen, war nicht eine Spur zu entdecken. Man suchte und forschte überall, man zerschlug die kostbaren Möbel, um die geheimen Laden zu entdecken, in denen er sie vielleicht aus Rache gegen England verborgen hatte. Nichts war zu finden. Man ging weiter und verdächtigte Sir John Hood und klagte ihn an, diese seltenen wunderbaren Edelsteine, welche schon, wenn die Indier davon erzählten, ihr Entzücken erregten und ihre Augen funkeln machten, entwendet zu haben. Man beobachtete und bewachte ihn, man untersuchte endlich seine eigene Wohnung; man fand bei ihm viele Schätze, viele Brillanten und kostbare Goldgeräthe, aber jene seltenen, kostbaren Juwelen, von denen sogar Abbildung und Schilderung existirten, wurden nicht gefunden. Indeß klagte der Gouverneur von Indien Sir John Hood bei dem hohen Gerichtshofe in England an, daß der Verwalter des gestorbenen Prinzen Rani-o-leer sich viele seiner Schätze angeeignet habe, ja er ging weiter und beschuldigte Sir John Hood, an dem unerwarteten, schnellen Tode des Prinzen schuld zu sein.

Es war gerade um die Zeit, als Lord Pembroke

mit seiner Tochter, der jungen Wittwe Lord Hasting's, von Indien aufbrach, um zu versuchen, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse in England wieder aufzufrischen. Sir John Hood, der langjährige Freund des alten Lords, der glühende Anbeter der jungen Lady, begleitete sie nach England, und bevor noch die Klage gegen ihn eingeleitet, bevor er noch zur Verantwortung gerufen worden, war Sir John Hood in London und trug selber auf eine strenge Untersuchung an.

Das mochte Vielen der Beweis seiner Unschuld sein, und vielen Andern mochten die reichen Geschenke, welche er austheilte, wo es nöthig und nützlich war, ein anderer Beweis seiner Unschuld sein.

Der erste und berühmteste Advocat Englands vertheidigte ihn und mit schlagender Beredtsamkeit wies er nach, daß Sir John Hood nur das Opfer boshafter Verleumdung und neidischer Feinde sei. Alle die Kostbarkeiten, welche sich in seinem Besitze befanden, hatte der indische Prinz seinem Freunde geschenkt und jedesmal hatte Sir John Hood die Vorsicht gebraucht, sich das Geschenk durch ein schriftliches Document, das mit der eigenhändigen Unterschrift des Prinzen versehen war, bestätigen zu lassen. Dann wußte die Beredtsamkeit des Advocaten die Richter zu überzeugen, daß jene Sage von dem Gürtel aus Menschenhaut, den der

Prinz um den Leib getragen und der mit Brillannte gefüllt gewesen, eben nur ein lächerliches Märchen sei. Niemand hatte je den Gürtel gesehen, Niemand davon erzählt, außer einem alten Diener des Prinzen, der indeß seitdem schon gestorben war, und was endlich die Verdächtigung betraf, daß Sir John Hood seinen theuren Gebieter, seinen freigebigen Herrn und Freund sollte ermordet haben, so war das ein Märchen, welches selbst die Kinder nicht glauben könnten. Wie würde Sir John Hood den freigebigsten Herrn, der täglich bereit war, ihm neue Schätze zu gewähren, und der sicher, wenn er noch länger gelebt, Sir John Hood all sein Eigenthum vermacht hätte, wie würde er den wohl getödtet haben?

Sir John Hood ward freigesprochen und hätte mit seinen Schätzen, seinen Brillanten nach Indien zurückkehren können; aber es war in London jetzt ein Magnet, der ihn fesselte und ihn zurückhielt von dem goldenen Lande seiner Jugend. Dieser Magnet war Lady Editha Hastings.

Sir John Hood, der so viele kostbare Brillanten durch die Macht seiner Ueberredung oder durch sein Gold in seinen Besitz gebracht, wollte auch diesen funkelnden und herrlichen Brillanten, die Lady Editha, nicht sich seinen Händen entwinden lassen. Er wollte

ſie beſitzen mit jenem ſtolzen Uebermuthe des Millionärs, der nicht begreifen kann, daß irgend etwas, was er begehrt, nicht ſein Eigenthum werden könne, und gerade das Widerſtreben der Lady Editha, ihr ſtolzes, verächtliches, kaltes Abweiſen, gerade das reizte ihn und machte aus dem alternden Herrn einen leidenſchaftlichen Liebhaber.

Auf dem goldenen Lehnſtuhl, mit indiſchem Brocat überzogen, ſaß Lady Editha vor dem aus Ebenholz geſchnitzten und mit wunderbaren Elfenbeinfiguren ausgelegten Tiſche und betrachtete die funkelnden Schätze, die Sir John Hood vor ihr ausbreitete.

Neben ihr ſtand Lord Pembroke, die gierigen Blicke gerichtet auf dieſe Juwelen und Garnituren, deren jede für ihn ein Vermögen, ein Landgut, einen Palaſt in London bedeutete.

Zuweilen hob er von den funkelnden Diamanten, dieſen verſteinerten Schlangen des Paradieſes, die Augen auf zu Sir John Hood und es blitzte dann etwas wie Zorn und Haß in dieſen Augen und ſein ſcheuer und ängſtlicher Blick flog durch das Gemach hin, als forſche er, ob wohl Zeugen hier ſein würden, wenn er jetzt Sir John Hood an der Gurgel packte und ihn würgte und die Brillanten nähme und ſagte, wie Sir John Hood von dem Prinzen geſagt:

„Das ſind Geſchenke, welche die Großmuth eines Freundes mir gewährte.“ Aber jedesmal begegnete dann der Blick des alten Lords den großen ſchwarzen Augen der beiden Indier, die zu beiden Seiten der Thür ſtanden.

Unbeweglich und ſtarr wie Statuen, aus ſchwarzem Baſalt und weißem Marmor gebildet, die rechte Hand an den Griff des Dolches gelehnt, der in dem weißſeidenen Gürtelſhawl ſteckte, die großen ſchwarzen Augen feſt hingerichtet auf den Herrn, ſtumm, unbeweglich und doch ſo voll ſprechenden Lebens ſtanden ſie da, und Lord Pembroke wußte, daß bei der erſten drohenden Bewegung, die er zu machen wagen könnte, dieſe beiden treuen Diener ihres Herrn ſich auf ihn ſtürzen und mit ihren Dolchen ihn durchbohren würden.

Immer neue Juwelen nahm Sir John Hood aus dem ſchweren, eiſenbeſchlagenen Ebenholzkaſten hervor, und jedesmal, wenn er einen funkelnden Schmuck ausbreitete vor der Lady Editha, beobachtete er ihre Mienen und horchte, ob nicht irgend ein Wort des Entzückens von ihren Lippen tönen würde.

Aber dieſe Lippen öffneten ſich nicht zu einem einzigen Worte der Bewunderung, und das lebhafte Intereſſe, welches ſie anfangs aus ihren Mienen, ihren

Blicken hatte ſprechen laſſen, war längſt ſchon wieder der ſtolzen Ruhe gewichen.

„Es ſcheint“, ſagte Sir John Hood endlich verzweiflungsvoll, „es ſcheint, Mylady, daß Sie wirklich ein überirdiſches Weſen ſind und als ob meine Liebe und Anbetung die Wahrheit gefunden. Lady Editha iſt kein ſterbliches Weſen, ſonſt müßten dieſe herrlichen, wundervollen Schätze, nach denen ſelbſt Königinnen mit Bewunderung geſchaut, doch im Stande ſein, ihr wenigſtens ein Wort des Beifalls zu entlocken.“

„Ja, wahrlich“, murrte Lord Pembroke, „Deine Kälte iſt ſtaunenswürdig, ja mehr als das, ſie iſt lächerlich, denn ſie iſt gemacht!“

„Still, Mylord! Zürnen Sie meiner Göttin nicht“, ſagte Sir John Hood. „Ich bete ſie an um dieſer Ruhe willen, denn ich ſehe, was Königinnen verführen könnte, das iſt nicht im Stande, ihr auch nur ein Lächeln abzugewinnen.“

„Und weshalb ſollte ich lächeln?“ ſagte Editha achſelzuckend. „Lächeln, indem ich dieſe furchtbaren Verführerinnen der Frauen betrachte? Ich meine, man könnte bei ihrem Anſchauen lieber in Thränen ausbrechen, denn jedes dieſer Juwelen würde, wenn ſie ſprechen könnten, ſo traurige Geſchichten von dem Eigennutz und der Habgier und von der Käuflichkeit des Menſchen erzählen!“

„Wahrlich, Sie sind ein bewundernswürdiges Wesen", rief Sir John Hood, „und ich zweifle daran, unter allen meinen Schätzen irgend etwas zu finden, das Sie würdigen könnten aufzuheben, wenn ich es zu Ihren Füßen niederlege. Doch nein, ich verzweifle noch nicht; denn die wundervollsten, herrlichsten, seltensten, geheimnißvollsten Schätze, die sich in meinem Besitze befinden, die habe ich Ihnen noch nicht gezeigt und die sollen Sie jetzt sehen."

Er nahm mit einer feierlichen Miene aus dem Grunde der großen, eisenbeschlagenen Truhe jetzt ein kleines Kästchen hervor und stellte es auf den Tisch vor Editha hin.

„Nun rathen Sie, Zaubrerin, was ich in diesem Kästchen verborgen habe. Was meinen Sie, Lord Pembroke?"

„Nun", sagte der Lord lachend, „vielleicht jene wundervollen Solitärs und Zahlperlen, die sich der Sage nach in dem Gürtel des Prinzen befanden."

„Sehr wohl gesprochen, aber sehr boshaft, mein lieber Lord", sagte Sir John Hood mit einem verächtlichen, zornigen Blick auf den Lord.

„Und Sie, Mylady, was meinen Sie, was mag dieses Kästchen enthalten, das noch schöner, noch köstlicher ist als alle diese Brillanten, diese Perlen, diese Rubinen und Edelsteine?"

„Ich meine gar nichts", ſagte ſie. „Ich weiß es nicht, was es Koſtbareres geben kann als dieſe Juwelen, die hier ausgebreitet liegen. Vielleicht bergen Sie in jenem Käſtchen die Sonne oder den Mond, was weiß ich!"

„Nein, Mylady, noch etwas viel Koſtbareres als die Sonne und den Mond enthält dies Käſtchen", ſagte Sir John lächelnd; „es enthält den mächtigſten aller Könige, den Herrn aller Kaiſer und Fürſten, den Nebenbuhler Gottes!"

„Wahrlich", rief Editha, ſich ein wenig aus ihrer kalten, gleichgültigen Ruhe erhebend, „wahrlich, Sie machen mich neugierig! Was könnte das ſein?"

„Das iſt der Tod, Mylady!" ſagte er feierlich. „Ja, den Tod berge ich in dieſem Käſtchen und Sie ſollen ihn jetzt ſehen, Mylady. Er ſtellt ſich Ihnen nicht dar als Knochengerippe mit der Senſe in der Hand, auch nicht als Engel mit der umgekehrten Fackel, ſondern er hat ſich ganz ſtill und ängſtlich unter Brillanten und Goldſtoffen verborgen. Da lauert er, wie eine glitzernde eingefangene Schlange, bis er hervorſpringen und vernichten kann. Sehen Sie, Mylady?"

Er hatte mit dem goldenen Schlüſſel, den er an einer Kette um ſeinen Hals trug, das Käſtchen geöffnet und ſchlug nun den Deckel zurück.

Jetzt öffneten sich die stolzen Lippen der Lady Editha zu einem Ausrufe der Bewunderung! Und wahrlich, bewundernswerth waren diese kleinen Schalen und Fläschchen von Gold und Brillanten, prachtvolle auserlesene Schätze der Goldschmiedekunst, jedes ein seltenes Kunstwerk von unermeßlichem Werthe.

„Und doch", sagte Sir John Hood, dessen Antlitz bei Editha's Ausruf des Erstaunens dunkler erglühte, „und doch sind diese Kunstschätze, welche so glücklich sind, meiner angebeteten Herrin einen Ausdruck der Bewunderung zu entlocken, nur die kaum würdige Schale ihres kostbaren Inhalts! Denn ich wiederhole es Ihnen, Mylady, der Tod wohnt in jedem dieser Fläschchen und jeder dieser Schalen. Sehen Sie dort in der Schale mit den Smaragden diese kleinen Stöckchen, die wie Pfeile geschnitzt sind und an deren Spitze ein schwarzer Streifen sich befindet? Ein leises Streichen mit dieser Spitze über die schönste Sammthaut, ein einziger Ritz damit in diese Haut genügt, um sofort den Tod herbeizurufen. Doch der Tod ist in solchem Falle immer ein gewaltsamer und also auch ein Ankläger. Sehen Sie, hier in diesem Fläschchen mit Rubinen befindet sich ein anderer Fürst der Unterwelt. Mit dem Safte, der in diesem Fläschchen enthalten ist, hat man nur nöthig, sich den Nagel des Daumens zu

beſtreichen, und dann, indem man ſeinem lieben Freunde die Hand drückt, braucht man nur mit dem ſcharfen Nagel ſich ſo tief in die Haut einzubohren, daß ein kleines Ritzchen entſteht, und der Tod iſt da! Aber auch dies iſt ein gewaltſamer Tod. Schauen Sie aber hier, theuerſte Mylady, das iſt das Koſtbarſte, das Herrlichſte, das Wunderſamſte von allen meinen Schätzen. Nicht wahr, Lord Pembroke, Sie bewundern auch die Brillanten auf dieſem Fläſchchen und ſeine auserleſene Arbeit? Es iſt mit dem Hauche Gottes oder des Teufels gefüllt."

„Wie", rief Lady Editha, indem ſie das von Brillanten funkelnde Fläſchchen betrachtete, „dieſe wundervolle Hülle, ſagen Sie, ſei nur die Schale, in welcher der Tod ſich birgt?"

„Ja, Mylady", erwiderte Sir John Hood lächelnd, „dieſes Gift iſt unter den Giften, was die Roſe unter den Blumen, der ſchwarze Diamant unter den Steinen iſt, das koſtbarſte, das ſeltenſte und geheimnißvollſte aller Gifte. Nur Wenigen iſt es daher auch vergönnt, es zu beſitzen, und ſeine Zuſammenſetzung iſt ein Geheimniß der gelehrteſten Adepten Indiens. In Europa gibt es jetzt wohl keinen und wäre er auch der geſchickteſte Chemiker, der es verſtände, dieſes Gift zu bereiten. In Italien, an dem Hofe der Mediceer,

gab es in den frühern Jahrhunderten noch einige Auserwählte, welche das Geheimniß kannten. Aber die Mediceer, als sie nicht mehr die Väter ihres Volkes genannt wurden, sondern die Tyrannen, begannen das Gift, welches ihnen selbst so vielfach gedient, zu fürchten, und sie ließen alle diejenigen beiseite schaffen, welche ihnen die Mittel bereitet hatten zu ihren heimlichen Morden. Nur einer der Adepten des Alexander von Medici entkam. Er rettete sich zuerst nach Neapel, dann, als er auch dort sich nicht mehr sicher fühlte, schiffte er sich ein und ging nach Indien. Seitdem gibt es in Indien allein noch einige gelehrte Männer, in deren Familien sich dies seltene und wundervolle Geheimniß forterbt und die allein es verstehen, dieses Gift zu bereiten. Aber ich langweile Sie", unterbrach sich Sir John Hood, indem er lächelnd sich verneigte.

„Nein", rief Lady Editha lebhaft, „nein, nicht im mindesten! Sprechen Sie weiter! Erzählen Sie uns noch ein wenig von diesem geheimnißvollen Schatze, den ich schaudernd und doch beglückt in meiner Hand halte."

„Es ließe sich viel erzählen von der zauberhaften Macht, welche dieses Gift geübt hat, das in den Händen der Großen und Mächtigen eine historische Bedeutung gewonnen hat. Denn die Borgias sowohl

als die Mediceer fanden es bequemer, ihre rebelliſchen Feinde, ſtatt ſie vor Gericht zu führen, ſtatt ſie auf dem Schaffot endigen zu laſſen, lieber durch den Duft einer Blume, durch die Berührung eines Papiers oder, was weiß ich, durch ein koſtbares Tuch, das ſie ihnen lächelnd zum Geſchenk darbrachten, durch ein Paar Handſchuhe zu vergiften! Solch ein Paar Handſchuhe ſandte zum Beiſpiel die Königin Katharina von Frankreich ihrer gefährlichen Rivalin, der Königin Johanna von Aragonien. Ein paar Handſchuhe waren damals ein ſeltener Luxusartikel, und dieſes Paar war von Sammt, mit Brillanten und Perlen geſtickt. Katharina von Medici hatte die Mode des Handſchuhtragens zuerſt von Florenz nach Paris gebracht, und Johanna fühlte ihren Haß ſchwinden in rechter Frauenart, als ſie von der Königin von Frankreich dieſes koſtbare Geſchenk erhielt. Am Abend, in glänzender Hofgeſellſchaft, erſchien die Königin Johanna zum Staunen und Entzücken ihres Hofes mit dieſen Handſchuhen. Doch das Staunen und Entzücken ſollte ſich ſehr bald in Entſetzen verwandeln, denn Johanna war kaum eine Stunde mit dieſen Handſchuhen bekleidet, als ſie mit einem lauten Schrei ſterbend zuſammenſank.“

„Und woher wußte man, daß es die Handſchuhe waren, welche ſie getödtet?“ fragte Editha lebhaft.

„Man erfuhr es durch einen Zufall. Das kleine Schooßhündchen der Königin, welches überall hin ſie begleitete, ſprang zu ihr heran und ſchien mit ſeinen Schmeicheleien die Todte erwecken zu wollen. Es leckte an ihrem Geſicht, an ihren Handſchuhen — da plötzlich brach es zuſammen und war todt. Die Höflinge, welche es ſahen, waren von Entſetzen erfüllt und leiſe murmelten ſie unter einander das, was doch keiner laut zu ſagen wagte: „Die Königin von Frankreich hat ihre edle Rivalin, die tugendhafte Königin Johanna von Aragonien getödtet.“ Heinrich von Navarra, ihr Sohn, hegte damals wohl ſchon in ſeinem klugen Kopfe die Pläne zu künftiger Größe. Doch er kannte die Feindin, welche er nicht bezwingen konnte, und er wollte ſie nicht reizen; ſtatt Klage zu führen, ſchwieg er klug. Die gefährlichen Handſchuhe aber nahm er in ſeinen Beſitz und ließ ſie verſchwinden. Die Königin Katharina war übrigens eine ſehr freigebige Dame und ſie liebte es, denen, welchen ſie gewogen war, Geſchenke zu machen. Auch der Connetable von Montgomery hatte von der Freigebigkeit der Königin eine ſolche Gunſtbezeigung zu empfangen. Sie ſandte ihm, da er zum Krieg wider Italien ausziehen wollte, eine Schärpe als Zeichen ihrer Gnade, und der Feldherr zog nicht zum Kampf aus, denn eine Stunde

nach Empfang des koſtbaren Geſchenks war er eine Leiche. Nun, Mylady", fuhr Sir John Hood lächelnd fort, „es wäre eine zu lange Geſchichte, wollte ich Ihnen alle die Todesfälle erzählen, welche namentlich am Hofe von Frankreich durch dieſes Wundermittel bewirkt worden. Erinnern Sie ſich der ſchönen, unglücklichen Tochter Karl's I. von England? Sie war als die Gemahlin des Bruders von Ludwig XIV., des Herzogs von Orleans, nach Frankreich gekommen. Man hatte dem Herzog dieſe Gemahlin aufgedrängt, und ſo ſchön, ſo liebenswerth ſie auch war, ſo haßte er ſie doch, eben weil man ihn zu dieſer Vermählung gezwungen. Eines Tages reiſte er mit ihr auf eins ſeiner Jagdſchlöſſer und man wollte dort eine Jagd abhalten. Die Herzogin hatte dazu von ihrem Gemahl eine koſtbare Reitgerte empfangen. Er brachte ſie ihr ſelbſt in einem verſchloſſenen Käſtchen, dann verließ er ſie. Die Hofdamen im Nebenzimmer hörten bald darauf einen Schrei, und als ſie eintraten, lag die Herzogin, die ſchöne Henriette von England, leblos am Boden, die Reitgerte in der Hand haltend. Das Gift hatte ſeine Schuldigkeit gethan! Es that zwanzig Jahre ſpäter wiederum ſeine Schuldigkeit. Denn Sie wiſſen, der Tod ging damals um in der Familie des ſtolzen und edlen Königs Ludwig XIV., der Tod,

welcher, wie man ſagt, an der Hand des Herzogs von Orleans in den Königshof eingeführt ward. Der Dauphin von Frankreich, der Sohn Ludwig's XIV., ſtarb an einer Priſe Tabak, welche der Herzog von Orleans ihm gereicht. Seine Gemahlin ſtarb an einer Taſſe Chokolade, und auch die eigene Gemahlin des Herzogs, die berüchtigte Tochter Ludwig's XIV., ſtarb, nachdem ſie einen Apfel gegeſſen, welchen ihr Gemahl ihr gereicht. Ein Schrei des Entſetzens ging damals durch ganz Frankreich und laut beſchuldigte man den Herzog von Orleans und nannte ihn den Giftmiſcher. Er wollte, da er nach dieſen Todesfällen zum Regenten von Frankreich erhoben ward, der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen und ließ den Adepten, welcher ſonſt ſein liebſter Freund geweſen und ſein täglicher Geſellſchafter, als Giftmiſcher anklagen und verurtheilen. Seitdem ſcheint auch in Frankreich das Geheimniß der Bereitung dieſes Giftes verſchwunden, und wie ich Ihnen ſagte, nur in Indien gibt es noch einige Auserwählte, welche dieſe Bereitung verſtehen."

„Wirklich", rief Lady Editha, die glänzenden Augen immer noch auf das funkelnde Fläſchchen gerichtet, „wirklich, Sir John Hood, was Sie da erzählen, hat mich lebhaft intereſſirt, und um dieſes Fläſchchen könnte ich Sie faſt beneiden."

„Mylady", ſagte er, ſich tief vor ihr verneigend, „Sie haben keinen Grund dazu, mich zu beneiden, denn das Fläſchchen gehört Ihnen."

„Mir?" fragte Lady Editha und über ihre bleichen Wangen flog ein Schimmer der Röthe. „Wie, Sir John Hood, Sie wären im Stande, das Koſtbarſte, was Sie beſitzen, dieſes wundervolle Fläſchchen, mit ſeinem noch viel wundervollern Inhalt, mir opfern zu wollen?"

„Wiſſen Sie nicht, Mylady, daß ich Sie liebe?" fragte er lächelnd. „Ihnen gehört Alles, was ich beſitze, und glücklich bin ich, wenn Sie dieſes Fläſchchen von mir annehmen wollen. Ich gebe Ihnen damit einen kleinen Theil von der Allmacht Gottes in die Hand. Denn ich wiederhole es Ihnen: es iſt der ſichere, der unvermeidliche Tod; er trifft wie mit der Hand Gottes denjenigen, welchen Sie verurtheilen wollen, und läßt keine andere Spur zurück. Mylady, Sie werden nicht ſo grauſam ſein, auch dieſes kleine Geſchenk ausſchlagen zu wollen."

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Ich nehme es an, Sir John Hood, und ich danke Ihnen dafür! Es iſt ſo wundervoll, den Tod in ſeinem Solde zu haben. Man fühlt ſich mächtig, und Sie haben Recht, man fühlt ſich faſt Gott ähnlich und

darum — doch nein", unterbrach sie sich plötzlich, „nein, ich will Ihnen meine ganze Schwachheit bekennen. Nicht blos darum, weil dieses Gift so kostbar ist, nehme ich dieses Geschenk an. Sie sollen sehen, daß ich ein echtes schwaches Weib bin. Diese wundervollen Brillanten, diese auserlesene Arbeit reizt und entzückt mich. Ich nehme Ihr Geschenk nicht an, weil es Gift enthält, sondern obgleich es Gift enthält."

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

In der diesjährigen Saison fühlte sich Niemand so beglückt, so vollkommen befriedigt als Mrs. Timblestick.

Alle ihre Wünsche waren erfüllt, alle ihre Träume Wahrheit geworden. Abgefallen hinter ihr war die ganze Vergangenheit und wie in einer neuen Welt fühlte sie sich auferstanden, seit sie mit ihrem Sohn in ihrem reizenden, kleinen Palais in Westend wohnte.

Was sie in langen Jahren der Erniedrigung, wie sie es nannte, entbehrte, was damals ihre Sehnsucht gewesen und was sie beweint mit bittern Thränen, das hatte sie endlich nun erlangt: eine Stellung in der Gesellschaft!

Aus der Dunkelheit der City war sie wieder hervorgegangen, aus der Mistreß war durch die Gefällig-

keit ihrer Freunde wieder eine Lady geworden. An ihrer Tafel durfte sie sich rühmen, Vertreter der höchsten Adelsfamilien zu bewirthen, und in ihren Salons tönte es wieder von den stolzen Namen der Gentry.

Ja, sie hatte erreicht, wonach sie so lange sich gesehnt, sie war wieder die Lady Timblestick und ihr Sohn war der Freund und der Genosse vornehmer Herren. Die Söhne der ersten Adelsfamilien bewarben sich um seine Freundschaft und gar manche Lady vom alten Adel wäre glücklich gewesen, wenn Sir Arthus ihre Tochter zu seiner Gemahlin begehrt hätte. Sonst hatten ihre lieben Verwandten sie geflohen, hatten die Verwandtschaft mit Mrs. Timblestick stolz verleugnet, jetzt drängten sie sich zu ihr, jetzt nannten sie sie ihre liebe Cousine, und keiner aus der großen Familie Pembroke hielt es unter seiner Würde, in den Freitagsgesellschaften der Lady Timblestick zu erscheinen.

Auch von den französischen Emigranten sah man viele Vertreter des hohen Adels in den Salons der Lady, denn der stolze Name der Comtesse Solanges de St.-Pierre versöhnte sie mit der dunkeln Vergangenheit der Timblesticks und für sie war die schöne Comtesse Solanges der Mittelpunkt ihrer Huldigungen und Schmeicheleien.

Solanges verstand es außerdem so gut, die Gesell-

ſchaft unbemerkt in ihrem Geiſt und Sinn zuſammenzuhalten und zu leiten. Die Grazie, die Anmuth und die gute Sitte umgaben ſie wie mit einem heiligen Glanze, der von ihr aus auch die ganze übrige Geſellſchaft überſtrahlte. Nichts Unedles, Gemeines und Triviales konnte ihr nahen, und unwillkürlich fühlte ſich Jeder in ihrer Gegenwart zur Huldigung angeregt und doch zugleich zurückgedrängt in die Formen der Ehrfurcht und der zarten Sitte.

Wenn Solanges de St.-Pierre ſo als das Muſterbild jungfräulicher Würde und vornehmer Bildung erſchien, ſo war Lady Editha gewiſſermaßen als die glänzende Königin der Schönheit, der Mode und der Galanterie in den Salons der Mrs. Timbleſtick die ſtets umworbene, ſtets gefeierte Herrin. Um ſie drängten ſich die jungen Cavaliere, ſie war der Mittelpunkt ihrer Huldigungen. Um ihretwillen verließen ſie den Salon, in welchem Solanges die Honneurs machte, und gingen mit ihr in das kleine halbdunkle Zimmer, in welchem der grüne Tiſch ſtand, an welchem man Pharo ſpielte.

Dort hielt Lord Pembroke, welcher ſich jetzt wieder öffentlich den Verwandten der Timbleſticks nannte, ſeinen Hof. Dort war er Herr und Gebieter. Dort rollten die Goldſtücke, dort lockten die Karten, und

wenn die jungen Lords, geführt von Lady Editha, dort ihren Platz eingenommen, dann wußte sie stets einen Vorwand zu finden, um dieses Gemach wieder zu verlassen und zurückzukehren in die andern Salons, zurückzukehren zu Sir Arthus, der sich stets in ihrer Nähe befand, stets der Planet war, der sich um die Sonne ihrer Schönheit drehte.

„Meine schönsten und stolzesten Wünsche werden erfüllt", sagte Mrs. Timblestick zu sich selbst. „Es ist klar, Sir Arthus liebt meine schöne Cousine Editha. Er ist nur zu schüchtern. Er zögert, das entscheidende Wort zu sagen, und ich werde ihm dazu behülflich sein. Ich werde ihm die Augen öffnen und ihm zeigen, daß er sie liebt. Ich werde Alles vorbereiten, und dann — dann soll's geschehen."

Und an dem Morgen nach der Soirée, in welcher Mrs. Timblestick zu diesem Entschluß gekommen war, fuhr sie zu ihrem Juwelier, mit dem sie eine lange Conferenz hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Solanges ſaß in ihrem Gemach vor der Staffelei, beſchäftigt, das Bouquet von Camellien und Orangen, welches vor ihr in der Schale von Silberfiligran ſtand, zu malen, als Lady Timbleſtick, von dem Juwelier heimkehrend, zu ihr eintrat. Sie hielt einige große und kleine Etuis in ihren Händen und ſtellte ſie auf den Tiſch neben den Blumen hin.

„Nun kommen Sie, meine liebe und ſchöne Solanges", rief ſie eifrig, „ſehen Sie, was ich gebracht habe."

„Ich bitte", ſagte Solanges ſanft, „begehren Sie in dieſem Augenblick nicht, daß ich meine lieben Blumen verlaſſe. Sehen Sie nur, ſie ſchauen mich ſo kokett und ſchmeichelnd zugleich an, ſie wiſſen, daß ich ſie male und daß ich ihr kurzes Leben für eine längere

Frist festhalten möchte. Die Blumen welken so leicht, erlauben Sie also, daß ich weiter male."

„Nein, Solanges, lassen Sie es für diesmal genug sein. Sie werden Ihre lieben glänzenden Augen noch ganz trübe machen; Sie standen schon vor der Staffelei, als ich fortfuhr, und das ist fast zwei Stunden her."

„Aber, meine theure Lady", sagte Solanges, eifrig weiter malend, „Sie wissen, daß dieses Bouquet für Sie bestimmt ist und daß ich Ihnen das Beste, was ich je gemalt, geben möchte!"

„Eben darum, weil es für mich ist", rief Lady Timblestick, „eben darum kann ich mir anmaßen zu sagen: Hören Sie auf! Das Bouquet ist jetzt so schön, daß ich vollkommen befriedigt bin. O, haben Sie doch ein wenig Mitleid mit einer Mutter, die Ihnen so gern ihr Glück und ihre Freude vertrauen möchte. Ja, meine liebe Solanges, nun den Pinsel weggelegt. Kommen Sie und sehen Sie, was ich gekauft habe."

Sie nahm ihr mit freundlichem Drängen den Pinsel aus der Hand und führte sie zu dem Tische hin.

„Zuerst hier, meine liebe Solanges, ein kleines Geschenk für Sie. Nein, mein liebes Kind, schütteln Sie nicht Ihr liebes Köpfchen", fuhr die alte Dame

geſchwätzig fort; „ich weiß, Sie tragen keine Brillanten und Sie haben erſt neulich, als ich mir erlaubte, Ihnen einen Brillanten zu offeriren, mit Grauſamkeit das Geſchenk zurückgewieſen. Ich bin alſo belehrt dadurch und werde Ihnen keine Brillanten mehr anbieten. Aber dies Geſchenk dürfen Sie mir nicht abſchlagen. Sehen Sie, es iſt nur eine kleine Roſe, Ihr Ebenbild, Solanges!“

Sie öffnete das Etui und reichte es Solanges dar.

„Nur eine kleine Roſe“, ſagte Solanges lächelnd, „aber in den Kelche dieſer wundervoll gearbeiteten Roſe ſehe ich Brillanten von ſo koſtbarem Werthe, daß —“

„Sie irren, meine Liebe“, unterbrach ſie Mrs. Timbleſtick, „das iſt kein Brillant, das iſt nur ein Thautropfen, und Sie werden mich nicht beleidigen wollen, indem Sie auch den von ſich weiſen. Keinen Dank, meine liebe Solanges! Gönnen Sie mir das Vergnügen, Sie heute Abend auf dem Ball bei Lord Southwark mit dieſem kleinen Schmucke zu ſehen. Aber nun, theuerſte Solanges“, fuhr ſie eifrig fort, „nun ſollen Sie mir ſagen, ob Sie mit der Wahl, die ich ſonſt noch getroffen, zufrieden ſind.“

Sie ſchlug den Deckel des großen, breiten Etuis zurück und ließ Solanges das koſtbare Collier, die

Ohrgehänge und die Busennadel von Brillanten sehen, welche in allen Farben ihr daraus entgegenglänzte.

„Nicht wahr, das ist köstlich?“ sagte sie, mit innigem Entzücken die Schmuckgegenstände betrachtend. „Das ist auserlesen, das ist würdig, nicht blos von einer Königin, sondern von der Braut meines Sohnes getragen zu werden!“

Sie schaute immer noch mit solchem Entzücken auf die Juwelen hin, daß sie es nicht gewahrte, wie eine glühende Röthe, dann eine tiefe Bläſſe die Wangen von Solanges überflog und wie sie hastig nach der Marmorplatte des Tisches griff, um sich darauf zu lehnen, als müsse sie sonst umsinken und zusammenbrechen.

Nein, Lady Timblestick gewahrte das nicht, sondern schaute immer noch hin auf die funkelnden und blitzenden Edelsteine und fragte immer wieder, ohne eine Antwort abzuwarten, ob dieser Schmuck nicht köstlich sei, ob Solanges nicht auch meine, daß jede Lady entzückt sein müsse, ihn zu empfangen und ob er selbst nicht für die stolzeste und verwöhnteste Lady genügend sein müsse.

„Denn“, fuhr sie eifrig fort, „stolz und verwöhnt ist die Dame, für welche ich ihn bestimmt habe, und

gerade das gefällt mir an ihr, gerade darum möchte ich ihr etwas Auserlesenes, Herrliches geben, um auf ihren stolzen Lippen ein Lächeln der Befriedigung zu sehen. Und wie wird mein lieber Sohn überrascht sein, wie wird er seiner Mutter danken, daß sie so fürsorglich Alles schon vorbereitet hat! Er lebt immer in höhern Sphären, mein lieber Sohn, er ist ein Dichter, ein Poet, ein Künstler, er ist Alles, was Sie wollen, nur kein praktischer Mann! Darum ist es ein Glück, daß seine Mutter so praktisch ist und mit ruhigem Auge Alles übersehen und mit ruhigem Herzen Alles überdenken kann. Ja, meine liebe Solanges", sagte sie, noch immer die Brillanten betrachtend, „ich darf wohl von mir sagen, daß ich wie die Vorsehung meines Sohnes bin. Er überläßt mir Alles und nimmt sein Schicksal aus meiner Hand. Wie ich es ihm biete, ist es ihm recht. Er wird auch aus meiner Hand seine Lebensgefährtin empfangen und auch diese schönen Brillanten, welche für seine schöne Braut bestimmt sind."

Solanges legte ihre kleine Hand fester auf die Marmorplatte des Tisches und zwang sich ruhig zu sein.

„Ich wußte nicht, daß Ihr Herr Sohn verlobt ist", sagte sie, und ihre Stimme verrieth nicht durch das leiseste Beben ihre innere Aufregung.

„Er ist es auch noch nicht, das heißt, er ist noch nicht officiell verlobt", erwiderte die alte Dame. „Das Wort ist noch nicht ausgesprochen, doch schwebt es schon lange auf seinen Lippen. Vielleicht wird er es heute, vielleicht erst morgen sprechen, und dann ist dieser Brillantschmuck da und er wird mit seinen funkelnden Sternen der schönen Braut von der Liebe meines Sohnes Arthus erzählen. Noch ist es ein Geheimniß, doch Ihnen, meine liebe Solanges, meine süße Tochter, Ihnen, der ich von Herzen vertraue, will ich den Namen sagen. Es ist —"

In diesem Moment öffnete sich die Portière und der Kammerdiener der Mrs. Timblestick erschien in derselben.

„Lady Editha Hastings wünscht der Lady ihren Besuch zu machen", meldete er.

„Ich komme, komme sogleich! Laßt nur die Lady in den kleinen Salon eintreten", rief Mrs. Timblestick, und dann, als der Diener hinausgegangen, wandte sie sich lächelnd zu Solanges.

„O, sehen Sie, wie seltsam der Zufall mir zuvorkommt! Er nimmt mir den Namen von der Lippe, den ich Ihnen sagen wollte."

„Lady Editha Hastings ist die Braut Ihres Herrn Sohnes?" fragte Solanges erstaunt.

Lady Timbleſtick nickte. „Ja, ja, ſie iſt die Braut meines Sohnes, das heißt, ſie wird ſeine Braut ſein, denn ſie iſt die Erwählte ſeines Herzens. Mein Sohn liebt ſie, liebt ſie mit Leidenſchaft, ohne daß er es ſelber weiß! Doch ich, ſeine Mutter, ſeine perſonificirte Vorſehung, ich weiß es und das iſt genug, das iſt —“

Die Portière öffnete ſich wieder und Lady Editha erſchien in derſelben. Haſtig ſchlug Lady Timbleſtick den Deckel des Etuis zu und reichte es Solanges hin.

„Bewahren Sie es, meine Liebe, verbergen Sie es“, murmelte ſie leiſe und dann ſchritt ſie mit ausgebreiteten Armen Lady Editha entgegen, umſchlang ſie und drückte ſie an ihr Herz.

„Wie liebenswürdig, meine Theure, daß Sie kommen, mich durch den Anblick Ihrer gläuzenden Schönheit zu erfreuen!“

„Verzeihen Sie, daß ich ſelbſt bis hierher Sie verfolge“, ſagte Editha mit einem ſüßen Lächeln, das ihrem ſonſt ſo kalten Angeſicht einen neuen Zauber verlieh. „Aber als ich hörte, daß Lady Timbleſtick bei meiner Rivalin, bei der Comteſſe Solanges ſei, da konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, hierher zu kommen. Ja“, fuhr ſie fort, indem ſie ſich mit einem kleinen ſchmollenden Lächeln an Solanges wandte und ihr freundlich zunickte, „ja, meine Theure, Sie ſind

meine Rivalin in dem Herzen der Lady Timblestick, und ich fürchte, daß meine theure Cousine Sie eigentlich mehr liebt wie mich!"

„Und ich, Mylady", erwiderte Solanges ruhig, indem sie ihren Pinsel und die Palette aufhob und wieder ihren Platz vor der Staffelei einnahm, „ich, Mylady, glaube, daß Sie nichts dergleichen zu fürchten haben! Ich werde niemals Ihre Rivalin sein!"

Ihre Stimme klang so stolz, so schneidend kalt, daß Lady Editha einen fragenden, befremdeten Blick auf Solanges warf.

„Sie hat Recht", nickte Lady Timblestick, in ahnungsloser Freudigkeit nichts gewahrend von dem kleinen, geheimen Kampfe der beiden Damen. „Ja, Comtesse Solanges hat Recht, meine liebe Lady Editha! Es gibt keine Rivalität für Sie! Und so sehr ich meine schöne Solanges liebe, so muß ich doch bekennen, daß Sie in meinem Herzen den ersten Platz einnehmen!"

„Und ich muß bekennen, daß Sie daran sehr unrecht thun", rief Editha, indem sie zu Solanges herantrat und ihr über die Schulter auf die Malerei hinblickte; „ja, wirklich sehr unrecht, meine theure Cousine. Die Comtesse Solanges ist das reizendste, bezauberndste Wesen, das ich je gesehen, und außerdem ist sie eine

große Künſtlerin! In der That, Comteſſe, Sie ſind eine Künſtlerin! Sehen Sie nur, theure Couſine, mit welcher Naturwahrheit, welchem Feuer, welchem Glanz und wieder mit welcher Lieblichkeit dieſe Roſen von der Leinwand Sie anſchauen! Das iſt nicht gemalt, das iſt gedichtet! O, meine theure Comteſſe, erlauben Sie, daß ich Sie umarme, daß ich Ihnen durch einen Kuß ſage, wie ſehr ich Sie bewundere, Sie anbete!"

Aber Solanges entwand ſich ihren Armen.

„Haben Sie Acht, Lady", ſagte ſie haſtig, „meine Farben könnten Ihr ſchönes Sammtkleid verletzen und beſchmuzen."

„Und was läge daran?" rief Lady Editha, ſtolz ihr Haupt zurückwerfend. „Ich würde das als Erinnerungszeichen, als ein Siegel Ihrer Kunſt betrachten! Sie könnten mich ſehr glücklich machen, Comteſſe Solanges!"

„Ich Sie, Mylady?" fragte Solanges, ihre dunklen Augen mit einem ſeltſamen Ausdruck von ſtolzer Kälte auf Lady Editha werfend.

Editha nickte. „Ja, Sie, meine theure, ſchöne Künſtlerin! Aber ich wage nicht, das auszuſprechen, was ich erſehne und was ich erbitten möchte."

„Ich aber errathe es!" rief Lady Timbleſtick mit ſtrahlendem Angeſicht. „Sie wollen meine liebe So-

langes bitten, Ihnen das schöne Gemälde, welches sie da gemalt hat, zu schenken. Nicht wahr, das ist es?"

„Ja, theuerste Cousine, das ist es, oder vielmehr, das ist es nicht; denn niemals würde ich wagen, die Comtesse Solanges um ein so großes Werk zu bitten Ich würde schon selig sein, wenn sie mir nur eine kleine, ganz kleine Rose malen und erlauben wollte, daß ich sie bewahren dürfte als ein Zeichen ihrer Freundschaft und Güte!"

„Nein", rief Lady Timblestick eifrig, „Sie sollen dies Bild haben, welches Solanges eben malt. Es ist für mich bestimmt, und ich schenke es Ihnen."

„Nein, nein, das darf nicht sein", betheuerte Lady Editha. „Nie würde ich so anmaßend sein, besitzen zu wollen, was Ihnen gehört, Lady Timblestick. Aber sagen Sie, Comtesse Solanges, wollen Sie mich recht glücklich machen? Wollen Sie, wenn diese herrliche Arbeit vollendet ist, mir eine Rose malen zum Andenken an Ihre Güte, Ihre Schönheit, Ihre unvergleichliche Anmuth? Ich sah neulich in dem Treibhaus Sir John Hood's eine Rose von Damaskus von einer Schönheit, einer Farbenglut, wie ich sie nimmer gesehen. Wollen Sie mir eine solche Rose malen und wollen Sie mir gestatten, daß ich Ihnen eine solche

kleine vergängliche Blume herſchicke, damit ſie von Ihnen für mich verewigt wird?"

„Ja", rief Lady Timbleſtick, „ich ſage ja im Namen meiner theuren Solanges. Ich verſpreche Ihnen, daß ſie es thun wird. Nicht wahr, Solanges, Sie werden für meine ſchöne Editha die Roſe porträtiren, die ſie Ihnen ſchickt?"

„Ich werde thun, wie Sie wünſchen, Lady Timbleſtick", ſagte Solanges kalt, und Lady Editha eilte zu ihr hin und umſchlang ſie aufs neue und küßte ihre Lippen.

„Ich danke Ihnen, meine theure Solanges! Sie ſind wirklich ein Engel, und ich beneide meine liebe Couſine Timbleſtick um das Glück, immer in Ihrer Geſellſchaft zu ſein. O Mylady, nehmen Sie ſich in Acht", fuhr ſie fort, ſich lächelnd an ihre Couſine wendend; „ich warne Sie, nehmen Sie ſich in Acht, daß ich Ihnen eines Tages nicht Ihre theure Geſellſchafterin entführe, um meinen Salon mit ihr zu ſchmücken."

„Fürchten Sie nichts, Lady Timbleſtick", ſagte Solanges ruhig. „Ich bin ja keine Roſe von Damaskus, die man willkürlich in einem Salon pflückt und dann in einen andern Salon verſetzt! Ich bin nur ein armes Menſchenkind, das indeſſen doch die Kraft hat, nur dahin zu gehen, wohin es will!"

„Und Sie wollen nicht zu mir gehen, nicht wahr? fragte Lady Editha schmeichelnd. „Sie sind grausam, Comtesse Solanges, und ich glaube, Sie lieben mich gar nicht so glühend und so zärtlich, wie ich Sie liebe!“

„Wie wäre das möglich!“ rief Lady Timblestick. „Wer könnte Ihnen widerstehen, Editha, und wer wäre nicht beglückt und selig, wenn Sie ihm freundlich sind? Aber hören Sie, Editha, ich will Ihnen einen Vorschlag machen! Die Sonne leuchtet so hell und strahlend heute, lassen Sie uns nach Hyde-Park fahren. Mein Sohn ist auch dorthin geritten, und Sir Arthus wird sehr glücklich und freudig überrascht sein, uns dort zu finden. Lassen Sie uns dahin fahren!“

„Ja, thun wir das“, erwiderte Lady Editha. „Und Sie, Mademoiselle Solanges, begleiten Sie uns nicht? Es wäre so allerliebst, Ihr liebes Gesicht auf dem Rücksitz des Wagens zu haben.“

„Eine Folie für die Schönheit der Lady Editha“, sagte Solanges mit einem fast spöttischen Lächeln. „Ich danke für die Ehre und bitte Lady Timblestick, zu Hause bleiben zu können. Meine Camellien welken sonst!“

„Nun, dann bleiben Sie, meine Liebe“, rief Lady

Timbleſtick, „und Sie, Editha, kommen Sie, wir wollen nach Hyde-Park fahren!“

Und den Arm von Lady Editha ergreifend, führte Lady Timbleſtick ſie aus dem Gemache fort.

Solanges ſchaute ihnen nach, und als die Portière ſich hinter den Geſtalten der beiden Damen ſchloß, blitzte es wie zorniges Feuer in ihren Augen auf.

„Ich haſſe ſie!“ murmelte ſie leiſe. „Sie iſt eine Zaubrerin, ein böſer Dämon, und er, Arthus, er ſollte ſie lieben?“

Ein tiefer Seufzer quoll aus ihrer Bruſt, und ſie vergaß jetzt, daß die Camellien welkten und die Orangenblüten ihre Blätter fallen ließen, als ſie Pinſel und Palette auf den Tiſch niederlegte. Sie wußte nicht, daß, als ſie jetzt da ſaß, ganz zuſammengebrochen, geſenkten Hauptes, ſie ſelber einer matten, welkenden Roſe glich, in deren Kelch auch Thautropfen funkelten, wie in dem Kelche der goldenen Roſe, die Lady Timbleſtick ihr gebracht hatte.

Aber die Thautropfen, welche des jungen Mädchens Angeſicht bethauten, waren die Thränen, welche, ihr ſelber unbewußt, aus ihren Augen niederfloſſen.

Indeß fuhr Lady Timbleſtick mit der ſchönen Lady Editha in offener, prächtiger Kaleſche, von vier Rappen

gezogen, hinaus nach Hyde-Park, und so hell die Sonne draußen auch leuchtete, so schien es doch, als ob mit dem Erscheinen der Lady Editha erst die Sonne aufgegangen wäre über den Cavalieren in Hyde-Park.

Nur als Sir Arthus auf seinem Schimmel zu ihnen herangesprengt kam und an der Seite des Wagens ritt, nur da hob sich Editha ein wenig aus ihrer nachlässigen Stellung empor. Ueber ihre bleichen, durchsichtigen Wangen flog ein Schimmer von Röthe, und lebhafter, wie sie es sonst mit Andern zu thun pflegte, unterhielt sie sich mit Sir Arthus, zum innigsten Entzücken seiner Mutter, die, in die Sammtpolster zurückgelehnt, mit stummer Freude dem Gespräche der beiden zuhörte.

Aber es dauerte nur kurze Zeit, dann kam auf seinem wilden Renner Sir John Hood herangesprengt, und da war auch Lord Pembroke und die ganze Schaar der sonstigen Bewunderer und Freunde von Lady Editha. Sie schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Sir Arthus fortzudrängen von der Seite des Wagens, wo Lady Editha saß, und nicht ein einzig Mal konnte er mehr Sir John Hood von seiner Stelle verdrängen.

Editha war wieder zurückgesunken in die Polster,

und ihr Angeſicht hatte jetzt wieder ſeinen ſtolzen, kalten Ausdruck angenommen. Sie hatte für Sir John Hood nur gleichgültige Worte, ſie ſchien mit ihrer einſilbigen Kälte alle die Cavaliere verabſchieden zu wollen; aber es hatte den Anſchein, als ob Sir John Hood und die andern Herren nichts bemerken und ſich nicht verabſchieden laſſen wollten.

„Laſſen Sie uns in dieſe kleine Allee hier einbiegen, meine theure Couſine“, ſagte Editha jetzt, da ſie im langſamen Fahren einer der dunklen Seitenalleen des Parkes ſich näherten.

„Das heißt“, lachte Sir John Hood, „Sie geben uns den Abſchied; denn dieſe Allee iſt ſo ſchmal, daß es unmöglich ſein wird, an Ihrer Seite zu reiten.“

Lady Editha nickte. „Sie haben mich richtig verſtanden, ich verabſchiede Sie alle. Der Tag iſt zu ſchön, als daß man ihn nicht in freudiger Stille genießen ſollte, und ich ſehe nicht ein, warum ich die Strahlen der Sonne mir durch ſolche leichtfertige Eintagsfliegen, wie Ihr alle ſeid, ſollte verdüſtern laſſen. Laſſen Sie uns in die Allee einbiegen!“ rief ſie laut dem Diener zu, der neben dem Kutſcher hoch oben auf dem Bocke ſaß.

Mit einem ſtolzen Neigen, einer Königin gleich,

verabschiedete sie die Cavaliere, welche zu beiden Seiten der kleinen Allee sich aufgestellt hatten.

„Wirklich", lächelte Mrs. Timblestick, als sie nun in dem dunklen, schattigen Laubweg langsam dahinfuhren, „wirklich, meine liebe Editha, Sie sind sehr grausam gegen Ihre Anbeter, Sie behandeln dieselben mit einer so stolzen, so verachtungsvollen Kälte, daß ich meinen sollte, diese vornehmen Herren müßten sich davon verletzt und beleidigt fühlen."

„Meine liebe Cousine", sagte Editha mit einem seltsamen Lächeln, „die Männer wollen, daß man sie beleidige, und sie verdienen es nicht besser. Ist man gut zu ihnen, freundlich und arglos, so meinen sie in ihrer stolzen Eitelkeit und in ihrem hochfahrenden Wesen sogleich, man liebe sie. Denn im Grunde hält jeder Mann sich für unwiderstehlich und ist überzeugt, daß jedes Weib ihn liebt. Man muß ihnen zeigen, daß dies nicht der Fall ist, man muß sie malträtiren, meine liebe Lady, damit sie demüthig werden, denn alsdann nur sind sie liebenswürdig."

„Und gilt dies Wort auch für meinen Sohn Arthus?" fragte Lady Timblestick lächelnd.

Editha schüttelte ihr Haupt. „Ihr Sohn Arthus ist eine Ausnahme, meine theure Lady", sagte sie lebhafter wie sonst. „Sir Arthus dürfen Sie nicht

in eine Reihe ſtellen mit den andern Männern, er iſt —"

Sie unterbrach ſich ſelbſt, und ein leiſes Roth flog über ihre Wangen.

„Sprechen Sie weiter, theuerſte Editha", ſagte die alte Dame lebhaft, „Ihre Worte klingen mir wie die ſchönſte Muſik und ich ſehe mit Entzücken, daß Sie, meine Theure, ſich ein wenig für meinen Sohn Arthus intereſſiren. Meine liebe Editha, halten Sie es wohl für möglich, daß man meinen Sohn Arthus allen dieſen Cavalieren, welche Ihnen eben huldigten, vorziehen kann? Glauben Sie, daß das ſchönſte, bewundernswertheſte Weib, welches ich kenne, zufrieden ſein könnte, den Namen meines Sohnes zu tragen, obwohl er unglücklicherweiſe keinen Lordstitel dieſem Namen vorzuſtellen hat?"

„Das Weib, welches, wenn Sir Arthus um ſie wirbt, noch einen andern Titel verlangt, als ſeine Geliebte zu heißen, wäre ein beklagenswerthes, nichtiges Geſchöpf", erwiderte Editha; „ſie wäre unwürdig der Liebe eines ſo edlen, erhabenen Mannes, wie es Ihr Sohn Arthus iſt!"

„Wirklich, Sie entzücken mich!" flüſterte Lady Timbleſtick. „Ich möchte Sie gleich umarmen und küſſen und Ihnen danken für dieſes himmliſche Wort. Ich

möchte — doch nein", unterbrach sie sich selbst, „es ziemt mir nicht, Ihnen das Geheimniß zu künden, welches aus meinem Herzen sich mir auf die Lippen drängte. Einem Andern bleibe es aufbehalten, Ihnen dies zu sagen, und er wird es Ihnen sagen, meine theuerste Editha; er wird —"

„Sehen Sie, Grausame", rief eine laute Stimme dicht neben ihnen, und Sir John Hood sprengte heran, „sehen Sie, Grausame, ich habe doch alle Hindernisse überwunden, und Sie sollen mich nicht so erbarmungslos verabschieden können. Da bin ich und ich sage Ihnen, Lady Editha, ich bleibe an Ihrer Seite und lasse mich nicht von Ihrem Stirnrunzeln und von Ihren flammenden Zornesblicken zurückschrecken. Ich bleibe!"

Sie erwiderte kein Wort, sondern schaute ruhig und schweigend zu dem tiefblauen Himmel auf und nahm gar keinen Theil an der Unterhaltung, welche sich jetzt zwischen Lady Timblestick und Sir John Hood entspann.

„Und wo haben Sie denn ihre schöne Gesellschafterin, die Comtesse Solanges?" fragte Sir John Hood.

„Sie ist daheim geblieben und malt", erwiderte Mrs. Timblestick.

„Ein vortreffliches, reizendes Geschöpf", betheuerte Sir John Hood; „finden Sie das nicht auch, Lady Editha? Müssen Sie nicht auch anerkennen, daß die Comtesse Solanges von einer ungewöhnlichen Lieblichkeit und Schönheit ist? Außerdem von so feinem, zartem Benehmen, von so edler Sitte? Finden Sie das nicht auch, Lady Editha?"

„Ich weiß nicht", sagte sie mit stolzer Kälte; „ich bin es nicht gewohnt, so viele Aufmerksamkeit auf bezahlte Personen zu richten, und die bezahlte Gesellschafterin meiner theuren Cousine hat mich niemals so sehr interessirt, wie es bei Ihnen der Fall scheint, Sir John Hood! Ich habe nur gefunden, daß diese kleine Person zuweilen vergißt, daß sie eben eine bezahlte Gesellschafterin ist, und sich einbildet, mit ihrem Titel als Comtesse eine Rolle in der Gesellschaft spielen zu können. Ich glaube, meine theure Cousine", fuhr sie fort, sich an Lady Timblestick wendend, „ich glaube, Sie müssen darin ein wenig auf Ihrer Hut sein; denn Comtesse Solanges ist etwas anmaßend und vergißt ihre untergeordnete Stellung zu leicht, und das ist nur zu natürlich, denn sie ist wirklich hübsch und anmuthig, und Sie haben gesehen, Lady Timblestick, wie ich vorhin selbst hingerissen war von ihrer Schönheit und Kunstfertigkeit. Aber was sich in

einem tête-à tête entschuldigen läßt, paßt nicht für den Salon, und da vergißt Mademoiselle Solanges zuweilen ihre untergeordnete Stellung. Im Uebrigen ist sie ein reizendes Geschöpf, Sie haben doch Recht, Sir John Hood, und ich würde es ganz begreiflich finden, wenn Sie, welcher jeden Solitär zu besitzen wünscht, sich auch dieses Solitärs bemächtigen wollten. Sie sind ja reich genug, um sich Alles kaufen zu können und Alles in Ihren Besitz zu bringen! Und Comtesse Solanges würde sich sicherlich glücklich schätzen, die Gemahlin eines so reichen Mannes zu werden."

„Doch Sir John Hood begehrt diese Ehre gar nicht!" rief der Indier lachend. „Sie wissen das sehr wohl, Mylady, daß Sir John Hood nur eine Sonne kennt, welche über ihm leuchtet, und nur einen Stern, zu dem er sehnsuchtsvoll aufblickt. Und ich sage Ihnen", fuhr er fort, indem er sich ein wenig näher heranbeugte und so leise sprach, daß Editha allein ihn verstehen konnte, „ich sage Ihnen, er wird diesen Stern dennoch dereinst an seine Brust heften und er wird diese Sonne zwingen, ihm zu leuchten!"

Dann nickte er ihr zu, gab seinem Rosse die Sporen und jagte, da sie jetzt am Ende der kleinen Allee angelangt waren, vor ihnen die breite Ausgangsallee hinauf.

„Ein seltsamer Gesell", murmelte Editha mit einem verächtlichen Achselzucken.

„Ein Mann, der, wie es scheint, Sie glühend liebt", sagte Lady Timblestick. „Man meint sogar in der Gesellschaft, daß Sir John Hood, der fabelhafte Reichthümer besitzt, alle seine Reichthümer zu Ihren Füßen niederlegen wollte."

„Es ist vielleicht auch so", erwiderte sie mit gleichgültiger Ruhe.

„Aber Sie, Editha", fragte Lady Timblestick ängstlich, „Sie werden diese Reichthümer nicht annehmen? Nicht wahr Editha, Sie lieben ihn nicht?"

„Nein", erwiderte sie leise, „nein, ich liebe ihn nicht, und seine Millionen und seine Schätze haben für mich keinen Werth. Ich würde mich niemals um des Geldes willen verkaufen an einen Mann, den ich nicht liebe! Dem Manne aber, den ich liebe, würde ich folgen in die große weite Welt und wüßte ich, daß ich mit ihm betteln gehen müßte!"

„Wie schön Sie sind in diesem Augenblick!" seufzte Lady Timblestick. „O wie selig würde mein Sohn sein, wenn er Sie jetzt gesehen, wenn er diese Worte gehört hätte, welche Sie eben sprachen, meine theure Editha!"

Vierzehntes Kapitel.

„Da bin ich wieder, Mademoiselle", rief die alte Mrs. Timblestick, hastig eintretend und sich in einen Sessel werfend. „Sehen Sie nur, Solanges, wie ich Sie liebe! Kaum aus dem Wagen gestiegen, eile ich zu Ihnen und sehe Sie abermals so, wie ich Sie heute verlassen, als ich zum Juwelier fuhr und als ich wiederkam und als ich dann mit Lady Editha nach Hyde-Park fuhr; Sie malen und malen immer noch."

„Ich sagte Ihnen ja, Mylady, die Blumen welken so rasch", erwiderte Solanges, welche indessen ihren Pinsel erst, seit sie Lady Timblestick heimkehren hörte, wieder aufgenommen hatte und jetzt eifrig zu malen schien, um ihre verweinten Augen zu verbergen.

„Ja, ja, die Blumen welken so rasch", wiederholte

Lady Timbleſtick mit einem empfindſamen Augenaufſchlag. „Auch das Glück welkt ſo raſch, und man muß darum klug ſein und es feſthalten, während es noch blüht. Ach, meine theure Solanges, ich bin überſelig, denn nun weiß ich es gewiß: Lady Editha erwidert die Liebe meines Sohnes, und er, er liebt ſie leidenſchaftlich. Sie hätten ſehen ſollen, wie glücklich er ausſah, wie die Ueberraſchung ihm die Wangen röthete, als ich mit Lady Editha ihm begegnete, und welch zärtliche Blicke ſie mit einander austauſchten und wie ſie leiſe mit einander flüſterten, ſodaß alle andern Cavaliere und beſonders Sir John Hood ganz raſend waren vor Eiferſucht. Ich ſah dies, meine theure Solanges, es war zum Entzücken. Welch ein Glück, daß ich Sie habe!“ fuhr ſie aufſeufzend fort. „Ich glaube, wenn ich alle dieſe Wonne allein tragen müßte, es würde mir das Herz zerſprengen. Sie ſind in Wahrheit meine Geſellſchafterin und ich weiß gar nicht, wie ich Sie belohnen kann! Wenn ich doch Ihre Wünſche kennte! Aber Sie ſind ſo einfach, ſo beſcheiden. O, ich wette, Sie haben auch für heute Abend wieder eine ganz einfache Toilette zum Ball gewählt. Ach, meine Theure, ich hoffe ſo viel von dieſem Abend! Ja, ich bin überzeugt, daß es heute auf dem Ball bei dem Lord Southwark zu einer Erklärung zwiſchen dem

schönen Liebespaar kommen wird. Sie sollen sehen, wir werden heute Abend noch Lady Editha als Braut meines Sohnes begrüßen müssen. Ich bitte Sie, beobachten Sie die Liebesleute recht scharf und sagen Sie mir nachher Alles, was Sie gesehen haben."

„Mylady", sagte Solanges, indem sie sich immer noch mit ihrer Malerei beschäftigte, „Mylady, Sie sagten vorher, daß Sie mir in Ihrer Güte eine Freude machen wollten. Darf ich Sie um eine solche bitten?"

„Reden Sie, sagen Sie, was ich für Sie thun kann!" rief die alte Dame eifrig.

„Erlauben Sie mir, heute Abend allein bleiben und nicht auf den Ball gehen zu dürfen. Meine Augen schmerzen mich ein wenig und mein Kopf ist schwer. Ich möchte mich ausruhen, mich früh niederlegen können."

„Habe ich das nicht immer gesagt?" rief Lady Timblestick. „Das kommt vom vielen Arbeiten, vom vielen Malen, vom vielen Stehen her. Sie werden sich noch krank machen, Solanges."

„Nein, ich werde morgen wieder ganz gesund und ganz ruhig sein", erwiderte Solanges mit einem traurigen Lächeln. „Sie sollen nicht über mich zu klagen haben, Mylady, nur heute gönnen Sie mir die Einsamkeit und das Alleinsein."

„Nun ja, da Sie es so wollen, so mag es drum

ſein", ſagte Lady Timbleſtick nach kurzem Nachſinnen „Ich werde dann ſogleich zu Lady Editha ſchicken und ſie bitten, mich zu erwarten. Ich werde ſie abholen und mit ihr zuſammen zu Lord Southwark fahren. Ja, ja, es iſt vielleicht auch beſſer ſo", fuhr ſie fort, indem ſie ſich deſſen erinnerte, was Editha auf der Spazierfahrt über Comteſſe Solanges geſagt. „Ja wirklich, es iſt vielleicht auch beſſer ſo", wiederholte ſie. „Bleiben Sie zu Hauſe, meine liebe Solanges, und pflegen Sie ſich, während wir uns amüſiren. Ich werde Ihnen morgen Alles erzählen, was ich bemerkt habe. Und kommt es zu einer officiellen Verlobung, ſo ſind Sie natürlich die erſte, welche davon erfährt. Doch nun legen Sie endlich Ihren Pinſel nieder, meine liebe Solanges! Es iſt bereits ſervirt und Sie dürfen nicht ſagen, Solanges, daß Sie mit Ihrem Kopfweh und Ihren ſchmerzenden Augen nicht mit mir diniren wollen. Wir werden heute ganz allein ſein, und Sie dürfen Ihre Pflichten als Geſellſchafterin nicht vernachläſſigen. Mein Sohn ſpeiſt auswärts und ich werde ihn erſt auf dem Ball wieder treffen. Alſo kommen Sie, Solanges."

Sie nahm den Arm der Comteſſe und wollte mit ihr ſich entfernen. Aber Solanges blieb ſtehen.

„Verziehen Sie noch einen Moment, Mylady, Sie

haben Ihre Brillanten vergessen, und ich bitte, daß Sie mir erlauben, Ihnen dieselben zu überreichen."

„Nicht doch! Nicht doch!" rief Lady Timblestick eifrig. „Ich bitte im Gegentheil, bewahren Sie mir den Schmuck hier auf. Ich bin eine so thörichte, schwache Mutter, ich könnte sie meinem Sohn vorher zeigen, wenn es etwa heute noch nicht zu einer Erklärung kommen sollte. Bei Ihnen ist der Schmuck am sichersten aufgehoben, sicherer wie bei mir,. denn ich bin zerstreut und vergesse zuweilen meine Schränke zu verschließen. Und man kann den Dienstboten so wenig trauen. Außer Ihnen vertraue ich Niemand im Hause, meine liebe Solanges. Und darum bitte ich Sie, bewahren Sie mir diese Brillanten auf, bis ich sie von Ihnen wieder fordere, was hoffentlich schon in den nächsten Tagen geschehen wird."

Sie zog Solanges vorwärts und begab sich mit ihr in den Speisesaal.

Mrs. Timblestick bemerkte es gar nicht, wie schweigsam Solanges während des Diners war und daß sie die Speisen kaum berührte. Sie selber war ja so selig, so überglücklich und sie hatte so viel zu schwatzen und zu erzählen, daß sie darüber die Schweigsamkeit ihrer jungen Gesellschafterin gar nicht gewahrte. Allgemach gelang es Solanges, ihre Ruhe und ihre

Fassung wiederzugewinnen. Sie vermochte es über sich, zu den Plaudereien der Dame zu lächeln und mit dem Anschein lebhaften Interesses später die kostbare Toilette zu betrachten, welche Lady Timblestick für das heutige Ballfest gewählt hatte.

Doch als sie dann endlich, am späten Abend, allein war, nahm das Angesicht der jungen Comtesse wieder seinen traurigen, schwermuthsvollen Ausdruck an, und sie wehrte den Seufzern nicht, die ihrer Brust entquollen.

„Endlich, endlich allein!“ sagte sie hoch aufathmend, indem sie in ihr stilles, dämmeriges Gemach zurückkehrte.

Wie wohl that ihr diese Stille! Wie erquicklich dünkte es sie, allein sein zu dürfen, nicht mehr das Lächeln auf ihre Lippen bannen, nicht mehr auf interesselose Worte lauschen zu müssen.

Auf dem kleinen Divan ließ sie sich nieder und, das Haupt im Polster zurücklehnend, die Hände im Schooß gefaltet, saß sie lange schweigend und tief in sich versunken da.

Was Lady Timblestick ihr heute gesagt von der Liebe ihres Sohnes zu Lady Editha, wiederholte sie sich.

Jedes Wort that ihrem Herzen weh wie ein Dolchstoß und füllte ihre Augen mit Thränen.

Sie merkte das erſt, als dieſe Thränen aus ihren Augen heiß und brennend auf ihre gefalteten Hände niederfielen, und dann, wie aus Träumen erwachend, ſprang ſie empor.

„Ich will nicht mehr weinen“, ſagte ſie. „Es wäre eine Schmach und eine Demüthigung für mich, zu weinen um den, der mich betrog. Solanges, ſei wieder du ſelbſt!“ rief ſie laut und warf ihr bleiches Haupt ſtolz zurück. „Ermanne dich und hebe dich empor aus deiner Erniedrigung. Der Mann, welcher ſo dich betrügen konnte, iſt keiner Thräne werth! Und zudem, Solanges, erinnere dich, daß du ihn nicht lieben darfſt, daß du deine Treue einem andern Mann verpfändet haſt. Gleichviel, ob du ihn liebſt, du haſt geſchworen, die Seine zu werden. So ſei nun ſtark und feſt und zertritt dein eigenes Herz. Ja“, fuhr ſie mit einem traurigen Lächeln fort, „ja, das iſt es, was das Schickſal von Dir begehrt, Solanges: zertritt dein eigenes Herz. Und wahrlich, ich will's. Ich will ſtark und muthig ſein! Fort, ihr Thränen, ich will nicht weinen.“

Sie ging mit haſtigen Schritten im Gemach auf und nieder und immer wieder rief ſie ſich ſelber zu: „Fort, ihr Thränen! Sei muthig, Solanges! — Ich will nicht weinen, ich will mich beſchäftigen“,

ſagte ſie dann nach einer langen Pauſe. „Ich will zu der einzigen Freundin mich flüchten, welche mich verſteht. Niemand ſonſt wird mich hören.“

Eilenden Schrittes verließ ſie das Gemach und trat in das neben demſelben befindliche Muſikzimmer ein. Es war durch eine Alabaſterampel nur matt erleuchtet.

Für ſie bedurfte es keines hellen Lichtes. Ihre Augen hatten nicht nöthig, die Taſten zu ſehen, auf denen ihre Finger ſo gewandt herüber und hinüber flogen. Sie wollte keine Muſik ertönen laſſen, die ſie von Noten abzuleſen hatte. Aus ihrem Herzen quoll die Muſik.

Sie horchte nur auf ſie, ſie dachte nur an ihren Schmerz und ihr tiefes Leid und hörte und wußte nichts Anderes und hörte auch nicht, wie hinter ihr am Ende des großen Gemaches ſich die Thür aufthat, und ſah nicht die ſchlanke hohe Geſtalt, welche jetzt in der Thür erſchien und horchend ſtehen blieb.

Plötzlich war es Solanges, als höre ſie hinter ſich einen Schritt, ganz nahe neben ſich einen tiefen Seufzer. Und ihre Hand ſank von den Taſten nieder, und ſie ſprang empor.

„Sie hier, Sir Arthus?“

„Ja“, ſagte er, ihre beiden Hände ergreifend.

„Ich, Solanges. Vergeben Sie mir, daß ich es wagte, hier einzutreten und Sie zu belauschen. Mein Herz trieb mich hierher. Ich mußte wissen, warum Sie meine Mutter nicht begleitet hatten.“

„Sie hier?“ wiederholte Solanges, indem sie wie zerbrochen wieder auf den Sessel niedergesunken war. „Und was führt Sie hierher, Sir Arthus?“

„Ich sagte es Ihnen schon, ich mußte Sie sehen“, sagte er mit tiefer leidenschaftlicher Innigkeit. „Meine Mutter sagte mir, Sie wären leidend, und da hielt es mich nicht länger. Ich verließ den Ball, ich wollte wissen, was Ihnen fehlt. Ich mußte, vergeben Sie mir, Solanges, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sage, ich mußte endlich den glücklichen Moment erfassen, um Sie allein, ganz unbemerkt zu sehen. Ich ertrage diese Qual nicht mehr. Sie fliehen mich, Sie machen es mir zum Gesetz, Ihnen wie ein Fremder gegenüber zu stehen — ich ertrage es nicht länger, Solanges! Und wenn Sie nicht wollen, daß ich sterbe, oder wenn Sie mich nicht für immer verbannen wollen von allem Glück, von aller Hoffnung, so sagen Sie —“

„Mein Herr“, unterbrach ihn Solanges, indem sie sich erhob und stolz aufrichtete, „sprechen Sie kein Wort weiter, begehren Sie von mir keine Erklärung! Es ziemt Ihnen nicht, dieselbe zu fordern,

und mir nicht, ſie Ihnen zu geben. Wir beide ſind getrennt für immer. Und jedes Ihrer Worte iſt für mich eine Beleidigung."

„Eine Beleidigung?" rief er entſetzt. „Eine Beleidigung, Solanges? Eine Beleidigung nennen Sie es, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, daß ich nicht leben kann ohne Sie?"

„Ja, eine Beleidigung iſt das", rief ſie zurücktretend. „Und ich verbiete Ihnen, noch ein einziges ſolches Wort zu reden, wenn Sie nicht wollen, daß ich in dieſer Stunde noch das Haus Ihrer Mutter verlaſſe. Eine Beleidigung iſt es, Sir Arthus, wenn der Verlobte, der Bräutigam, der zärtlich Liebende der Lady Editha es wagt, zu mir von Liebe zu reden!"

Und haſtig, ohne ihn nur eines Blickes, eines Wortes zu würdigen, ſchritt ſie an ihm vorüber und eilte zurück in ihr Gemach, deſſen Thür ſie hinter ſich verſchloß.

Fünfzehntes Kapitel.

Lady Editha war eben erſt aus ihrem Schlafgemach getreten, obwohl die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand und das arbeitsgeſchäftige Volk von London bereits ſeit Stunden lärmend und toſend durch die Straßen wogte.

Wie ſie daſaß, auf die Chaiſe longue von blaßgelbem Atlas lang hingeſtreckt, den einen Arm, von welchem der weite Spitzenärmel niedergeſunken, zurückgelegt über ihrem Haupte, das auf dem andern, auf das Kiſſen geſtützten Arm ruhte, glich ſie jener wundervollen Statue der ſchlafenden Ariadne, welche im Vatican das Entzücken und die Bewunderung aller Beſchauenden erregt.

Aber dieſe Ariadne ſchlief nicht, und unter dieſen zarten, ſchneeigen Gewändern ſchlug ein ſtürmiſches Herz·

Lady Editha erwartete heute Morgen den Beſuch deſſen, den ſie liebte; ſie erwartete Sir Arthus.

Spät in der Nacht auf dem Balle beim Lord Southwark war er plötzlich zu ihr herangetreten und hatte ſie mit leiſer, zitternder Stimme gebeten, ihm am folgenden Morgen eine Unterredung zu bewilligen. Sie hatte geglaubt, Sir Arthus, der ſich während des ganzen Abends von ihr fern gehalten, habe längſt den Ball verlaſſen, als er plötzlich wiedererſchien und ſich ihr näherte. Sie hatte ihm die Unterredung zugeſagt und erwartete ihn jetzt, und ihr Herz ſchlug bang und doch voll ſeliger Ahnung.

„Endlich alſo, endlich“, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „endlich werde ich das Bekenntniß hören, nach dem mein Herz ſich ſchon ſo lange ſehnt. Der Himmel hatte Erbarmen mit mir und erlöſt mich aus den furchtbaren Banden, die mich bis jetzt fern hielten von allem Glück, von aller Tugend und von allem Frieden!“

Die Portière öffnete ſich, und die Kammerfrau meldete: „Sir Arthus Timbleſtick.“

Lady Editha erhob ſich aus ihrer ruhenden Stellung, um Sir Arthus zu begrüßen; ſie hörte ſelbſt, wie ihre Stimme zitterte, da ſie den Eintretenden anſprach.

„Sie werden erzürnt sein, Lady Editha“, sagte Sir Arthus, nachdem er Editha's Hand geküßt, „erzürnt, daß ich so früh Sie störe; aber verzeihen Sie meinem erregten und bangen Herzen, daß es sich endlich nach Mittheilung, nach einer Gelegenheit sehnt, um offen vor Ihnen sich darzulegen.“

Sie lächelte ihn freundlich an. „Sprechen Sie, Sir Arthus, was ist es, was Sie mir zu bekennen haben?“

„Ein schönes, ein seliges Geheimniß!“ sagte er. „Ich liebe, Lady Editha, und ich komme zu Ihnen, um Ihnen das zu bekennen. Ersehen Sie daraus, welch ein großes Zutrauen ich zu Ihnen habe und wie sehr ich an Ihre wahre und wirkliche Freundschaft glaube!“

Sie erwiderte nichts, lehnte das Haupt tiefer zurück in die Kissen und schloß ihre Augen für einen Moment. Er schien es nicht zu sehen, schien den tiefen Seufzer, der sich ihren Lippen entrang, nicht zu hören.

„Ja, Lady Editha“, fuhr er lebhaft fort, „ich habe zu Ihnen das Vertrauen, welches ein Bruder zu seiner schönen, seiner angebeteten Schwester hat. Erinnern Sie sich wohl, Editha, jenes Abends, da ich zuerst in Vertraulichkeit zu Ihnen sprechen durfte?

Erinnern Sie sich noch unserer Unterredung im Myrtenbosquet in Ihrem Boudoir?“

„Ich erinnere mich“, sagte sie mit leiser Stimme, langsam das Haupt neigend.

„Damals schon sagte ich Ihnen, daß ich Ihnen vertraue und daß ich Sie bald um Vermittelung anrufen wolle bei meiner Mutter, weil ich wohl wußte, daß Sie allein Einfluß auf meine Mutter haben, mehr Einfluß als ich selber, daß Sie allein mit Ihrer sanften Beredtsamkeit, mit Ihrem hinreißenden Wesen den Widerstand meiner Mutter bewältigen können. Heute nun komme ich zu Ihnen, Editha, um Sie zu bitten, daß Sie mir diese Fürsprecherin bei meiner Mutter seien!“

„Und weshalb bedürfen Sie einer Fürsprecherin bei Ihrer Mutter?“ fragte Editha, die nun in sich selbst die Kraft gefunden, wieder ruhig und gefaßt zu erscheinen.

„Ich kenne die stolzen Wünsche und Träume meiner Mutter“, sagte Arthus zögernd. „Meine Mutter möchte für mich alle Kronen und Würden der Erde erlangen, und wenn sie sich mit Gold erkaufen ließen, so würde Mrs. Timblestick sich selbst zur Bettlerin machen, um ihren Sohn zu erheben. Glauben Sie nicht, daß ich selbst ein so eitler Thor wäre. Ich

meines Theils begehre keine Kronen, keine Würden und Titel, ich begehre nur ein einziges Glück!"

„Und dieses Glück?" fragte Editha, und ein spöttisches Lächeln umzitterte ihre Lippen. „Dies Glück heißt Mademoiselle Solanges, nicht wahr, ich habe es errathen?"

„Ja!" rief er lebhaft, indem er ihre Hand faßte; „ja, meine theure, meine angebetete Freundin, Sie haben es errathen. Ich liebe Mademoiselle Solanges, ich bete sie an, und an ihrer Hand nur kann ich hoffen, ein glückliches, beneidenswerthes Dasein zu führen! Aber, wie gesagt, meine Mutter hegt andere Pläne, Pläne, die nicht ausführbar sind und denen auch Sie, Editha, nicht zustimmen würden. Ich beschwöre Sie, meine theuerste Freundin, sagen Sie dies meiner Mutter. Helfen Sie mir, bereiten Sie meine Mutter vor auf das Geständniß, das ich ihr machen will; sagen Sie ihr, daß ich mein Glück wie einen Segen aus ihren Händen empfangen will; aber sagen Sie ihr auch, Editha, daß, wenn sie es mir nicht als einen Segen gewähren will, daß ich dann den Muth und die Kraft habe, von hinnen zu gehen, um für meine Liebe allein den Segen Gottes zu erbitten!"

Sie hatte sich aufgerichtet und saß in ruhiger, stolzer Haltung ihm gegenüber, ihr Antlitz war ruhig

und kalt wie immer, und kein Zug verrieth den Sturm, der in ihrer Seele tobte.

„Wollen Sie, Editha?“ fragte er, indem er ihre Hand erfaßte und ihr flehend ins Antlitz ſchaute.

Sie zog ihre kalte, marmorbleiche Hand langſam aus der ſeinen fort. „Ich will es“, ſagte ſie, leiſe mit dem Haupte nickend, „ich will mit Ihrer Mutter reden, Arthus.“

„Dank, tauſend Dank!“ rief er lebhaft. „Wenn Sie mit ihr reden, ſo heißt das den Unmuth, den Zorn meiner Mutter beſchwichtigen; ich werde Ihnen alſo mein ganzes Glück zu danken haben, Editha!“

„Ich liebe Mademoiſelle Solanges“, ſagte Editha, indem ſie ſich erhob; „ich liebe Mademoiſelle Solanges und will thun, was Sie von mir verlangten, ich werde mit Ihrer Mutter ſprechen. Haben Sie ſonſt noch etwas von mir zu begehren?“

Sie fragte das mit kalter, höhniſcher Stimme, er aber gewahrte es nicht, ſondern dankte ihr mit feurigen Worten für ihre gütige Vermittelung, für ihre Freundſchaft und für ihre verwandtſchaftliche Anhänglichkeit. Er küßte zum Abſchiede ihre Hand, die ſie willenlos und kalt in der ſeinen ruhen ließ; dann aber, als er ſich entfernt hatte, ſprang ſie empor und ſtreckte ihre beiden Arme drohend hinter ihm aus.

„Er weiß, daß ich ihn liebe“, murmelte sie zwischen den fest zusammengepreßten Perlenzähnen hervor; „er weiß, er kennt die Pläne seiner Mutter und kam dennoch, mir zu sagen, daß er mich verschmähe; er macht mich zur Vertrauten seines Herzens, um mit seinem Vertrauen mich zu verabschieden! Schmach über mich! Ich soll für ihn reden bei seiner Mutter — ja, ich will für ihn reden“, fuhr sie fort, indem sie mit großen Schritten auf und ab ging, die Augen flammend, die Wangen purpurroth; „ich will für ihn reden, aber bei Gott und bei allen bösen Geistern, es sollen keine guten Worte sein, die von meinen Lippen für seine Liebe sprechen! Er hat mich tödtlich beleidigt, und ich werde mich rächen für die Beleidigung!“

Sechzehntes Kapitel.

„Es ist unmöglich, ich kann es nicht glauben", rief Mrs. Timblestick, bebend vor Zorn und Aufregung. „Arthus, mein Sohn, der Nachkomme der glorreichen Pembroke, Sir Arthus, der Millionär — aber nein, es ist nicht möglich, nicht möglich!

„Doch habe ich es aus seinem eigenen Munde, meine arme Cousine", sagte Editha mit ihrer kalten Ruhe. „Es ist das Blut seines Vaters, welches in seinen Adern fließt und ihn keine Herabwürdigung darin sehen läßt, wenn er eine Arbeiterin liebt. Eine Arbeiterin! Sir John Hood hat einige Erkundigungen über die Person eingezogen und sie mir mitgetheilt. Ich liebe Sie herzlich genug, um Ihren Kummer auch als den meinen zu betrachten, und außerdem, Sie wissen es, bin ich auch Ihrem Sohn in so herzlicher Zu-

neigung und Achtung ergeben, daß es mich wahrhaft ſchmerzt, ihn ſich ſo verirren zu ſehen, denn eine Verirrung iſt es leider, und niemals kann eine ſolche Ehe zum Glücke führen!“

„Eine Ehe?“ ſchrie Mrs. Timbleſtick. „Nein, niemals ſoll dies geſchehen! Noch heute wird die Verrätherin mein Haus verlaſſen, gleich auf der Stelle, ich will ſie fortjagen, wie man einen unehrlichen Dienſtboten fortjagt!“

„Das würde Oel ins Feuer gießen und Sir Arthus' Leidenſchaft nur dadurch geſteigert werden. Nein, meine theure Lady, Sie haben Vieles ſchlimm gemacht durch Ihre unvorſichtige Güte, machen Sie das Schlimme wieder gut durch Ihre vorſichtige Klugheit. Keine Uebereilung, kein heftiges Zerreißen von Banden, welche einerſeits durch Schlauheit, andererſeits durch Edelmuth geknüpft ſind. Sir Arthus fühlte Mitleid für ſie, welche dienen und für Geld ihr anmuthiges Weſen und ihre geſellſchaftlichen Talente verkaufen mußte. Sein Mitleid wußte die kluge Kokette zur Liebe zu ſteigern. Stoßen Sie ſie aus dem Hauſe, ſo iſt er im Stande, noch heute ſich mit ihr zu vermählen; Sie wiſſen, er iſt dazu berechtigt, er iſt mündig und hat Niemand um ſeine Einwilligung zu fragen. Alſo, theuerſte Lady, ſeien Sie klug und

besonnen und hören Sie auf meinen Rath! Lassen Sie nicht ahnen, daß Sie irgend etwas von mir erfahren haben, seien Sie nach wie vor freundlich, selbst gegen sie!"

„So schwer es mir fällt, ich will Alles thun, was Sie begehren, meine theure Editha, ich will klug und besonnen sein, ich will nichts ahnen lassen von dem Zorn, der in mir tobt!"

„Wenn Sie das können, dann hoffe ich die Sache noch zu einem guten Ende zu führen! Also lassen Sie Ihren Sohn nicht ahnen, daß Sie mit mir gesprochen haben. Auch ich werde ganz unverändert in meinem Benehmen sein. Mademoiselle Solanges hat, wie Sie wissen, neulich versprochen, mir eine Rose zu malen, ich werde ihr diese Rose heute noch mit einigen freundlichen Zeilen senden. Wir müssen sie ganz arglos erhalten, damit sie nicht sieht, wie wir nach und nach mit vorsichtigen Händen die Netze zerschneiden, welche sie um Ihren Sohn gezogen. Nur so kommen wir zu unserm Ziel!"

„Ich will versuchen", seufzte Lady Timblestick, „freundlich und sanft zu sein und meinen Zorn in der Tiefe meines Herzens zu begraben, zum Heil meines Sohnes Arthus und aus Liebe zu Ihnen, Editha!"

„Mein Sohn Arthus zu Hauſe?“ fragte Lady Timbleſtick den Diener, der ihr die Thür öffnete.

„Ja, Milady, Sir Arthus iſt daheim.“

„In ſeinen Gemächern?“ fragte ſie weiter.

„Nein, Milady, Sir Arthus befindet ſich im Muſikzimmer.“

„Und Mademoiſelle Solanges?“

„Iſt gleichfalls im Muſikzimmer, Milady.“

Mrs. Timbleſtick erbebte, und ihre Augen ſchoſſen Blitze; vergeſſen war nun alle Zurückhaltung, vergeſſen, was Lady Editha ihr geſagt, was ſie ſelber ihr gelobt.

Haſtig eilte ſie in ihre Gemächer, warf Hut und Shawl ab und begab ſich in die Bibliothek. Von dort, das wußte ſie, konnte ſie das Muſikzimmer überſehen, dort konnte ſie vielleicht ungehört und unbemerkt beobachten.

Eben als Mrs. Timbleſtick in das Bibliothekzimmer eingetreten war, verſtummte die Muſik mitten in einem angefangenen Takte.

„Ich kann es nicht ertragen“, hörte Mrs. Timbleſtick ihren Sohn mit lauter und heftiger Stimme rufen, „nein, Solanges, ich kann es nicht länger ertragen! Wenden Sie Ihr Antlitz nicht von mir, Solanges, es iſt das Licht meiner Tage, und wenn

Sie ſich von mir kehren, ſo bin ich ein verlorener, troſtloſer Menſch, denn ich gehöre Keinem an, außer Ihnen, es hat Niemand ein Recht an mich, weder Lady Editha noch irgend ein anderes Weib, nur Dir allein, Solanges, Dir gehört mein Leben, mein Herz! Hier liege ich zu Deinen Füßen und beſchwöre Dich, nimm an, was meine Liebe Dir gibt. Ich habe keinen Treubruch zu begehen, keinen Eid zu brechen, wenn ich Dir ſage, ſei meine Gemahlin!"

Die Portièren wurden jetzt haſtig aufgeriſſen, und mit zornigem Angeſicht ſtürzte Lady Timbleſtick in das Gemach.

„Was geht hier vor?" rief ſie. „Was muß ich ſehen! Mein Sohn zu den Füßen meiner Geſellſchafterin! Stehen Sie auf, Sir Arthus, es ziemt ſich nicht für Sie, vor einer bezahlten Perſon zu knieen, es ziemt ſich nicht für Sie, im Hauſe Ihrer Mutter vor —"

„Lady Timbleſtick!" ſchrie Solanges, ſich von ihrem Sitze erhebend und mit bleichem Antlitze und blitzenden Augen einige Schritte vortretend.

„Meine Mutter", rief Arthus mit glühendem Angeſicht, „ich verlange von Ihnen, daß Sie in der Gräfin Solanges meine Braut, meine künftige Gemahlin ehren, daß Sie —"

„Mit nichten, mein Herr", unterbrach ihn Solanges mit hoheitvoller Würde; „ich bin weder Ihre Braut, noch werde ich und kann ich jemals Ihre Gemahlin werden. Eine unübersteigliche Kluft liegt zwischen uns beiden, ja, ich verbiete Ihnen sogar, sich mir zu nahen, und Sie Madame", fuhr sie fort, indem sie mit kalter stolzer Ruhe gerade zu Mrs. Timblestick heranschritt und vor ihr stehen bleibend sie mit festem Auge anschaute, „Sie sollen wissen, daß ich, obwohl Armuth mich zwang, mir mein Brod zu verdienen, dennoch immer die Gräfin Solanges von St.-Pierre geblieben bin und es bleiben will! Madame, leben Sie wohl!"

Sie neigte mit einer stolzen Bewegung ihr Haupt und schritt dann nach der Thür hin, die zu ihrem Gemache führte. Arthus stürzte ihr nach, und ihre Hand erfassend, sah er ihr flehend ins Antlitz. „Meine theure Solanges, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier. Haben Sie Mitleid mit mir, stoßen Sie mich nicht in die Verzweiflung, ich bin unschuldig —"

Aber Solanges wies ihn mit einer stolzen Handbewegung zurück, öffnete die Thür und schritt in ihr Gemach, dasselbe hinter sich verriegelnd.

Einen Moment blieb Sir Arthus, betäubt vom Schmerz, neben der Thür stehen, während seine Mutter,

bebend vor Zorn und innerer Aufregung, auf einen Seſſel niedergeſunken war. Endlich, nach einer langen Pauſe, ſchritt Sir Arthus zu ihr heran.

„Mrs. Timbleſtick“, ſagte er mit ruhiger, ernſter Stimme, „Mrs. Timbleſtick, ich fordere von Ihnen, daß Sie Ihr Unrecht wieder gut machen. Sie haben ein edles, unſchuldiges Mädchen in ihrer Ehre, in ihrer Reinheit gekränkt, Sie haben auch mich, der das Mädchen liebt und der feſt entſchloſſen iſt, es zu ſeiner Gemahlin zu machen, in meiner Würde als Mann, in meiner Ehre als Herr dieſes Hauſes tief gekränkt!“

„Herr dieſes Hauſes?“ rief Mrs. Timbleſtick mit gerungenen Händen. „Es iſt alſo Alles ſo, wie ich es ahnte, Du willſt mich, Deine Mutter, aus dieſem Hauſe verſtoßen! Alſo dahin haben es ihre Intriguen gebracht!“

„Kein Wort weiter! rief Arthus in ſtrengem Tone. „Ich verlange, daß Sie wieder gut machen, daß Sie Mademoiſelle Solanges um Verzeihung bitten!“

„Nimmermehr!“ ſchrie ſeine Mutter heftig emporſpringend. „Lieber will ich ſterben, lieber will ich dies Haus verlaſſen und es hinausſchreien in alle Welt, daß mein Sohn mich verſtoßen hat als daß ich mich demüthige!“

„Nun denn, Madame“, sagte Sir Arthus mit bleichen Lippen und mit glühenden Wangen, „nun denn, Madame, so hören Sie! Sie haben nicht nöthig, das Haus zu verlassen, denn ich schwöre es Ihnen bei Gott und bei dem Andenken an meinen Vater, ich werde dieses Haus verlassen, wenn Sie nicht thun, was ich von Ihnen begehre!“

„Und ich sage Dir, daß dies nimmer geschehen wird!“ schrie Mrs. Timblestick, und ihre ganze Gestalt erbebte vor Zorn.

„Dann sage ich Ihnen, Madame, daß Sie Ihren Sohn verloren haben und daß wir auf immer geschieden sind. Ich kehre nur noch einmal, heute Abend, in dies Haus zurück, um Sie zu fragen, ob Mademoiselle Solanges versöhnt ist, ob sie Ihnen verziehen hat, und ob Sie mit mir zu dem Grafen von St.-Pierre gehen wollen, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Wenn Sie mir nicht mit ja antworten können, so sind die Bande, welche mir bis jetzt heilig waren, auf immer zerrissen, und ich werde die Nacht nicht mehr unter diesem Dache schlafen! Dies sei mein letztes Wort. Nun, Madame, leben Sie wohl!“

Er grüßte sie mit einer hastigen, schnellen Bewegung seiner Hand, wandte sich um und schritt hinaus.

Mrs. Timbleſtick ſchaute ihm nach, ſtarr vor Entſetzen und Staunen zugleich. Nie hatte ſie ihren Sohn in ähnlicher Erregtheit geſehen, und heute zum erſten Mal hatte Arthus es gewagt, ſeiner Mutter entgegen zu treten.

„Aber er wird bereuen“, ſagte ſie zu ſich ſelber, „er wird einſehen, wie ungerecht er gegen ſeine arme Mutter geweſen. Er wird zu mir zurückkehren, er wird bereuen und mich um Verzeihung bitten. Aber wie? Wenn es mehr als haſtige Erregtheit geweſen wäre! Er ſprach im Ernſt und er wäre im Stande, mich zu verlaſſen um dieſer Perſon willen, die zu meinem Unglück und meinem Schmerz in mein Haus gekommen. Ich kenne ihn“, fuhr ſie nach einer langen Pauſe fort. „Ja, ich kenne ihn, was er einmal erfaßt hat, das hält er feſt, und wenn er einmal zu einem Entſchluß gekommen, ſo läßt er nicht wieder von ihm ab. Er liebt dieſes Mädchen und er wäre wirklich im Stande, mich um ihretwillen zu verlaſſen. Aber das kann, das darf nicht ſein!“ rief ſie mit zornig lauter Stimme, indem ſie aufſprang und mit großen Schritten im Gemach auf und ab ging. „Nein, das darf nicht ſein! Ich würde zum Spott für ganz London. Es iſt unmöglich! Mein Sohn kann nicht die bezahlte Dienerin ſeiner Mutter heirathen.

Gleichviel, ob ſie von vornehmer Herkunft iſt, ſo iſt immer die bezahlte Perſon, eine Dienerin. Was würde Lord Pembroke ſagen! Und Lady Editha, wenn ich nur an ihr ſtolzes, ſchönes Angeſicht denke, ſo ſchlage ich ſchon in Gedanken die Augen beſchämt nieder. Nein, keine Andere als ſie ſoll die Herrin in dieſem Hauſe ſein, keine Andere als ſie will ich meine Tochter nennen.—Ich will ein Ende machen", ſagte ſie nach langer Ueberlegung mit entſchloſſener Ruhe. „Wenn Arthus nach Hauſe kehrt, ſoll er Mademoiſelle Solanges nicht mehr hier finden."

Sie klingelte.

„Mademoiſelle Solanges ſoll zu mir kommen!" befahl ſie dem eilends hereintretenden Diener.

Der Diener erſchien bald wieder in der Thür.

„Mademoiſelle Solanges iſt nicht in ihrem Zimmer."

„Nun, ſo ſucht ſie im Muſikzimmer, dort wird ſie wahrſcheinlich ſein."

Der Diener kehrte nach kurzer Zeit zurück.

„Mademoiſelle Solanges iſt nirgends zu finden. Ich habe überall nach ihr gefragt. Endlich habe ich unten im Flur ihre Kammerjungfer getroffen, und dieſe ſagt, daß Mademoiſeille Solanges ſo eben in einem Cab mit all ihren Sachen abgefahren iſt."

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ rief Mrs. Timbleſtick, und mit haſtigen Schritten eilte ſie ſelber durch die Gemächer nach dem Wohnzimmer von Mademoiſelle Solanges.

Wirklich, ſie war nicht dort. Einzelne Sachen lagen zerſtreut am Boden, die Möbel ſtanden verwirrt im Zimmer umher. Man ſah, wie dort geräumt und gepackt worden. Auf dem Tiſch bemerkte das irrende, umherſchweifende Auge der Mrs. Timbleſtick ein kleines zuſammengefaltetes Papier. Ein Brief, und an ſie war er adreſſirt.

Mit bebenden Händen riß ſie ihn auseinander und glühend vor Aufregung las ſie:

„Madame, nach der unwürdigen Behandlung, die ich von Ihnen erfahren habe, ziemt es mir nicht länger, in Ihrem Hauſe zu verweilen. Ich kehre zu meinem Vater zurück. Leben Sie wohl!“

„Das iſt gut“, ſagte Mrs. Timbleſtick aufathmend. „Ich werde dieſen Brief meinem Sohn zeigen. Und bei Gott im Himmel, ſie ſoll die Schwelle dieſes Hauſes, das ſie mit ſo ſtolzen Worten verlaſſen, nicht wieder betreten. Aber“, ſagte ſie dann zuſammenſchreckend, „wenn mein Sohn nun wirklich im Stande wäre, ſeine Worte zu erfüllen? Wie ſagte er doch? Wenn Solanges geht, ſo verlaſſe auch ich dieſes

Haus, ſo höre ich auf, Ihr Sohn zu ſein. Aber nein, es kann nicht ſein. Es muß ein Mittel geben, ein Mittel —“ Auf einmal ſchrak ſie zuſammen, und es flog wie ein Blitz der Freude über ihr Geſicht. „O, meine Brillanten!“ ſagte ſie aufathmend. „Wo ſind meine Brillanten?“

Sie ſtürzte zum Tiſche, in welchem Solanges damals das koſtbare Geſchmeide aufgehoben hatte.

Der Schlüſſel ſtak im Schloß. Sie zog die Schublade auf. Die Schublade war leer. „Nichts, nichts!“ rief ſie jubelnd. „Sie hat meine Brillanten mitgenommen! Sie iſt eine Diebin! Gott ſei gelobt, jetzt habe ich ein Mittel, ihm die Augen zu öffnen! Solanges iſt eine Diebin! Gelobt ſei Gott, daß ſie es iſt!“

Siebzehntes Kapitel.

Nichts bedenkend, nichts überlegend weiter, als daß sie tödtlich beleidigt worden, daß sie nicht eine Stunde mehr in diesem Hause verweilen könne, wo sie eine so unwürdige Behandlung erduldet hatte, war Solanges von dannen gefahren.

Erst während der Fahrt erinnerte sie sich ihres Vaters und begann zu überlegen.

Sollte sie ihrem Vater Alles bekennen?

„Nein, nein", sagte sie zu sich selber. „Ich darf es nicht! Wie sagte der Arzt? Jede heftige Aufregung kann seinen Tod zur Folge haben. Ich muß gefaßt und ruhig erscheinen."

Als sie am Hause ihres Vaters angekommen war, hieß sie den Hausmeister ihre Koffer nach dem Zimmer tragen, das ihr Vater für sie bestimmt hatte und in

Digitized by Google

das man vom Vorzimmer eintrat. Sie ſelbſt begab ſich nach dem von ihrem Vater bewohnten Gemach.

Hoch aufathmend blieb ſie einen Moment ſtehen.

Es war ihr, als hörte ſie drinnen Stimmen. Ja, ſie täuſchte ſich nicht. Man ſprach laut und heftig. Sie erkannte die Stimmen, es waren die ihres Vaters und des Marquis St.-Juſte.

„Sie ſind ein Nichtswürdiger!“ hörte ſie jetzt ihren Vater rufen. „Solanges ſoll kommen, ich will ſie ſprechen, ich will ihr Alles ſagen! Alles! Solanges ſoll kommen!“

„Nimmermehr darf dies geſchehen“, entgegnete die Stimme des Andern. „Sie dürfen, Sie ſollen mich nicht verrathen! Ich dulde es nicht!“

„Solanges ſoll kommen!“ rief der Vater wieder, „Solanges!“

Die Thür ward haſtig aufgeriſſen.

„Mein Vater, ich bin hier!“ rief das Mädchen, indem ſie durch das Gemach zu dem Lehnſtuhl flog, auf welchen ihr Vater niedergeſunken war.

„Dich ſendet Gott!“ ſagte er mit ſchwerer, faſt lallender Stimme. „Komm' her zu mir, komm' und lies dieſen Brief!“

Aber der Marquis war ihr zuvorgekommen und

hatte dem Greiſe den Brief, den dieſer in der Hand hielt, entwunden.

„Nein, nimmermehr!“ rief er. „Sie ſollen dieſen unglücklichen Brief nicht leſen!“

„Sie werden dieſes Zimmer nicht eher verlaſſen, bis Sie mir den Brief zurückgegeben“, rief Solanges, ſich ſtolz aufrichtend und ſich vor der Thür aufſtellend.

Er aber faßte ihren Arm, ſtieß ſie zur Seite und ſtürzte aus dem Gemach.

„Komm' her zu mir, meine Tochter! Ich fühle, der Krampf — der Krampf wird wiederkommen. Komm' raſch, meine Tochter. Höre, ich habe Dir ein furchtbares Geheimniß mitzutheilen. Er hat mir den Brief entriſſen, aber ich will Dir ſagen, was er enthielt. Der Marquis St.-Juſte iſt verheirathet. O, mein Gott, das Herz — gib mir, gib mir von dem Trank!“

Er deutete mit der zitternden Hand nach dem Glas, welches neben ihm auf dem kleinen Tiſche ſtand.

Sie brachte es haſtig an ſeine Lippen. Aber zu ſpät!

„Hülfe“, rief Solanges. „Vater! Den Arzt! Den Arzt!“

Eine fürchterliche Stunde verging, dann kam der vom Portier herbeigerufene alte Arzt, der den Grafen ſchon früher behandelt hatte.

Er trat heran an den Seſſel, auf dem der alte Graf kaum noch athmend lag. Er prüfte mit ſchweigender Aufmerkſamkeit ſein Angeſicht, legte die Hand auf ſein Herz, horchte hin und wandte ſich dann mit ernſter, feierlicher Miene zu Solanges, die zitternd neben dem Lager ſtand, auf das ſie mit Hülfe des Hausmeiſters den Unglücklichen gebettet hatte.

„Es iſt zu ſpät“, ſagte der alte Mann, „der Tod iſt mächtiger als aller Menſchen Wiſſenſchaft.“

„Der Tod!“ ſchrie Solanges mit gerungenen Händen, auf ihre Kniee niederfallend. „Der Tod!“ wiederholte ſie. „Mein Vater iſt alſo nicht zu retten? Sie können ihn nicht erlöſen aus dieſer fürchterlichen Pein?“

„Er duldet keine Pein mehr, Miß Solanges“, ſagte der Arzt ruhig. „Er iſt todt.“

Nach einer Weile, als Solanges die letzte traurige Pflicht erfüllt und dem Verſtorbenen die Augen geſchloſſen hatte, nahm der Arzt wieder das Wort, indem er die Vorhänge über dem Bette zuſammenzog. „Er hat ausgelitten, Solanges; für mich gibt es hier nichts mehr zu thun. Was dort liegt, gehört dem Grabe. Leben Sie wohl!“

Solanges antwortete ihm nicht. Sie war am Todtenbette niedergeſunken, und ihr Schmerz, ihr Ent-

ſetzen, ihre Qualen löſten ſich in einem Strom von Thränen auf. Die beiden alten Männer wehrten dieſen Thränen nicht.

„Der Schmerz muß austoben“, flüſterte der Arzt dem Diener zu. „Laſſen wir das arme Kind allein mit ihrem Vater.“

Stunden mochten ſo vergangen ſein, und immer noch lag Solanges in Thränen aufgelöſt, in Schmerzen und Qualen.

Ein heftiges Pochen an der äußern Thür ließ ſie endlich aufſchrecken. Sie hob ſich langſam von ihren Knieen empor, trocknete ihre Augen und öffnete.

Dann, von Schrecken und Staunen ergriffen, trat ſie zurück.

„Wie, Mrs. Timbleſtick, Sie hier?“ fragte ſie.

„Ja, ich bin hier“, erwiderte Mrs. Timbleſtick mit höhniſcher Stimme, indem ſie haſtig eintrat und die Thür hinter ſich ſchloß. „Ich ſeh' es wohl, mein Kommen überraſcht Sie! Sie glaubten nicht, daß ich die Entdeckung ſo raſch machen würde.“

„Welche Entdeckung?“ fragte Solanges erſtaunt. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Aber ich habe wohl ein Recht, zu fragen, was Sie hierher führt?“

„Jawohl, Sie haben das Recht, zu fragen, und

ich will Ihnen ſagen, was mich hierher führt. Ich komme hierher, um eine Diebin verhaften zu laſſen."

„Wie, Mrs. Timbleſtick?" rief Solanges entſetzt. „Was wollen Sie damit ſagen?"

„Ich will damit ſagen, meine liebe, kluge Mademoiſelle Solanges, daß Sie eine Diebin ſind."

„Eine Diebin!" rief Solanges empört. „Wie können Sie es wagen, mich aufs neue zu beſchimpfen! Sie thaten es in Ihrem Hauſe und darum verließ ich es. Hier bin ich meinem Hauſe. Dort iſt die Thür. Verlaſſen Sie mich!"

„Sehr ſchön, ſehr würdig. Aber ich werde Sie nicht verlaſſen, Mademoiſelle Solanges, ich werde nicht gehen ohne meine Brillanten und auch nicht ohne Sie."

„Ich hätte Ihre Brillanten? Ich?" rief Solanges ganz entſetzt.

„Wer ſonſt als Sie?"

Ein Schrei des Entſetzens tönte von den Lippen des Mädchens. Sie ſtürzte an Mrs. Timbleſtick vorüber in das Vorzimmer, dann in das kleine Gemach, in welchem ihr Gepäck lag.

Mit bebenden Händen hob ſie den kleinen Koffer auf und trug ihn in das andere Zimmer. „Hier", ſagte ſie, „hier iſt mein Koffer. Oeffnen Sie ſelbſt und ſehen Sie! Hier iſt der Schlüſſel."

Mrs. Timbleſtick ſah ſie erſtaunt an.

„Wirklich, man ſollte meinen, daß Sie unſchuldig ſind. Nun wohl, öffnen wir!“

Und ſie nahm den Schlüſſel, welchen Solanges ihr darreichte, öffnete den Koffer und durchwühlte ihn. Dann tönte ein Freudenſchrei von ihren Lippen.

„Nun, leugnen Sie noch? Da iſt das Etui mit meinen Brillanten!“

„Mein Gott!“ rief Solanges zurücktaumelnd. „Es iſt wahr, ich habe in der Aufregung nicht daran gedacht. Ich ſagte der Kammerjungfer, ſie ſolle Alles zuſammenpacken, und in dieſen Koffer legte ſie Alles, was in der Schatulle des Tiſches gelegen hat.“

„Sie werden mit dieſer Liſt nichts erreichen, Mademoiſelle Solanges. Es bedarf nur eines Wortes von mir, und der Conſtabler, welcher mit meinem Rechtsanwalt unten im Wagen ſitzt, kommt herauf und verhaftet Sie.“

Damit wandte ſie ſich zur Thür.

„Mein Gott, Mrs. Timbleſtick, was wollen Sie thun?“

„Was ich muß“, ſagte Mrs. Timbleſtick ruhig.

„Wenn jetzt auch der Schein wider mich ſpricht, ſo werden Sie mir doch ſolche Schmach nicht bereiten. Sie wollen das auch nicht.“

„Gewiß will ich das, Mademoiselle Solanges! Ich finde hier den Beweis Ihrer Schuld und werde Sie verhaften lassen.“

„Nein, es ist unmöglich“, rief Solanges bleich und weinend aus. „Ich weiß, Sie hassen mich jetzt, weil Ihr Sohn mich liebt. Aber ich will Ihnen schwören, daß ich Ihren Sohn nicht wiedersehen will, daß ich London verlassen will, um nie wieder hierher zurückzukehren. Nur diese Schmach bereiten Sie mir nicht! O, es ist Schmach genug, daß ich meine Unschuld betheuern muß!“

Mrs. Timblestick, die Unerbittliche, wendete sich zum Gehen.

„Wohl denn“, rief Solanges in der höchsten Verzweiflung. „Sie hassen mich. Aber bevor Sie das Aeußerste thun, lassen Sie sich von diesem Anblick erweichen!“ Damit zog sie den Vorhang vom Lager zurück, auf dem der Leichnam des Grafen lag.

„Sehen Sie meinen todten Vater und haben Sie Erbarmen mit seiner Tochter, die an der Leiche Ihres Vaters Ihnen schwört, daß sie unschuldig, daß sie keine Diebin ist.“

„Todt, todt!“ schrie Mistreß Timblestick. „Das ist entsetzlich, das ist furchtbar!“

Und von Schauder und Entsetzen erfaßt, ließ sie sich halb ohnmächtig auf einen Sessel nieder.

„Todt! Ich hasse den Anblick von Leichen. Es ist entsetzlich! O mein Gott, ich sterbe!“

Und ächzend, an allen Gliedern bebend, einer Ohnmacht nahe, sank Mrs. Timblestick in sich zusammen.

„Wasser! Wasser! Geben Sie mir ein Glas Wasser, wenn Sie nicht wollen, daß auch ich hier sterben soll“, stöhnte sie.

Solanges ergriff in der Hast und Verwirrung das Glas mit dem Trank, der ihren Vater beruhigen sollte, und reichte es Mrs. Timblestick.

„Was ist das?“ fragte Mrs. Timblestick. „Das ist nicht Wasser.“

„Nein, es ist von dem Trank, den mein Vater zu nehmen pflegte, wenn er aufgeregt war“, sagte Solanges. „Der Arzt hat es ihm verschrieben. Trinken Sie!“

Mrs. Timblestick nahm das Glas, führte es an ihre Lippen und hielt es lange an denselben fest. dann entsank es ihren zitternden Händen, und sein Inhalt ergoß sich über ihr Gewand.

„Ich muß fort. Ich kann hier nicht länger weilen“ sagte sie ächzend und stöhnend. „Ich will nicht mehr

bei einer Leiche ſein. Aber Sie haben Ihren Zweck erreicht. Nein, ich kann Sie jetzt nicht verhaften laſſen. Ich will es nicht. Es wäre zu grauſam, Sie von der Leiche Ihres Vaters fortzunehmen. Bleiben Sie, und möge Gott Ihnen verzeihen."

Sie wandte ſich um und ſchritt nach der Thür.

„Ich werde nicht gehen können", ſagte ſie, indem ſie taumelnd ſich an die Wand lehnte. „Es dunkelt vor meinen Augen."

„Ich werde Sie führen, Madame", ſagte Solanges mitleidsvoll.

„Nein, nicht Sie ſollen mich führen", rief Mrs. Timbleſtick, und ſich gewaltſam zuſammenraffend, öffnete ſie die Thür.

„Mylady, Sie vergeſſen Ihre Brillanten", ſagte Solanges, indem ſie das Etui vom Tiſche nahm und es jener darreichte.

Mrs. Timbleſtick ſchaute ſie an mit einem langen, ernſten Blick.

„Wohl denn, ich nehme die Brillanten mit mir. Das heißt, ich nehme den Beweis Ihrer Schuld mit mir und übe Gnade an Ihnen, Mademoiſelle."

Achtzehntes Kapitel.

Früher, als eigentlich seine Absicht gewesen, hatte Sir Arthus die Villa in Chatham wieder verlassen und war nach London heimgekehrt.

Nicht daß er bereut hätte, was er seiner Mutter gesagt, aber es schmerzte ihn, wenn er an ihr liebes, gutes Gesicht dachte, das ihn nie anders als mit Zärtlichkeit angeschaut hatte und das er sich jetzt so kummervoll, so von Thränen überflutet vorstellte.

„Ich war heute Morgen vielleicht zu heftig! Ich drohte ihr! Jetzt will ich bitten. Sie ist meine Mutter, und es ziemt mir wohl, mich vor ihr zu demüthigen und so lange zu flehen, bis sie ihre Einwilligung gibt und selber bei Solanges für mich bittet."

Wie neu belebt von solchen Hoffnungen und von

ſolchen Entſchlüſſen, ſprengte er durch die Straßen und hielt bald am Ziele. Er gab die Zügel ſeines Pferdes dem Diener, der ihn begleitet hatte, und trat ins Haus.

Die Thor war geöffnet, und nicht wie ſonſt erſchien der Portier auf der Schwelle, um den jungen Herrn zu begrüßen, oben auf der Treppe aber ſtob ein Häuflein Diener, welche flüſternd zuſammengeſtanden hatten, beim Anblick des jungen Gebieters ſcheu aus einander.

Das Alles kam ihm ſeltſam, überraſchend vor, uud bange Sorge umfaßte ſein Herz.

Er eilte über den Corridor nach den Gemächern ſeiner Mutter.

Die Vorzimmer lagen vom ſcheidenden Tage nur matt erhellt.

Aber jetzt, als er die Thor zu dem Wohngemach ſeiner Mutter öffnete, ſtrömte ihm ein Glanz von Licht entgegen. Man ſprach drinnen lebhaft und wirr durcheinander; doch ſobald die Diener und Dienerinnen, welche dort verſammelt waren, des jungen Herrn anſichtig wurden, verſtummten ſie mitten in ihren angefangenen Reden und traten ſcheu und ängſtlich zur Seite, während aus dem anſtoßenden Gemach der alte Rechtsfreund des Hauſes, Mr. Smith, trat.

„Sie hier?“ rief Sir Arthus. „Kommen Sie von

meiner Mutter? Hat ſich etwas Ungewöhnliches begeben? Wo iſt meine Mutter?"

Der Rechtsanwalt hob langſam die Hand empor und deutete nach der offenen Thür hin.

„Dort, Sir Arthus, dort in ihrem Schlafgemach."

Arthus eilte zur Thür, aber Mr. Smith hielt ihn zurück.

„Gehen Sie nicht hinein! Ihre Mutter iſt krank, Sir Arthus, ſehr krank."

„Dann um ſo mehr muß ich ſie ſehen", rief Arthus lebhaft.

„Sie können ſie nicht ſehen", erwiderte der Andere, vor den Eingang ſich ſtellend, „wenigſtens nicht ſogleich! Ich bitte Sie, Sir Arthus, ſeien Sie gefaßt, ſeien Sie ein Mann, Ihre Mutter iſt nicht krank, ſie iſt —"

„Todt!" rief Arthus voll Entſetzen und ſtürmte an jenem vorüber in das Gemach, wo ſein erſter Blick auf die lang hingeſtreckte Geſtalt ſeiner Mutter fiel.

„Todt, meine Mutter iſt todt, und ich habe ſie ermordet!"

Und ganz außer ſich, mit gerungenen Händen, lehnte er ſich über das Bett und ſtarrte nieder auf die blaſſe, unbewegliche Geſtalt.

„Nein, Sir Arthus“, sagte Mr. Smith mit lauter Stimme, „nein, Sie haben Ihre Frau Mutter nicht ermordet! Aber sie ist ermordet worden. Mademoiselle Solanges de St.-Pierre ist die Mörderin Ihrer Mutter.“

Arthus stieß einen Schrei aus und fiel wie ohnmächtig zur Erde. Aber schon nach wenigen Sekunden schlug er die Augen wieder auf, richtete sich langsam empor und wies die ihn umringenden Diener mit einer unwilligen Handbewegung zurück.

„Still, ich bin nicht ohnmächtig“, sagte er mit heftiger, rascher Stimme, „kein Geräusch im Beisein der Todten! Geht hinaus, ihr alle! Ich habe mit Mr. Smith zu reden, geht hinaus!“

Als Arthus mit dem Advocaten allein war, richtete er an diesen das Wort. „Jetzt bin ich gefaßt, ich kann Alles hören. Das Furchtbarste vernahm ich schon. Sie haben mir gesagt, daß meine Mutter todt, daß Mademoiselle Solanges ihre Mörderin sei. Nun kann ich alles Andere hören und Alles wissen.“

„Aber Sie sehen so todtenbleich aus, Sie —“

„Kümmern Sie sich nicht darum“, erwiderte Arthus und seine Stimme klang hart und rauh. „Ich war einen Moment schwach, ich schäme mich dessen; doch jetzt kann ich Alles hören. Sprechen Sie! Hier neben

der Leiche meiner Mutter will ich die Wahrheit hören."

Ein krampfhaftes Schluchzen drängte ſich aus ſeiner Bruſt, als er jetzt den Blick auf das blaſſe Leichenantlitz richtete. Er beugte ſich näher über ſie, um ihre Lippen zu küſſen, aber der Andere zog ihn haſtig zurück.

„Um Gotteswillen, nein, Sir Arthus, berühren Sie die Leiche nicht, Sie dürften ſich ſelber den Tod von ihren Lippen küſſen; denn ich ſage Ihnen, Lady Timbleſtick iſt vergiftet worden."

„Vergiftet — es iſt entſetzlich", murmelte Sir Arthus. „Nun ſprechen Sie", ſagte er nach einer langen Pauſe. „Setzen Sie ſich, Mr. Smith, und ſprechen Sie! Vor allem: Sind Sie zufällig hier, oder hatte meine Mutter Sie holen laſſen?"

„Heute Vormittag war es Ihre Frau Mutter, welche mich hierher rief", begann Mr. Smith und erzählte Sir Arthus, was die Leſer bereits wiſſen, die Entdeckung des Diamantendiebſtahls, den Gang der Mrs. Timbleſtick zu Mademoiſelle Solanges.

„Und Sie ließen ſich bereitwillig finden", ſagte Arthus mit zorniger Stimme, „meine Mutter zu begleiten? Sie ſetzten es meiner Mutter nicht auseinander, daß es unmöglich ſei, daß ſie niemals annehmen

könne, die Comteſſe Solanges ſei eine Diebin? Sie ließen es geſchehen?“

„Ich that meine Schuldigkeit“, erwiderte der Advocat ruhig und fuhr in ſeiner Erzählung fort, wie Mrs. Timbleſtick ſich in die Wohnung der Comteſſe allein begeben, die Brillanten gefunden, aber auch den Tod des Grafen in entſetzlicher Weiſe erfahren habe. „Ich erfuhr dieſe Vorgänge, während wir im Wagen ſaßen und hierher fuhren. Ihre Mutter ſchien ſehr ergriffen und leidend. Sie ſchob die Schuld ihres Unwohlſeins nicht allein auf den Schrecken, ſondern auch auf den Genuß eines Beruhigungstrankes, den die Comteſſe ihr gegeben habe. Kaum war ich in meine Wohnung zurückgekehrt, wurde ich abermals hierher gerufen. Ich traf die Dienerſchaft in größter Beſtürzung. Ihre Mutter lag dort, wo ſie jetzt liegt, kaum noch athmend, todtenbleich. Als ich zu ihr herantrat, erkannte ſie mich indeß und leiſe murmelte ſie: „Vergiftet — Solanges — vergiftet!“ Das waren ihre letzten Worte, dann tönte noch ein Schrei von ihren Lippen, und Alles war zu Ende. Als der Arzt kam, fand er nur eine Leiche. Dort liegt das Zeugniß, welches der Coroner geſchrieben. Sehen Sie, Sir Arthus: „Der Tod eingetreten durch Vergiftung.“ “

Der Rechtsanwalt ſtand auf und reichte Sir Arthus das Papier dar, er wehrte es zurück.

„Weiter, was haben Sie weiter gethan?“

„Ich begab mich ſofort, begleitet von dem Attorney und den nöthigen Zeugen, in die Wohnung der Mademoiſelle Solanges, die ich ja ſchon kannte.“

„Armes, armes, beklagenswerthes Mädchen!“ rief Arthus, ſeine beiden Hände vor ſein Angeſicht ſchlagend.

„Wir fanden ſie, und ich geſtehe, ſie wußte ſehr gut die Rolle einer Unſchuldigen, Ueberraſchten zu ſpielen. Der Attorney legte ſeine Hand auf ſie und verhaftete ſie. Sie fragte entſetzt nach dem Grunde, und als man ihr denſelben ſagte, ſchien ſie nicht erſchrocken, ſondern von Staunen, von Ueberraſchung ergriffen. Wir führten ſie fort. Die Flaſche und das Glas, welches neben der Leiche auf einem kleinen Tiſche ſtand, wurden verſiegelt. Nachdem unter den nöthigen Formalitäten die Verhaftung vorgenommen und Mademoiſelle Solanges nach dem Gefängniß Red-Lyon-Square abgeführt worden, begab ich mich wieder hierher.“

„Und Solanges ſoll es gethan haben? Solanges?“ ſchrie Arthus in leidenſchaftlicher Aufregung. „Es iſt unmöglich! Man klagt das edelſte, hochherzigſte

Geschöpf der niedrigsten Verbrechen an und Alles scheint sich wider sie zu verschwören. Aber dennoch sage ich, es ist unmöglich, es kann nicht sein! Nein, Solanges ist keine Diebin, Solanges ist keine Mörderin! Ich kenne sie, und ich, der Sohn der armen geliebten Todten, ich bin überzeugt von der Unschuld dieses jungen Mädchens."

Um dieselbe Zeit saß Lady Editha im Kings-Theater in ihrer Loge und horchte auf den Gesang der stolzen, gefeierten Königin des Gesanges, der Signora Catalani.

Lady Editha war heute von einer wunderbaren Schönheit; sie hatte sich noch reicher geschmückt wie sonst. An ihrem Hals, in ihren Ohren und um ihre Stirn flammten und blitzten die kostbarsten Edelsteine und umgossen sie wie mit Sternenglanz. Ein ganzer Himmel von Schönheit, Anmuth und Erhabenheit strahlte von ihrem reinen, edlen Angesicht ihren Bewunderern entgegen, die jetzt, da eine Pause eingetreten war und der Vorhang sich nach der ersten Abtheilung des Concerts niedergelassen, in ihre Loge eintraten.

Durch das dichte Gedränge der vornehmen Cavaliere machte Sir John Hood sich Bahn zu Lady Editha, welche auf ihrem Lehnsessel an der Brüstung saß und

den brillantenbeſetzten Fächer wie ein funkelndes Pfauenrad auf und nieder rollen ließ, während ſie mit den Herzog Hamilton, welcher vor ihr ſtand, ſich unterhielt. Sir John Hood wartete, bis in dem lebhaften Geſpräch eine Pauſe eintrat, dann näherte er ſich, um Lady Editha ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Der Herzog trat zurück, und Sir John Hood beugte ſich dicht zur Lady.

„Ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu melden, Mylady", ſagte er haſtig, „eine ſeltſame, überraſchende Neuigkeit."

„Wahrlich, Sie machen mich neugierig", erwiderte Editha mit einem ſtolzen Lächeln. „Ich glaubte nicht, daß es irgend eine Neuigkeit geben könnte, die noch überraſchend wäre. Erzählen Sie!"

„Ich komme eben aus dem Hauſe Ihrer lieben Couſine, der Lady Timbleſtick", ſagte Sir John Hood haſtig.

Editha ſchrak leiſe zuſammen und erblaßte.

„Nun", ſagte ſie dann, „iſt das die überraſchende Neuigkeit?" Sie nahm wieder ihren Fächer und ſchlug ihn in einer fieberiſchen Haſt auf und zu.

„Nein, das nicht, Milady, aber hören Sie weiter! Ich wollte Ihren Liebling Sir Arthus abholen,

um Ihnen durch das Erscheinen desselben in Ihrer Loge eine Freude zu bereiten, und ihn hierher bringen."

„Wirklich allzu gütig", sagte sie spöttisch. Doch der Fächer öffnete und schloß sich hastiger in ihren zitternden Händen. „Weiter, Sir John Hood, ich warte auf Ihre Ueberraschung."

„Sie kommt jetzt, Mylady", erwiderte er langsam. „Ich fand dort, im Hause der Lady Timblestick, Alles voll Aufregung und Entsetzen. Die Diener liefen blaß und erregt durcheinander, und als ich nach Sir Arthus fragte, da rangen sie die Hände und sagten, er sei zum Unglücke nicht anwesend. Dann, als ich weiter fragte, theilte man mir das Entsetzliche mit, was sich begeben. Eine Vergiftung, scheint es, hat stattgefunden und den Tod zur Folge gehabt."

„Wie?" rief Editha zusammenschreckend. „Solanges ist todt?"

„Solanges?" fragte Sir John Hood erstaunt. „Wer redet von Solanges? Nein, Lady Timblestick, Ihre Cousine, ist plötzlich gestorben und zwar, wie man meint, durch Vergiftung. Aber rathen Sie, wen man der That beschludigt."

Editha spielte nicht mehr mit ihrem Fächer; ihre Hände ruhten still in ihrem Schooß, ihr Angesicht war

jetzt von Purpurröthe übergossen und mit starren Blicken schaute sie Sir John Hood an.

„Rathen Sie, durch wen Mrs. Timblestick vergiftet ist", fragte Sir John Hood zum andern Male.

Sie schüttelte hastig das Haupt. „Wie kann ich das wissen", sagte sie; „Sie haben mich wirklich überrascht. Sagen Sie schnell, wer hat sie vergiftet?"

„Mademoiselle Solanges de St.-Pierre", erwiderte er feierlich.

Editha athmete hoch auf.

„Sie also lebt?" fragte sie hastig. „Sie ist nicht mit ihr gestorben?"

„Eine seltsame Frage! Mademoiselle Solanges lebt und ist verhaftet. Man wird sie als Giftmischerin anklagen!"

Wieder athmete Editha hoch auf, als ob eine Centnerlast von ihrem Herzen gefallen sei. Sie nahm wieder ihren Fächer und ließ ihn langsam auf und nieder rollen.

„Und man wird daran sehr wohl thun", sagte sie nach einer Pause. „Doch still jetzt, Sir John Hood! Sehen Sie, der Vorhang geht auf, wir werden das Wunderwerk der Schöpfung, wir werden Signora Catalani wieder hören!"

Editha blieb in ihrer Loge bis zu Ende des Con-

certs, und Sir John Hood begleitete sie zu ihrem Wagen. Dann, als die Equipage von dannen rollte schaute er ihr lange nach und nickte leise.

„Ich möchte doch wissen", sagte er, indem er selber den Heimweg einschlug, „wirklich, ich möchte doch wissen, wie Editha auf den Gedanken kam, daß Solanges gestorben sei. Ich muß dem nachforschen! Dahinter steckt ein Geheimniß, und ich muß es ergründen!"

Neunzehntes Kapitel.

Dem Gesetz war in Allem Genüge geschehen. Der Spruch der Coroners-Jury lautete: „Todt infolge einer Vergiftung."

Solanges war verhaftet und erwartete im Gefängniß des Red-Lyon-Square die Entscheidung ihres Schicksals. Ihre Sache sollte demnächst in den Old-Bailey-Sessions entschieden werden, und ganz London erwartete mit Ungeduld den Tag der öffentlichen Gerichtssitzung, und in allen Kreisen der Gesellschaft wurde das Für und Wider lebhaft erörtert. Während die Einen, namentlich Frauen, von der Schuld der Angeklagten überzeugt waren, hoben die Andern hervor, daß zu einer Vergiftung ein wohlbedachter Plan und Vorbereitungen nöthig seien, nach Allem aber, was vorliege, nur ein Zufall Mademoiselle Solanges

und Mrs. Timblestick noch einmal zusammengeführt. Nicht Solanges war es ja gewesen, welche sich der Mrs. Timblestick genähert oder sich ihr aufgedrängt hatte, sondern diese hatte sich, ohne daß Jemand vorher und am allerwenigsten Solanges selbst es wissen konnte, in die Wohnung der Comtesse begeben.

Unterdessen saß Solanges einsam in ihrer Zelle, und die Stille und Oede, welche sie umgab, ward nur in den Tagen, die seit ihrer Verhaftung vergangen waren, unterbrochen durch die Gerichtsbeamten und Ankläger, welche sich stundenlang zu ihr in die Zelle begaben, um ihr durch Kreuz- und Querfragen womöglich ein Geständniß zu entlocken.

Sie indeß antwortete auf alle Fragen mit der sanften Würde, welche seit ihrer Verhaftung sie nicht einen Moment verlassen hatte, daß sie vollkommen unschuldig an dem Tode der Mrs. Timblestick sei, und daß wahrscheinlich die furchtbare Aufregung oder der Schrecken, welcher sie ergriffen bei dem Anblick der Leiche, den Tod veranlaßt habe. Sie behauptete auch, daß, wenn der Inhalt jenes Glases selbst vergiftet gewesen, es doch keine Wirkung hätte haben können, weil Mrs. Timblestick gar nicht davon getrunken habe.

Indeß hatte die Untersuchung der Leiche durch die Aerzte stattgefunden; sie hatten den Ausspruch des

Coroners bestätigt und gesagt, es habe eine Vergiftung stattgefunden. Ueber die Gattung des Giftes aber waren die medicinischen Autoritäten im Widerspruch mit einander.

Am Abend vor dem öffentlichen Verhör klirrten, kurz nachdem der Untersuchungsrichter Solanges verlassen hatte, abermals die Riegel. Erstaunt blickte sie nach der Thür, dann ertönte ein lauter Schrei, ein Schrei der Freude und des Entzückens, und mit ausgebreiteten Armen stürzte Sir Arthus, von zwei Advocaten und dem Schließer begleitet, in die Zelle.

Solanges taumelte zurück und lehnte sich, bleich und nach Athem ringend, an die graue Wand ihres Kerkers.

„Arthus, Sie hier! Ist es möglich, Sie kommen zu mir?“

„Ja, ich komme zu Ihnen“, sagte er, vor ihr niederknieend, und ihre Hände, die matt zu beiden Seiten ihrer Gestalt niederhingen, erfassend, drückte er sie feurig an seine Lippen. „Ja, ich komme zu Ihnen, Solanges, komme, um Ihnen zu sagen, was zu sagen kaum nöthig ist, daß ich nicht einen Moment an Ihrer Unschuld gezweifelt habe. Ich komme, um im Namen Gottes und meiner Mutter Sie zu beschwören, daß Sie mir gestatten wollen, morgen als ihr Vertheidiger vor Gericht zu erscheinen.“

„Sie, Sir Arthus?“ fragte Solanges, und in ihren Augen blitzte es wie ein Strahl der Freude auf. „Sie, der Sohn der armen beklagenswerthen Todten, Sie wollen diejenige, welche des Mordes Ihrer Mutter angeklagt ist, vertheidigen und für sie öffentlich Zeugniß ablegen?“

„Ja, das will ich!“ rief er, sich von seinen Knieen erhebend. „Oeffentlich will ich Zeugniß ablegen! Vor aller Welt will ich laut Ihre Unschuld verkünden und will es bekennen vor allen Menschen, daß ich Sie liebe und daß ich niemals von Ihnen lassen werde! Gott wird mir die Kraft geben, überzeugend für Sie zu sprechen, und Gott selber wird ein Zeugniß ablegen für Sie; denn es kann nicht möglich sein, daß er die Unschuld sterben läßt!“

„O mein Herr“, sagte Solanges mit einem traurigen Lächeln, „es sind Edlere als ich verurtheilt worden, und Gott hat es gelitten! Möge es kommen, wie es ihm gefällt!“

„Nein, es kann und es darf nicht sein!“ rief Arthus leidenschaftlich. „Wir werden Mittel finden, Sie zu retten! Und wenn auch Alles gegen Sie zeugt, mein Herz und mein Gewissen zeugen für Sie, und für Sie spricht Ihr reines, edles, schönes Antlitz!“

„Wollen Sie uns“, nahm jetzt einer der Advo-

caten das Wort, „wollen Sie uns noch einmal eine ganz genaue Erzählung Alles deſſen, was ſich begeben hat, hören laſſen. Faſſen Sie ſich ſo ruhig als möglich! Vergeſſen Sie auch den kleinſten Umſtand nicht!“

„Ich bin ruhig“, erwiderte Solanges ſanft, „ich bin ruhig und beſonnen, und Sie ſollen Alles hören, ſo, wie ich es nach beſter Ueberzeugung weiß.“

Sie ließ ſich auf einem Holzſchemel nieder und bat mit einer Handbewegung und nicht ohne ein ſchmerzliches Lächeln die Herren, auf der Bank an der Wand gegenüber Platz zu nehmen.

Solanges erzählte nun ſchlicht und ruhig Alles, was ſich ſeit dem Momente, da ſie das Haus der Mrs. Timbleſtick verließ, begeben hatte, erzählte, wie ſie, nach Hauſe gekommen, ihren Vater ſterbend gefunden und darum eilends nach dem Arzt geſchickt habe und wie —

„Ich bitte einen Moment“, rief Arthus, ſie plötzlich unterbrechend. „Sagten Sie nicht eben, Solanges, daß Ihr Vater noch nicht todt geweſen, als Sie zu ihm eintraten?“

„Ich ſagte, was ich ſchon früher immer geſagt habe“, erwiderte Solanges ruhig, „mein Vater ward ſchon wenige Minuten nach meinem Kommen von dem Herzkrampf befallen. Ich ſchickte nach einem Arzt,

und in demſelben Momente, als dieſer eintrat, erfolgte der Tod.“

„Was that Ihr Vater in dem Augenblick, als Sie zu ihm kamen?“ fragte Arthus, die Blicke feſt auf ſie geheftet.

Solanges erröthete und ſchwieg einen Moment.

„Nun, ich bitte Sie, beſinnen Sie ſich“, rief Arthus in erregtem Tone, „vielleicht hängt an dieſem Momente Ihre ganze Zukunft. Was that Ihr Vater, als Sie eintraten?“

„Er ſprach lebhaft und erzürnt“, ſagte Solanges.

„Er ſprach?“ fragte einer der Advocaten. „Mit wem ſprach er?“

Solanges zögerte einen Moment und dann mit niedergeſchlageneu Augen und leiſer Stimme antwortete ſie: „Mit dem Marquis von St.-Juſte.“

„Wer iſt das?“ fragte Arthus heftig. „Warum haben Sie bis jetzt dieſen Namen nicht genannt?“

„Weil er mir unwichtig erſchien“, ſagte Solanges, „weil dieſer Mann in gar keiner Verbindung ſteht mit der Unterſuchung, der man mich unterworfen.“

Die beiden Advocaten waren aufgeſtanden und näherten ſich ihr.

„Ich bitte Sie, Solanges“, rief Arthus eifrig, „laſſen Sie uns Alles wiſſen! Der kleinſte Um-

ſtand iſt von der höchſten Wichtigkeit. Wer iſt der Marquis von St.-Juſte und was hatte er bei Ihrem Vater zu thun?“

„Der Marquis von St.-Juſte war ein Freund meines Vaters“, ſagte ſie mit zögernder Stimme und ſchlug wieder die Augen nieder. „Mein Vater liebte ihn und wünſchte, daß ich mich mit ihm vermählen ſollte.“

„Dieſer Marquis liebt Sie alſo, er hat um Ihre Hand geworben?“ fragte Arthus eifrig.

„Er hatte um meine Hand geworben“, erwiderte ſie.

„Und Sie, Mademoiſelle, Sie erwiderten dieſe Liebe?“

„Nein“, ſagte ſie ruhig, „ich erwiderte ſie nicht.“

„Man zwang Sie alſo! Ihr Vater wollte grauſam genug ſein, Sie wider Ihren Willen zu vermählen?“

„Nicht wider meinen Willen, denn ich war willens, mein Herz, mein Lebensglück meinem kranken Vater zu opfern. Ich erklärte mich bereit, die Gemahlin des Marquis von St.-Juſte zu werden; nur machte ich die Bedingung, daß erſt nach einem Jahre unſere Verbindung ſtattfinden ſolle.“

„War das, bevor Sie in das Haus meiner

Mutter traten?“ fragte Arthus in heftiger Erregung.

„Ja, es war vorher.“

„Und der Marquis von St.-Juste litt, daß Sie dies thaten, und widerstrebte Ihnen nicht, als Sie das Haus Ihres Vaters verlassen wollten?“

„Ich fragte ihn nicht um seine Zustimmung“, erwiderte Solanges stolz. „Ich verließ das Haus meines Vaters, ohne Jemand um Rath zu fragen, ich verließ es sogar gegen den Wunsch meines Vaters.“

„Und wie kam es, daß der Marquis Sie niemals aufsuchte, daß er nie in das Haus meiner Mutter kam, Sie zu sehen?“ fragte Arthus.

„Weil ich es ihm verboten hatte“, entgegnete sie. „Sie wissen, ich verbrachte jeden Sonntag bei meinem Vater, und da dieser es wünschte, traf ich dort auch jedesmal den Marquis von St.-Juste.“

„Er kam auch sonst zu Ihrem Vater?“ forschte Arthus.

„Ja, er sah ihn alle Tage und verbrachte viele Stunden bei ihm; denn mein Vater liebte ihn, wie gesagt, liebte ihn wie einen Sohn.“

„Und dennoch sagen Sie, Solanges, daß, als Sie bei Ihrem Vater unerwartet eintraten, Sie ihn im Wortwechsel mit dem Marquis betrafen?“

„Es war ſo, wie ich es erzählt habe.“

„Und erfuhren Sie nicht die Veranlaſſung des Streites?“

„Ja, ich erfuhr ſie“, ſagte ſie nach einer Pauſe. „Ich habe Ihnen verſprochen, die Wahrheit zu ſagen, und ich will es thun! Mein Vater hielt einen Brief in ſeiner Hand, als ich eintrat, und wollte mir denſelben zeigen. Doch der Marquis entriß ihm das Papier und entfernte ſich damit. Meines Vaters letzte Worte aber waren: „Solanges, der Marquis iſt verheirathet!““

„Ah, er iſt verheirathet!“ rief Arthus, und ein Strahl der Freude zuckte ſelbſt in dieſem ernſten und feierlichen Augenblicke über ſein Antlitz. „Er iſt verheirathet und alſo ſind Sie frei!“

„Ja“, ſagte ſie mit einem matten Lächeln, „obwohl im Gefängniß, bin ich doch frei. Frei, um mein Haupt auf das Blutgerüſt legen und als eine Verbrecherin ſterben zu können!“

„Und weiter?“ fragte einer der Advocaten mit lebhafter Aufmerkſamkeit. „Erhielten Sie weiter keine Botſchaft von ihm? Kam er nicht zu Ihnen, um ſich vor Ihnen zu rechtfertigen?“

„Nein, ich habe nichts weiter von ihm vernommen.“

„Wir müſſen dieſen Marquis aufſuchen“, rief

Arthus. „Dies ſcheint mir für den Augenblick das Wichtigſte zu ſein.“

Die Advocaten gaben ihm Recht und erklärten ſich bereit, ihn bei ſeinen Nachforſchungen zu unterſtützen. Solanges wußte, daß der Marquis zuletzt in Harley-Street gewohnt habe.

„Ja, wir verlaſſen Sie jetzt, Solanges“, ſagte Arthus, „aber vorher wiederhole ich Ihnen, daß ich Sie liebe, daß ich für Sie leben und, wenn es ſein muß, mit Ihnen ſterben will! Jetzt, meine theure, meine angebetete Solanges, jetzt begreife ich Ihre Kälte, Ihre Zurückhaltung! Sie ſtießen mich von ſich, grauſam und mitleidslos, wie es mir ſchien, doch Sie thaten es in der ernſten und ſtrengen Erfüllung Ihrer Pflichten. Sie waren nach dem Willen Ihres Vaters verlobt mit einem Andern; o, jetzt leſe ich deutlich in Ihrem reinen Herzen, und ich beſchwöre Sie bei meiner innigen Liebe, ſagen Sie mir, daß ich recht geleſen, daß Sie, wenn Sie nicht verlobt geweſen wären, minder ernſt, minder ſtreng mich zurückgewieſen hätten. Nicht wahr, ſo iſt es? Ach, ſagen Sie mir nur ein einziges beſtätigendes Wort! Oder nein, ſagen Sie nichts, geben Sie mir nur mit einem leiſen Neigen Ihres Hauptes ein Zeichen! Ich will dann, geſtärkt und froh und muthig von dannen gehen, und es wird

mir morgen gelingen, in der festen Ueberzeugung Ihrer Unschuld zu sprechen mit eines Engels Stimme."

Er hatte ihre Hand ergriffen und sah ihr flehend ins Auge, und Solanges entzog ihm ihre Hand nicht, ihr Blick begegnete dem seinigen, ein Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie neigte das Haupt.

Er stieß einen lauten Freudenschrei aus, und seine Arme leidenschaftlich um Solanges schlingend, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen.

„Nun lebe wohl, theure Solanges, meine angebetete Braut! Morgen spreche ich für Dich, morgen errette ich Dich oder sterbe ich mit Dir!"

Am andern Morgen fand die öffentliche Gerichtssitzung statt. In der Frühe schon drängten sich zu den Pforten von Newgate die Neugierigen. Der große Sitzungssaal war dicht besetzt. Auf ihren hochlehnigen Stühlen saßen die zwölf Männer der Jury, neben ihnen der öffentliche Ankläger, die Richter mit ihrem Präsidenten und diesen gegenüber, auf einer kleinen Erhöhung, hatten die Vertheidiger, Sir Arthus und die beiden Advocaten, ihre Plätze eingenommen.

Der Präsident befahl, die Angeklagte hereinzuführen.

Eine athemlose Stille trat ein. Nun knarrte die Thür, und die Gefangene erschien in derselben. Sie

war einfach schwarz gekleidet, ihr dunkles Haar hing in dichten Locken um ihr bleiches schönes Angesicht, ihre Augen waren mit einem ruhigen und festen Blick auf den Präsidenten gerichtet, der laut ihren Namen rief. Auf ein Zeichen seiner Hand ließ sie sich auf den Sessel niedergleiten.

Ein Gemurmel des Beifalls durchrauschte den Saal, und eine Stimme im Zuschauerraum rief: Sie ist unschuldig!"

Solanges bebte in sich zusammen! Purpurröthe übergoß ihre Wangen, und wie von Entsetzen ergriffen, schaute sie in den Zuschauerraum. Suchend schweiften ihre Blicke umher und hefteten sich dann auf das bleiche Männergesicht, das ihr mit einem flehenden, sehnsuchtsvollen Ausdruck zugewandt war. Sie schüttelte stolz ihr Haupt und wandte den Blick wieder ab von ihm und auf den Präsidenten.

Die Anklage wurde jetzt verlesen. Je weiter man in der Darstellung der ganzen Sachlage kam, desto mehr verdüsterte sich das Angesicht der Vertheidiger der Angeklagten.

Sie fühlten die ganze Schwere der Anklage, sie wußten, daß sie gar keine Mittel in Händen hatten, um jene zu widerlegen; denn auch ihre letzten Hoffnungen waren vergeblich gewesen. Sie hatten, nachdem

sie Solanges verlassen, sich sofort in die von ihr angegebene Wohnung des Marquis begeben. Aber man hatte ihnen dort gesagt, daß der Marquis von St.-Juste vor vier Tagen plötzlich seine Wohnung verlassen, habe und daß man nicht wisse, wohin er sich begeben.

Vergeblich hatte Arthus Alles aufgeboten, um die neue Wohnung des Marquis zu erforschen; der Marquis schien verschwunden.

Es folgte das Verhör der Zeugen, zunächst der Diener und Dienerinnen, welche Mrs. Timblestick bei ihrer Rückkehr gesehen. Auch der Portier des Hauses, in welchem der alte Graf gewohnt und wohin Mademoiselle Solanges sich begeben, ward vorgefordert, und mit jedem neuen Zeugniß schien der Verdacht mehr und mehr sich zu bestätigen.

Das Resultat der ärztlichen Untersuchungen wurde mitgetheilt. Demzufolge war der Tod durch Vergiftung erfolgt und zwar mittels eines Giftes, das selten zur Anwendung komme, weil es zu den geheimen, schwer zu erreichenden, tödtlichen Giften gehöre. Es fänden sich daher auch im Magen keine Anzeichen des Giftes, nur der Kopf, die Nase und die Lippen zeigten die Spuren von Vergiftung, welche infolge einer Störung der Gehirnnerven erfolgte. Eine ungeheure Bewegung

durchrauſchte den Saal und die Zuſchauerräume, und in ihrer lebhaften Neugierde erhoben ſich alle von den Sitzen, um die Gefangene zu ſehen und zu beobachten, welchen Eindruck die Ausſage der Aerzte auf ſie gemacht.

Dann wieder trat athemloſe Stille ein, denn Sir Arthus begann ſeine Vertheidigungsrede.

Aber wie beredt auch ſeine Worte waren und mit welcher leidenſchaftlichen Innigkeit er auch erklärte, daß er, der Sohn der Gemordeten, von der Unſchuld der Angeklagten überzeugt ſei, ſo ſchienen doch ſeine Worte weder auf die Richter noch auf die Mitglieder der Jury Eindruck zu machen.

Er fühlte das, während er ſprach, fühlte, daß er der furchtbaren, belaſtenden Anklage ja keine Beweisgründe der Unſchuld entgegenzuſetzen habe, daß Alles gegen ſie ſprach, nichts für ſie zeugte!

Nur der eine Umſtand war für ſie ein günſtiger, daß Solanges nicht hatte vorher wiſſen können, daß Mrs. Timbleſtick zu ihr kommen und ihr dadurch die Gelegenheit bieten werde, ſich zu rächen. Denn als Rache hatte der Ankläger die That bezeichnet, Rache für die beleidigende Behandlung, welche Mademoiſelle Solanges von Mrs. Timbleſtick erfahren habe.

Nach der Vertheidigungsrede des Sir Arthus erhob ſich der Ankläger und ermahnte die Jury nach

Recht und Geſetz, ſich nicht beirren zu laſſen von den Worten des Vertheidigers, ſondern ruhig und beſonnen die Thatſachen zu erwägen.

Mrs. Timbleſtick habe im Zorne in ihrem eigenen Hauſe Mademoiſelle Solanges ſo tief gekränkt, daß dieſe ſofort das Haus verließ. Sie habe die Juwelen der Mrs. Timbleſtick mitgenommen, ob aus Verſehen oder mit Vorbedacht, bliebe der Erwägung der Jury anheim gegeben. Vielleicht habe Mademoiſelle Solanges die Diamanten eben deshalb mit ſich genommen, um dadurch Mrs. Timbleſtick zu bewegen, zu ihr zu kommen und ihr koſtbares Eigenthum zurückzufordern.

Mrs. Timbleſtick ſei vergiftet worden. Sie habe ſelbſt auf ihrem Sterbebette vor ihrem Rechtsanwalt und andern Zeugen ausgeſagt, daß ſie von Mademoiſelle Solanges vergiftet worden ſei.

Die Leichenſchau-Jury habe ſich hierauf ſofort in die Wohnung der Mademoiſelle Solanges begeben und die Flaſche und das Glas vorgefunden, deren Inhalt von Aerzten unterſucht und als Gift erkannt worden ſei. Ferner habe man jetzt in dem Körper der Gemordeten die Symptome einer Vergiftung gefunden. Der königliche Ankläger beſchwor nun die Jury, unbeirrt ihr Urtheil zu fällen und mit ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewiſſen allein ſich zu berathen.

Die zwölf Männer der Jury erhoben sich, und unter dem tiefen, athemlosen Schweigen der Versammlung schritten sie durch den Saal nach dem Berathungszimmer, dessen Thür sich hinter ihnen schloß.

Der Beamte des Gesetzes öffnete die kleine Thür, welche von der Zelle der Angeklagten in das vor derselben gelegene Gemach führte.

Mademoiselle Solanges erhob sich, und mit einem Anstand und einer Haltung, wie sie nur die Würde des reinen Bewußtseins verleihen konnte, verließ sie den Saal.

Sir Arthus lehnte in furchtbarer Aufregung sich zurück in den Sessel, die beiden Advocaten, die ihm zur Seite saßen, neigten sich zu ihm und sprachen leise zu ihm: „Seien Sie gefaßt, Sir Arthus, Sie haben das Ihrige gethan, und Ihr Gewissen muß Ihnen genügen, wenn auch die Jury anders sprechen wird, wie Sie zu hoffen wagen."

„Mögen Sie es", sagte er athemlos. „Wenn man sie zum Tode verdammt, so verdammt man auch mich. Ihr Leben wird mein Leben, ihr Tod der meine sein."

In den Reihen der Zuhörer, auf den aufsteigenden Bänken der Tribüne sprach und flüsterte man mit einander. Diejenigen, welche der Angeklagten wohl-

wollten, nahmen eine traurige, ängstliche Miene an, weil die Thatsachen mächtiger sprächen als ihre Ueberzeugung von der Unschuld der Angeklagten, und meinten, daß die Jury sicherlich Solanges verurtheilen werde.

Einer hatte das achtlos zu dem hinter ihm sitzenden Freunde gesagt, und seine Worte waren nicht so leise gewesen, daß sie nicht auch von dem, welcher neben dem Freunde saß, von dem bleichen jungen Manne, dessen Augen vorher denen der Angeklagten begegneten, gehört worden wären.

Er schauderte in sich zusammen, ein tiefes Aechzen drang aus seiner Brust hervor und hastig griff er mit der Hand in seine Brusttasche. Als er seine Hand wieder hervorzog, war sie nicht leer. Ein kleines Fläschchen hielt er krampfhaft in dieser Hand gefaßt, und er schaute auf dasselbe nieder mit einem Ausdruck von Entsetzen und verzweiflungsvoller Qual.

„Es muß sein!“ sagte er leise zu sich selbst. „Es ist das letzte Mittel. Es muß sein. Wenn sie sie verurtheilen, dann —“

Die Thür zu dem Zimmer der Geschworenen öffnete sich wieder, und die Jury nahm wieder ihre Plätze ein. Der Vorsitzende derselben erhob sich von seinem Sessel und mit lauter feierlicher Stimme begann er zu sprechen:

„Mit zehn gegen zwei Stimmen haben die Geschworenen die Angeklagte des ihr zur Last gelegten Verbrechens für schuldig erklärt, aber ihr Verdict —"

Ein lauter, furchtbarer Schrei unterbrach ihn.

Man sah einen todbleichen Mann sich aus dem Zuschauerraum erheben und hastig mit der Hand den Geschworenen winken.

„Schweigt! Schweigt! Ich habe für ihre Unschuld zu zeugen. Erwartet mein Zeugniß. Ich komme, Solanges, ich komme!"

Wenige Sekunden später stand derselbe der Jury gegenüber.

„Ich komme, Zeugniß abzulegen für die Unschuld der Mademoiselle Solanges de St.-Pierre", rief er mit lauter, tönender Stimme.

„Um das Zeugniß zu empfangen, müssen wir zuerst wissen, wer Sie sind und mit wem wir es zu thun haben", sagte der Präsident mit stolzer Würde.

„Ich bin der Marquis von St.-Juste", erwiderte der Andere ruhig. „Fragen Sie Mademoiselle Solanges, ob es so ist."

„Auch ich", sagte Sir Arthus, indem er sich mit den ihm zur Seite sitzenden Advocaten erhob, „ich fordere, diesen Zeugen anzuhören. Wir haben ihn

die ganze Nacht geſucht, um ihn als Zeugen vernehmen zu können. Jetzt verlange ich, daß er gehört werde."

Der Präſident wandte ſich den beiſitzenden Richtern zu und ſprach leiſe zu ihnen, dann heftete er den Blick auf Sir Arthus.

„Der Gerichtshof hat beſchloſſen, den Zeugen zu hören, vorausgeſetzt, daß er ſich legitimiren kann, daß er wirklich derjenige iſt, für den er ſich ausgibt."

Der Marquis zog mit bebenden Händen einige Papiere aus ſeiner Bruſttaſche hervor und überreichte ſie dem Präſidenten.

„Hier, mein Herr, ſind meine Papiere, die Zeugniſſe meines Namens und meines Herkommens. Leſen Sie."

Der Präſident las ſie eilends und neigte dann das Haupt.

„Die Papiere ſind richtig. Und nun, mein Herr, was führt Sie her und was haben Sie zu ſagen?"

Vergeben Sie, wenn ich in Allem, was ich zu ſagen habe, mich kurz faſſen muß, denn es bleibt mir nicht viel Zeit übrig, um zu ſprechen", ſagte der Marquis, jetzt hoch aufathmend, nach einer kurzen Pauſe. „Ich habe Mademoiſelle Solanges de St.-Pierre ſeit Jahren geliebt. Ja, ich habe ſie angebetet von dem

Tage an, da ich in Paris das Glück hatte, sie mit ihrem Vater zu befreien und mit ihr der Guillotine zu entfliehen. Ich hatte das Glück, mit Mademoiselle Solanges und ihrem Vater zusammen nach England zu gehen. In London ließen wir uns nieder und haben dort Jahre lang in inniger Freundschaft mit einander gelebt. Der Graf liebte mich, doch seine Tochter theilte zu meinem tiefen Unglück dies Gefühl nicht. Dennoch in meiner glühenden Leidenschaft wagte ich es, immer noch auf die Zukunft zu hoffen. Und vor wenigen Monaten ging ich so weit, den Grafen um die Hand seiner Tochter anzuflehen. Er bewilligte sie mir und in seiner thörichten Vorliebe für mich war er so hart und grausam, von seiner Tochter zu begehren, daß sie meine Hand annehme und sich meine Braut nenne. Sie weigerte sich anfangs dessen, dann in ihrer engelsgleichen Güte und in ehrfurchtsvollem Gehorsam gegen ihren Vater beugte sie sich seinem Willen und versprach, nach einem Jahr die Meine zu werden, auch sich bis dahin als meine Braut zu betrachten. Unglückliche Umstände, die nicht mich, sondern ihren Vater betrafen, veranlaßten Mademoiselle Solanges dann, plötzlich die Wohnung ihres Vaters zu verlassen, und sie ward die Gesellschafterin der Mrs. Timblestick. Eines Tages, als ich den Grafen besuchte, empfing er mich mit zor-

niger Stimme, mit heftigen Vorwürfen und ich ſah, daß er Alles wußte. Und ich muß es jetzt bekennen, und möge Mademoiſelle Solanges mir vergeben und möge Gott Gnade mit mir haben, ja, ich muß es bekennen, er wußte die Wahrheit, wußte, daß ich verheirathet war. Ja, meine Herren, die Liebe, die Leidenſchaft hatte mich zu dieſem elenden Betrug verleitet. Ich wußte, daß der Graf von meiner frühern Verheirathung nichts erfahren hatte. Ich wollte heimlich eine Scheidung von der ungeliebten Frau zu Stande bringen. Dann, ſo hatte ich beſchloſſen, wollte ich meine Religion ändern, um die Freiheit und das Recht zu haben, mich zu verheirathen. Irgend Jemand war vielleicht von meiner Frau beauftragt worden, mir und meinem Leben hier in London nachzuſpüren, weil ich die Scheidungsklage in Frankreich eingeleitet hatte, und meine Frau war es geweſen, welche den Grafen durch einen Brief von der Sachlage unterrichtete. Der Graf von St.-Pierre war ohne Erbarmen. Ich beſchwor ihn, ſeine Tochter nichts wiſſen zu laſſen, mir Zeit zu gönnen, um Alles zu ordnen, doch mein Bitten und Flehen war vergebens, er war unnachſichtig, hart und ſtreng; ich erlangte nur von ihm, daß er mit ſeiner Erklärung gegen Solanges bis zum nächſten Sonntag, wo ſie zu ihm kommen würde,

warten wollte. Ich verlangte dies, weil ich in meiner Verzweiflung zum Aeußersten greifen wollte, um mein Geheimniß zu sichern, damit Mademoiselle Solanges es nicht erführe. Ich wußte, daß der Graf zuweilen von einem tödtlichen Leiden befallen würde. Der Arzt selber hatte Mademoiselle Solanges gesagt, daß, wenn infolge irgend einer heftigen Aufregung ihr Vater wieder vom Herzkrampf befallen würde, dies seinen Tod zur Folge haben könnte. Der Arzt hatte ihm für den Fall, daß der Herzkrampf oder irgend eine Beängstigung ihn ergriff, einen beruhigenden Trank verordnet, von welchem er morgens und abends regelmäßig trinken sollte. Darauf baute ich meinen Plan. Dieser Trank war eine milchweiße Flüssigkeit. Ich verschaffte mir eine Flasche, ganz der ähnlich, in welcher die Arznei des Grafen sich befand. Ich braute einen Trank von Milch und Wasser und Orangensaft, ganz im Geruch dem gleich, welchen die Flasche des Grafen enthielt. Nur —" er schwieg und schauderte in sich zusammen, dann raffte er sich mit einer letzten Kraftanstrengung wieder auf — „nur daß ich zu dieser Flüssigkeit noch eine andere Ingredienz hinzufügte, daß ich sie mit Arsenik versetzte. Das furchtbare Wort ist gesprochen, und jetzt muß ich um einen Moment der Ruhe und Erholung bitten!"

Wieder ſchauderte ſeine ganze Geſtalt in ſich zuſammen, ſeine Hände ſchloſſen ſich, und ein krampfhaftes Beben und Zittern durchrieſelte ſeine Glieder.

In dem Saale herrſchte immer noch Todesſtille. Bleich waren alle Geſichter, ſtarr alle Blicke hingerichtet auf den Marquis. Nach einer Weile richtete er das Haupt wieder empor und mit einer Stimme, die hohl und klanglos war, fuhr er fort:

„In der Frühe des nächſten Morgens ging ich, die Flaſche in meiner Bruſttaſche verbergend, in die Wohnung des Grafen. Er lag noch in ſeinem Bette. Die Vorhänge waren zugezogen; er ſchlief. Haſtig näherte ich mich dem Tiſch, und es gelang mir, ohne ihn zu erwecken, die beiden Flaſchen zu vertauſchen. Ich ſteckte die andere Flaſche zu mir, dann weckte ich ihn. Ich wollte noch einen letzten Verſuch machen, ich wollte noch einmal ihn beſchwören, Gnade zu üben und mein Geheimniß zu bewahren. Dann, wenn er es mir verſprach, wenn er mir mit dem Wort eines Edelmannes ſchwor, Mademoiſelle Solanges nichts ahnen zu laſſen, dann wollte ich, wie durch Zufall, die andere Flaſche von dem Tiſche herabſtoßen, ich wollte ihn nicht tödten, wenn er gelobte, mich zu ſchonen. Doch er war ohne Erbarmen. Er zeigte mir den verhängnißvollen Brief. Man nannte ihm in dem-

ſelben den Namen meiner Frau, den Tag meiner Vermählung, man ſagte ihm, wo meine Frau wohne und daß ſie nimmer einwilligen werde, ſich von mir ſcheiden zu laſſen. Während ich ihn beſchwor, mir jenen Brief zu geben, damit ich ihn zerreiße, kündigten ſich bei ihm die erſten Symptome ſeines Leidens an. In ſeiner Beängſtigung erhob er ſich von dem Lager, warf den Schlafrock über und ſetzte ſich auf den Lehnſeſſel vor ſeinem Bett. Der Krampf aber ward heftiger. Er wollte den Beruhigungstrank nehmen, aber ſeine Hände zitterten ſo ſehr, daß ſie die Flaſche nicht zu halten vermochten. Da hatte ich den furchtbaren Muth, ſelber ihm das Glas zu füllen und es ihm darzureichen. Er trank und gelobte mit feierlichem Schwur, daß er noch heute Mademoiſelle Solanges benachrichtigen, daß er ſie rufen laſſen werde, um ſie jenes anklagende Schreiben leſen zu laſſen. Mit lauter Stimme rief er den Namen ſeiner Tochter. Da — Gott ſelber war es, der ſie herbeigerufen — da öffnete ſich die Thür, und Mademoiſelle Solanges trat ein."

Wieder ſchwieg er und lehnte matt das Haupt zurück in den Seſſel.

Der Präſident wandte ſich wieder der Angeklagten zu.

„Verhält es ſich ſo?"

„Ja, mein Herr", erwiderte ſie.

Der Marquis fuhr fort: „Als ich nach jener Scene in meine Wohnung heimkehrte, raffte ich alle meine Sachen zuſammen und begab mich nach einer andern Gegend von London, um dort Quartier zu ſuchen. Ich wußte ja, daß mein furchtbares Mittel ſeine Wirkung thun würde, und obwohl ich hoffte, daß man den ſchnellen Tod des Grafen ſeinem Herzkrampf zuſchreiben würde, ſo wollte ich doch in jedem Falle geſichert ſein. Unter einem fremden Namen begab ich mich nach einem Boarding-Houſe der City. Dort verblieb ich dieſe drei Tage. Dort vernahm ich, was ſich begeben und daß man Mademoiſelle Solanges angeklagt habe. Doch wollte ich der Gerichtsſitzung beiwohnen und feſt entſchloſſen kam ich hierher, daß, wenn es in meiner Macht ſtände, die Unſchuld der Mademoiſelle Solanges zu bezeugen, ich es thun wolle um jeden Preis, auch um den Preis meines eigenen Lebens. Ich hatte von der Anklage gehört und ich allein konnte mir zuſammenreimen, was für jeden Andern unverſtändlich war. Ich konnte begreifen, daß Mademoiſelle Solanges nichts ahnend zur Mörderin von Mrs. Timbleſtick geworden. In dieſer Ahnung bewaffnete ich mich ſelbſt mit dem, was mir noththat für den Fall, daß ich gezwungen werden

möchte, die Wahrheit zu bekennen, bewaffnete mich mit dem Mittel, welches mich jetzt bald von hinnen führen wird. Ich habe Gift genommen, und ich fühle, es geht zu Ende. Meine Herren, jenes Gift, welches ich für den Vater bestimmt hatte, damit er mein unseliges Geheimniß der Tochter nicht verrathen könne, ward arglos von der Tochter der unglückseligen Frau gereicht, welche zu ihr kam, um von ihr ihre Brillanten zu fordern. — Nun, meine Herren, wissen Sie Alles, und nun, Mademoiselle Solanges", fuhr er fort, indem er mit der letzten Kraftanstrengung sich erhob und zu der Zelle herantrat, in welcher Solanges saß, „nun beschwöre ich Dich, Du edles theures Wesen, gehe nicht ins Gericht mit mir. Sprich ein Wort der Gnade und des Erbarmens, damit ich, von Dir begnadigt, vor den ewigen Richter treten kann. Sage mir, daß Du mir verzeihen willst, daß Du —"

Das Wort erstarb auf seinen Lippen, und taumelnd stürzte er zu Boden. Die Gerichtsdiener eilten herbei, um ihm aufzuhelfen. Vergebens! Ein letztes krampfhaftes Umsichgreifen der Hände, ein Todesröcheln, und Alles war vorbei.

Nach einer längern Pause erhob sich der Präsident und sprach: „Der Verstorbene, der Marquis von St.-Juste, unterbrach mich, da ich Ihnen eben den

Ausſpruch der Jury mittheilen wollte. Die Geſchworenen haben entſchieden, daß die Unterſuchung der Leiche fortgeſetzt werden ſoll. Auch haben die Aerzte nicht auf dieſen Ausſpruch gewartet, ſondern ſind in ihren Unterſuchungen fortgefahren, und ich erhalte ſo eben eine Botſchaft von denſelben. Sie beſtätigen es mit ihrem Eid, daß die Timbleſtick nicht mit Arſenik vergiftet, ſondern daß die Vergiftung durch Blauſäure oder ein anderes ähnliches Gift bewirkt worden ſei. Demgemäß iſt die Vergiftung der Timbleſtick nicht durch den Trank, welchen der Verſtorbene, der hier vor uns liegt, für den Grafen von St.-Pierre beſtimmt hatte, bewirkt worden, ſondern auf andere Weiſe. Aufs neue erhebe ich im Namen des Geſetzes die Anklage gegen Mademoiſelle Solanges von St.-Pierre. Sie bleibt in Haft und wir werden morgen die Unterſuchung fortſetzen. Es iſt außerdem noch eine Zeugin aufgefunden worden, deren Zeugniß von der höchſten Wichtigkeit ſein kann. Das iſt die Kammerjungfer der Mademoiſelle Solanges, welche in ihren Dienſten war, ſolange ſie ſelbſt ſich im Hauſe der Mrs. Timbleſtick befand. Sie hat ſich ſelbſt als Zeugin gemeldet, und wir werden ſie morgen vernehmen. Die Sitzung iſt aufgehoben und wird morgen fortgeſetzt.“

Zwanzigſtes Kapitel.

„Sir John Hood, Mylady!“

Das Auge Lady Editha's blitzte auf in Unwillen und Zorn.

„Habe ich Dir nicht geſagt, daß ich heute Niemand ſprechen will, Niemand annehmen kann?“

„Ja, Mylady, und ich habe es auch Sir John Hood geſagt, aber er will ſich durchaus nicht abweiſen laſſen. Er ſagt, er habe Mylady in ſehr wichtigen und dringenden Angelegenheiten zu ſprechen.“

Sie ſchrak leiſe zuſammen und winkte, Sir John Hood einzulaſſen.

Dann, als ſie allein war, trat ſie zum Spiegel und warf einen haſtigen Blick auf ihr eigenes Bild.

„Ruhig, Editha, ruhig“, ſagte ſie zu ſich ſelbſt.

Und als Sir John Hood eintrat, war ihr Ange-

ſicht wieder ſo kalt und ſtolz, wie er es zu ſehen gewohnt war.

„Wirklich, Sie ſind unvergleichlich", ſagte ſie, mit kaltem Hohn ihn begrüßend. „Man ſagt Ihnen, daß ich krank und leidend ſei, und Sie haben gar kein Mitleid und kein Erbarmen, ſondern beſtehen darauf, mir Ihre Geſellſchaft aufzudringen."

„Ja, ich beſtehe darauf", ſagte Sir John Hood, ihre Hand, welche ſie ihm nicht darreichte, ergreifend und an ſeine Lippen drückend. „Ja, meine allerſchönſte und gnädigſte Fürſtin, ich beſtehe darauf, Sie zu ſprechen, und ich bitte, daß Sie mir erlauben wollen, mich zu Ihnen zu ſetzen. Denn wir werden wahrſcheinlich eine lange Converſation haben."

Sie ſah ihn befremdet an. Es war etwas in ſeinem Ton und ſeiner Weiſe, was ihr mißfiel, eine kleine Nüance von Vertraulichkeit, ja von Geringſchätzung, die Sir John Hood ſie früher niemals hatte fühlen laſſen.

„Ich komme zuerſt, um Ihnen mein Bedauern auszudrücken, Mylady", ſagte Sir John Hood, nachdem er Lady Editha zu der Chaiſe longue geführt und neben ihr auf einem Seſſel Platz genommen hatte. „Man erzählte mir im Club, Ihr Vater, Lord Pembroke, habe geſtern Nacht in ſeinem Spielſalon ein

kleines Rencontre gehabt. Man habe ihn des falschen Spiels bezichtigt, und auch Sie seien in den Streit gezogen worden. Ich bin trostlos, daß ich gerade diese Nacht nicht im Spielzimmer war", fuhr Sir John Hood fort. „Ich, das glauben Sie mir, Lady Editha, ich würde Sie beschützt haben, und Niemand hätte gewagt, Sie in meiner Gegenwart zu beschimpfen. Aber leider war ich diese Nacht verhindert, zu erscheinen, denn ich war anderweitig beschäftigt. Wissen Sie, womit?"

„Ich weiß es nicht, Sir John Hood", erwiderte sie kalt. „Ich gestehe Ihnen auch, daß ich durchaus nicht neugierig bin, es zu erfahren."

„Aber ich bin begierig, es Ihnen zu sagen", lächelte Sir John Hood. „Ich war mit Ihnen beschäftigt, Lady Editha."

„Mit mir?" fragte sie erstaunt.

Sir John Hood nickte.

„Mit Ihnen, und ich will Ihnen sagen, was ich that. Ich war beschäftigt mit den Vorbereitungen zu unserer Abreise."

„Unserer Abreise?" wiederholte Lady Editha. „Wirklich, Sir John Hood, ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verstehen", sagte er, sich leicht verneigend. „Hören Sie, Lady Editha. Haben

Sie schon in Ihrer Morgenzeitung den Bericht über die gestrige Gerichtsverhandlung gelesen?"

„Nein", erwiderte sie ruhig. „Ich werde ihn auch nicht lesen und ich bitte Sie, sprechen Sie mir von dieser Sache nicht. Ich verabscheue die Gerichtsverhandlungen immer, aber in diesem Falle würden sie mir schmerzlich sein."

„Doch Sie müssen davon hören", erwiderte Sir John Hood lebhaft. „Ich war gestern Zeuge der Verhandlungen und war auch heute bei denselben anwesend. Ich komme eben aus dem Gerichtssaal, Lady Editha. Die Verhandlungen sind noch nicht beendet, doch hielt ich es für nothwendig, sogleich zu Ihnen zu kommen."

„Zu mir? Und was habe ich mit dieser Sache zu schaffen?" fragte Editha, stolz das Haupt emporwerfend.

„Es handelt sich um Ihre Zukunft, Lady Editha, verstehen Sie mich wohl, vielleicht um Ihr Leben."

Sie schrak zusammen und warf einen raschen Blick voll Entsetzen und Angst auf Sir John Hood; dann nahm ihr Antlitz wieder seine gewohnte Ruhe und Kälte an.

„Nun denn, ich will Sie hören", sagte sie.

Und Sir John Hood erzählte ihr jetzt die ganzen

Verhandlungen des gestrigen Tages. Lady Editha hörte ihm mit ruhiger Fassung und kalter Aufmerksamkeit zu. Nur als er von dem Schluß der Sitzung sprach, als er sagte, daß die Aerzte die Erklärung abgegeben, Mrs. Timblestick sei nicht infolge von Arsenikvergiftung gestorben, sondern es sei eine andere Art der Vergiftung, Blausäure oder eine ähnliche künstliche und seltene Mischung habe ihr den Tod gegeben, nur da bebte sie leise in sich zusammen und ihre Hände zuckten in tödtlichem Schreck. Sir John Hood sah es, und ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Lippen hin.

„Die Sitzung ward also aufgehoben und auf heute vertagt", fuhr er, leise mit dem Haupte nickend, fort. „Man wollte noch von den Chemikern neue Versuche anstellen lassen, um die Art des Giftes genauer bestimmen zu können. Außerdem wollte man noch eine Zeugin vernehmen, welche sich selber zum Zeugniß gemeldet und deren Aussage, wie der Präsident erklärte, von der höchsten Wichtigkeit sei. Und nun, Lady Editha, bevor ich Ihnen erzähle, was sich heute in der Gerichtssitzung begab, habe ich noch eine Bitte an Sie."

„Und diese Bitte ist?" fragte Lady Editha.

„Daß Sie die Gnade haben wollen, mir einen

Augenblick das kleine Fläſchchen zu zeigen, welches ich neulich ſo glücklich war, Ihnen zu Füßen legen zu dürfen."

„Welches Fläſchchen?" fragte ſie mit dem Anſchein des Erſtaunens.

„Das kleine, mit Brillanten beſetzte Fläſchchen, das Sie an jenem Morgen, da Sie mich in Begleitung Ihres Vaters mit Ihrem Beſuche beehrten, die Gnade hatten, von mir anzunehmen. Ich erinnere mich eben, daß ich dem Juwelier verſprochen, ihm eine Zeichnung von dieſem Fläſchchen zu geben, weil ich ganz genau mir ein eben ſolches wollte machen laſſen. Ich bitte Sie, Lady Editha, laſſen Sie es mich einen Augenblick ſehen."

Sie ſah ihn mit einem ſcheuen raſchen Blick an, dann trat ſie an ihren Schreibtiſch, und eine der Schatullen deſſelben öffnend, nahm ſie das Etui mit der Flaſche hervor.

„Hier iſt es", ſagte ſie ruhig. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen, Sir John Hood! Bemühen Sie den Juwelier und ſich ſelber nicht. Laſſen Sie ſich nicht ein neues Etui anfertigen, ſondern behalten Sie dies. Nehmen Sie Ihr Eigenthum zurück."

„Nicht doch", ſagte er lächelnd. „Es wäre aller-

dings bequemer und angenehmer für Sie, Lady Editha! Doch es muß in Ihren Händen bleiben!“

Er betrachtete das Fläſchchen aufmerkſam und nahm es aus dem Etui heraus.

„Es iſt ſo, wie ich dachte“, ſagte er dann nickend. „Das Flacon iſt geöffnet. Ich ſehe es hier an dieſer Stelle. Das Gold iſt matt geworden, weil die ſcharfe Eſſenz beim Herausfließen eine kleine Feuchtigkeit zurückgelaſſen.“

„Wie“, ſagte Lady Editha, hoch aufathmend, „Sie meinen —“

„Ich meine nicht, ich weiß, Lady Editha“, erwiderte er ruhig. „Eine unvorſichtige Aeußerung, von Ihnen in der Oper neulich gethan, ließ mich ein Geheimniß ahnen. Da mich Alles, was Sie betrifft, Mylady, intereſſirt, ſo forſchte ich und entdeckte Ihr Geheimniß! Die Folge davon war, daß ich eine zu den erwähnten Gerichtsverhandlungen ſehr wichtige Zeugin verbarg. Doch heute nach meinem Willen und meiner Abſicht ließ ich die Zeugin erſcheinen, weil ich mit allen Vorbereitungen zu unſerer Abreiſe und Trauung fertig war.“

Sie ſchnellte von ihrem Sitz empor, als habe eine Schlange ſie verwundet.

„Sir John Hood, was ſagen Sie da?“

„Ich ſage, was ich beſchloſſen und was ich mir wohl überlegt habe. Seien Sie ruhig, Lady Editha, und hören Sie! Jetzt komme ich zu der heutigen Sitzung. Man hatte alſo geſtern nach dem dramatiſchen Erſcheinen des tollen Marquis, welcher dem Vorſitzenden der Jury das letzte Wort von der Lippe abſchnitt und damit noch eine neue Aufnahme der Verhandlungen nöthig machte, erkennen müſſen, daß Solanges, wenn die Timbleſtick mit dem Glaſe Waſſer, welches ſie ihr darreichte, nicht vergiftet worden, das unſchuldige Opfer eines von einem Andern begangenen Verbrechens geworden ſei. Aber Solanges hatte während der ganzen Verhandlungen ſchon immer behauptet, daß die Timbleſtick gar nicht von dem Tranke genoſſen habe, ſondern daß das Glas ihren zitternden Händen entglitten und über ihr Kleid ausgeſchüttet worden ſei. Doch jedenfalls ſtand feſt, daß die Timbleſtick vergiftet war. Man entließ Solanges alſo nicht aus ihrer Haft und wollte heute die Verhandlungen wieder aufnehmen, um ſo mehr, als geſtern gerade vor dem Schluß der Sitzung gemeldet wurde, die Kammerjungfer, welche Mademoiſelle Solanges während ihres Aufenthalts im Hauſe der Timbleſtick bediente, habe ſich zum Zeugniß gemeldet. Gleich am andern Morgen nach der Kataſtrophe war dieſelbe aus dem Hauſe

der Timbleſtick verſchwunden und Niemand hatte ſie auffinden können. Das heißt", fuhr Sir John lächelnd fort, „ich hatte ſie aufgefunden. Ich, Lady Editha, ich war in der Frühe des Morgens hingegangen, um meine Nachforſchungen zu halten, und ich ließ mir von dieſer Kammerjungfer Alles erzählen, was ſich am Tage vorher begeben. Damit ſie mir ausführlicher erzählen könnte, nahm ich ſie mit mir und ließ ſie in meinem Hauſe logiren. Umſtändlich erzählte ſie mir dort, was ſich an jenem Tage in dem Hauſe der Timbleſtick zugetragen. Sie erlauben doch, daß ich es Ihnen mittheile? Doch nein, ſprechen wir zuerſt von der Gerichtsſitzung. Es war alſo daſſelbe dramatiſche Arrangement von geſtern. Die Zuſchauertribüne dicht beſetzt von Neugierigen, welche mit athemloſer Theilnahme die ſchöne Mademoiſelle Solanges betrachteten, die in ihrer kleinen Loge ſaß und wirklich von rührender Schönheit war, nicht mehr ſo bleich und kummervoll wie geſtern, ſondern mit dem aufſtrahlenden Lichte der Hoffnung in dem ſchönen, unſchuldigen Angeſicht. Sir Arthus ſtand neben ihr und ſchaute ſie an mit ſo zärtlichem Blick, daß Jedermann in demſelben das Geheimniß ſeines Herzens leſen konnte. Nun begannen die Verhandlungen. Zuerſt ward der neue Zeuge, der ſich gemeldet hatte, vorgerufen.

Das war eben die Kammerjungfer Mary. Der Präſident forderte ſie auf, genau zu erzählen, was ſich an jenem Tage begeben, und ſie that es. Sie erzählte von dem heftigen Zwiſt, der ſich zwiſchen ihrer Herrin und Mademoiſelle Solanges erhoben, und wie Solanges bleich und zitternd ſie gerufen. Während man in dem Geſellſchaftszimmer die lauten Stimmen der Timbleſtick und ihres Sohnes vernommen, hätte Solanges ihr befohlen, ſogleich einen Wagen holen zu laſſen, und dann ihr behülflich zu ſein, ihre Sachen einzupacken. Sie hätte einen Diener beauftragt, einen Wagen zu holen, und eilends hätte ſie dann die Sachen der Mademoiſelle in deren Koffer gethan. Das Etui, welches nachher die traurige, mittelbare Veranlaſſung zu dem Tode der Mrs. Timbleſtick geweſen, hatte Mary, wie ſie feierlich und eidlich ausſagte, ſelbſt in den Koffer gelegt, ohne zu ahnen, daß es nicht das Eigenthum von Solanges ſei. Während die Kammerjungfer die Sachen packte, hätte Solanges haſtig einige Worte geſchrieben und das geſchriebene Papier geſiegelt, adreſſirt und auf den Tiſch gelegt. Dann wäre der Diener gekommen, um zu melden, daß der Wagen da ſei. Er habe die Sachen heruntergetragen und Solanges ſei von dannen gefahren. Mary hatte ſie zu dem Wagen begleitet, dann war ſie zurückgekehrt,

um noch einmal nachzuſehen, ob Solanges nichts vergeſſen habe. Da trat Mrs. Timbleſtick ein, fand das Billet und las es in heftiger Aufregung. Später befahl ſie, ihren Rechtsanwalt herbeizuholen, und mit demſelben fuhr ſie dann gleichfalls von dannen. Nun bitte ich Sie, Lady Editha, aufzumerken, was ſich begab, während die Timbleſtick ihr Haus verlaſſen hatte. Es erſchien ein Groom und brachte ein kleines Kiſtchen mit einem Briefchen dabei. Wiſſen Sie vielleicht, von wem der Groom kam?"

Sie erwiderte nichts, ſondern winkte ihm mit der Hand, fortzufahren.

„Weiter", ſagte ſie leiſe, „weiter!"

„Der Groom ſagte, er ſolle das Kiſtchen und den Brief unmittelbar an diejenige übergeben, an welche das Briefchen adreſſirt ſei, an Mademoiſelle Solanges de St.-Pierre. Die Kammerjungfer erwiderte ihm, daß dieſelbe nicht anweſend ſei und daß ſie nicht wiſſe, wohin ſie ſich begeben. Sie rieth dem Groom, das Paquet zurückzunehmen und ſeiner Herrin wieder hinzutragen. Doch der Groom hielt eine andere Auskunft für bequemer und bat die Kammerjungfer, das Paquet an ſich zu nehmen und, wenn ſie erfahren, wo Mademoiſelle Solanges wohne, es ihr hinzuſchicken. Mary iſt ein gutmüthiges und gefälliges Ding und ſie er-

füllte die Bitte des Grooms. Sie behielt das Paquet und den Brief und deponirte Beides in dem Wohnzimmer der Timblestick, um, wenn dieselbe heimkehre, ihr Bericht zu erstatten. Und nun, Lady Editha, wollen Sie noch behaupten, daß der Zufall nicht ein böser Dämon ist und daß er nicht die Karten noch besser zu mischen versteht wie Lord Pembroke? Lady Timblestick kehrte endlich heim. Sie war in furchtbarer Aufregung, sah bleich und leidend aus und begab sich sofort in ihre Gemächer. Was weiter geschehen, wußte Mary nicht. Sie hörte nur auf einmal ein entsetzliches Geschrei und alle stürzten hinein in das Wohnzimmer der Timblestick. Sie lag lang ausgestreckt auf dem Fußboden und hielt ein Papier und eine Rose in der Hand. Hören Sie, Lady Editha, ein beschriebenes Blatt Papier und eine Rose. Sie verstehen mich doch?"

Er hielt seine Blicke fest und unverwandt auf sie gerichtet, aber sie, die sonst so stolze, kalte und hoheitsvolle Lady Editha, sie wagte es nicht, seinem Blicke zu begegnen, und saß gebeugt und gesenkten Hauptes ihm gegenüber.

„Alle waren, wie Mary berichtete, in der furchtbarsten Aufregung, alle schrieen durcheinander. Man holte die Aerzte, man überschwemmte das Angesicht

der Lady mit Essenzen und starken Mixturen, und es gelang, sie aus ihrer Betäubung wieder aufzuwecken. Sie gab ihr Zeugniß ab gegen Solanges und klagte sie des Giftmords an. Während sie sprach, entglitt die Rose ihrer Hand. Niemand achtete darauf. Mary nahm die Rose und auch das Blatt Papier. Sie that es, ohne selbst zu wissen, weshalb. Vielleicht aus Neugierde, vielleicht, um ein kleines Andenken an die Verstorbene zu haben. Eine Knospe von dieser Rose indeß war in der krampfhaft geschlossenen Hand der Timblestick zurückgeblieben und es fiel der kleinen klugen Mary auf, daß, als der Hund der Timblestick beschnuppernd sich der Hand näherte, in welcher sie die Rose hielt, das Thier mit einem lauten Aufschrei zusammenstürzte und starb. Sie hütete sich also wohl, an die Rose, die sie sich behalten, zu riechen. Sie steckte Beides, Rose und Papier, vorsichtig in ihre Kleidertasche. Dies Alles sagte heute in der Gerichtsverhandlung die kleine Mary aus, und Sie können denken, welche Sensation diese Aussage sowohl bei den Richtern wie bei allen Zuhörern hervorbrachte. Die Hauptfrage war nun: von wem war jenes Briefchen und jenes Paquet geschickt worden? Darauf kam Alles an und dies sollte Mary bekennen. Sie erklärte, daß sie es nicht wisse, daß der Groom es ihr nicht habe

ſagen wollen und daß ſie die Handſchrift jenes Brief=chens nicht habe leſen können. Der Präſident fragte ſie, ob ſie im Beſitz des Briefes ſei? Sie bejahte das, doch meinte ſie, ſie wüßte nicht, wohin ſie ihn gelegt. Sie habe ſich gleich nach dem Morgen der furchtbaren Kataſtrophe, von Grauſen und Entſetzen ergriffen und fürchtend, daß die Nähe der Leiche anſteckend ſein könne, aus dem Hauſe entfernt und ihre Sachen eilends zuſammengepackt und mit ſich genommen. Doch wolle ſie unter denſelben ſuchen, ſie ſei überzeugt, ſowohl die Roſe als auch das Briefchen zu finden. Es war indeß ſpät geworden. Die Sitzung ward aufgehoben und auf den nächſten Tag vertagt. Mary ward ver=eidet und ihr befohlen, am nächſten Tage, das heißt morgen, wieder zu erſcheinen. Morgen alſo, Lady Editha, wird Mary mit dem Briefchen und der Roſe erſcheinen. Und man wird dann wiſſen, wer jene Roſe geſandt, welche der armen Lady Timbleſtick den Tod gab, anſtatt der Mademoiſelle Solanges, für welche ſie beſtimmt war. Wollen Sie ſtatt Mademoi=ſelle Solanges nach Newgate gehen, um dann auch als Schauſpiel zu dienen, von den Zuſchauern begafft zu werden und dem Ausſpruch der Jury ſich zu unter=werfen? Wollen Sie die Schmach und Schande auf ſich nehmen?“

Als die Erſtarrte nicht antwortete, fuhr Sir John mit erhobener Stimme fort:

„Ich ſage Ihnen, Lady Editha, Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie müſſen ſich ſofort entſcheiden. Hier iſt meine Hand. Legen Sie die Ihrige hinein und Alles iſt geſagt. Und von der Kirche auf die See!“

Sie hob langſam ihre Hand empor, und kalt und ſtarr war dieſe Hand, als ſie ſie in die heiße, glühende Hand des Sir John Hood legte.

Er ſtieß einen Freudenſchrei aus, ſchlang ſeine Arme um ſie und küßte ihre Lippen.

Und ſie mußte es dulden und durfte ihn nicht ahnen laſſen, daß ihr Herz ſich aufbäumte in Zorn und Schmerz! Sie ſchloß die Augen, um das triumphirende Antlitz, das ſo nahe dem ihren war, nicht zu ſehen.

Zwei Stunden ſpäter lichtete die Yacht Sir John Hood's die Anker und fuhr aus dem Hafen der Themſe hinaus in das offene Waſſer.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Ganz heimlich hatte Sir John Hood ſeine Vorbereitungen getroffen, hatte ſein ganzes koſtbares Ameublement in den letzten Tagen ſchon verpacken und aufladen laſſen. Seine treuen Nubier hatten Alles in ihrer ſchweigſamen ſtillen Weiſe vollbracht.

Niemand wußte, daß auf dem Schiffe ſich auch die Kammerjungfer Mary befand, deren Ausſage heute in der Abendzeitung ſo viel Aufſehen erregte, und um derentwillen am andern Morgen die Zuſchauer die Pforten von Newgate umlagerten, um dem weitern Verhör beizuwohnen.

Doch es war vergeblich, daß der Präſident die Zeugin aufrief. Sie erſchien nicht und Niemand konnte Auskunft über ihr Verbleiben geben. Man mußte alſo die Sitzung aufheben, und man mußte, da alle

Nachforschungen nach der Zeugin vergeblich waren, endlich auch die ganze Angelegenheit beseitigen. Gegen Solanges konnte keine weitere Anklage aufrecht gehalten werden. Man sprach sie frei „wegen mangelnder Beweise“ und entließ sie aus der Haft.

Sir Arthus holte sie aus dem Gefängniß ab. Sein Wagen stand vor der Thür, und er bot ihr die Hand, um sie hinein zu heben, dann folgte er ihr.

Hand in Hand saßen sie da und schauten sich an mit einem seligen Lächeln.

„Solanges“, flüsterte Arthus, „vorüber nun sind die bösen Tage, und Gott wird geben, daß ich von nun an Dir nur glückliche und gute Tage bereiten kann.“

„Gott wird geben, Arthus, daß ich Dir lohnen kann für Deine Treue und Liebe“, erwiderte sie lächelnd. „Ich will Dir nun auch ein Geheimniß künden, Arthus. Ich habe Dich geliebt von dem ersten Moment an, da ich Dich sah.“

Der Wagen hielt vor einer Kirche an, und der bereit stehende Diener öffnete den Schlag.

Am Arm ihres Geliebten trat Solanges ein in die heiligen Hallen. Die beiden alten Advocaten empfingen sie am Altar. Sie, die Zeugen ihrer Unschuld, sollten jetzt auch die Zeugen ihres Glückes sein. Der

Prieſter ſtand bereit, Die Kerzen brannten und ein glückliches Brautpaar beugte ſeine Kniee und empfing Hand in Hand die heilige Weihe ſeines Liebesbundes.

Um dieſelbe Zeit ſtand Lady Editha Haſtings. jetzt die Gemahlin Sir John Hoods, auf dem Verdeck des Schiffes und ſchaute hinaus auf das Meer, das in hohen Wogen das Schiff umrauſchte. Sir John Hood ſtand neben ihr und mit einem ſeltſamen Blick voll Hohn und Spott betrachtete er das ſtolze bleiche Angeſicht ſeiner Gemahlin, die ſeine Nähe gar nicht zu beachten ſchien und gedankenvoll immer noch die Augen hinausſchweifen ließ über das Meer.

„Du ſcheinſt mir heute in ſchlechter Stimmung zu ſein, meine Liebe“, ſagte er mit kaltem, höhniſchem Ton. „Ich bemühe mich vergeblich, Dir in der alten Weiſe Schmeicheleien zu ſagen, es ſcheint Alles vergebens. Aber ich bin nicht mehr der Sklave der ſchönen Editha, ſondern ich bin ihr Herr. Sieh mich nicht ſo ſtolz und verächtlich an, meine theure Editha. Ich bin Dein Herr und ich gedenke es auch zu bleiben“, fuhr er fort. „Du biſt mein Eigenthum, und Du ſollſt es nie vergeſſen, daß ich dies mein Eigenthum vom Tod und von der Schande errettet habe. Du ſollſt demüthig werden! Wir kehren jetzt nach Indien zurück! Ich werde Dich mit Glanz und Pracht umgeben, weil

Du meine Gemahlin bist. Doch höre dies: Ich will nicht, daß Du in Indien Dein altes Spiel wieder beginnst und Deine Künste aufs neue übst. Ich will keine Nebenbuhler haben, wie sie Lord Hastings hatte. Sie brachten ihm den Tod, doch ich sage Dir dies Eine, Editha, ich werde es nicht machen wie Lord Hastings, ich werde mich nicht wie er zu Deiner Ehrenrettung schlagen, ich werde Dich schlagen, Editha, wenn Du mich zum Zorne reizest, das bedenke und das vergiß niemals!"

Sie sprach kein Wort. Sie klagte nicht. Doch in ihr klagte und schrie es: „Dein Leben wird eine Hölle sein, doch Du mußt die Hölle tragen, denn Du bist eine Schuldige, und das Schicksal ist gerecht. Es straft die Schuldige!"

Ein Strahl der Abendsonne traf in diesem Moment ihr bleiches, stolzes Antlitz. Derselbe Strahl vielleicht, der eben das glückliche Paar beleuchtete, welches auf dem Balkon des Gartens stand und selig zum Himmel aufblickte!

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane
aus dem Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Zur linken Hand

Novelle

von

Edmund Höfer.

1 Band. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

In der Welt verloren.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

Zweite Auflage.

4 Bände. 8. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Armadale.

Roman

von **Wilkie Collins.**

Aus dem Englischen von Marie Scott.

Autorisirte Ausgabe.

6 Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Neue Romane
aus dem Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Ein Meteor der Börse.

Roman
von
Otfrid Mylius.
3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Christoph Pechlin.

Eine internationale Liebesgeschichte
von
Wilhelm Raabe.
2 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Jagd nach dem Glücke.

Roman
von
F. C. Schubert.
3 Bände. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

LEGATORIA D'ARTE F. AQUILINA IN NAPOLI